JAHRBUCH DES OBERAARGAUS 2002

Blick vom Hünengrab bei Niederbipp über Rütihof und Längwald zum Jura (Roggen). Foto Heini Stucki, August 2001. Diese Landschaft gehört zum Lebensraum von Gerhard Meier. Mit dem Beitrag «Amrain, Güggel, Rügen» gratulieren wir unserem Ehrenmitglied aus Niederbipp-Amrain zum 85. Geburtstag. In den letzten Jahren waren Fotograf Heini Stucki und der Verfasser des Textes, Valentin Binggeli, unterwegs auf den Spuren von Werk- und Lebensorten des Dichters.

Jahrbuch des Oberaargaus 2002

45. Jahrgang

Herausgeber
Jahrbuch-Vereinigung Oberaargau
mit Unterstützung von Kanton und Gemeinden

Umschlagbild
Heinz Eberli: Schmetterlinge. Aus Farbstiftzeichnung (Original s. S. 68). 1993

Ein aktualisiertes Sachverzeichnis sämtlicher Jahrbücher ist im Internet
unter www.oberaargau.ch/jahrbuch zu finden oder
kann bei der Geschäftsstelle zum Selbstkostenpreis bezogen werden.

Geschäftsstelle
Mina Anderegg, 3380 Wangen a. A.
Erwin Lüthi, 3360 Herzogenbuchsee

Druck und Gestaltung: Merkur Druck AG, Langenthal

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 7
(Herbert Rentsch, Herzogenbuchsee)

Amrain, Güggel, Rügen – Die Landschaft im Leben und Werk Gerhard Meiers 11
(Valentin Binggeli, Bleienbach, und Heini Stucki, Biel)

Ein Freund der Schmetterlinge 53
(Berty Anliker, Gondiswil)

Mammutfunde im nördlichen Napfvorland 70
(Samuel Wegmüller, Mattstetten)

Weltmeister Fritz Scheidegger, 1930–1967 – Der Langenthaler Motorrad-Rennfahrer 96
(Markus Schürpf, Bern)

Landschulmeister in Gondiswil 103
(Arthur Bill, Gerzensee)

Wilhelm Tell und Patrizierlandsitz – Zwei Bauten aus der Endzeit der Mediation in Melchnau 114
(Rolf Tanner, Melchnau)

Zum Jahr der Berge 126
(Walter Meyer †, Kleindietwil)

Der Dialekt im Oberaargau – Innere Gliederung und Beeinflussung von aussen am Beispiel einiger Wörter und Begriffe 131
(Marcel Zumstein, Thun/Spych)

Von der Rekrutenschule zur Grenzwache im Jura – Gottlieb Käser von Käsershaus erlebt die Grenzwache im Deutsch-Französischen Krieg 1870 . 158
(Rosmarie Käser-Nyfeler, Leimiswil)

Demokratie im Dorf – Entstehungsgeschichte des alten Madiswiler Dorfschulhauses 1893–1900 und der Weg seiner Umwandlung zum Dorfzentrum 1985–1999 191
(Simon Kuert, Langenthal)

Lotzwil im Zweiten Weltkrieg 215
(Daniel Haller, Langenthal, im Gespräch mit Werner Schneeberger und Ernst Herzig)

Die Lenkwaffenstellung auf dem «Hellchöpfli» 237
(Hans Roth, Wangen a.A., und Peter Hänni, Langenthal)

Glas Trösch, Bützberg 246
(Heinz Trösch, Hergiswil NW)

Die neue Bahnstrecke wächst – trotz Rückschlägen. – Im Oberaargau wird die Bahn 2000 gebaut (Teil 2) 269
(Herbert Rentsch, Herzogenbuchsee)

Neuerscheinungen 281

Pro Natura Oberaargau 2001 287
(Käthy Schneeberger-Fahrni, Roggwil)

Vorwort

«Die Jahrbuch-Vereinigung des Oberaargaus trägt Entscheidendes und Prägnantes zur überregionalen Ausstrahlung und Bereicherung der Kultur des Oberaargaus bei.» Dieser Satz – hier leicht gekürzt wiedergegeben – steht in der Urkunde, mit welcher die Stadt Langenthal am 9. November 2001 unseren Verein würdigte. Es war das Jahr der Freiwilligenarbeit, und deshalb hatten sich die Verantwortlichen des städtischen Kulturpreises entschlossen, die Geldsumme für den Preis solchen Institutionen zukommen zu lassen, die sich in freiwilliger und unbezahlter Arbeit für kulturelle Belange einsetzen. Zu den acht Preisträgern gehörte auch die Jahrbuch-Vereinigung. So dürfen sich die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Jahrbuchs der amtlich bescheinigten Gewissheit erfreuen, die Kultur der Region zu bereichern.

Dies zu tun, ist seit jeher die Absicht der Jahrbuchmacher. Das Jahrbuch soll ein Dokument sein, in dem sich Vergangenes und Gegenwärtiges aus dem Oberaargau spiegeln. Es vereinigt Berichte über Ereignisse, Personen und Orte, es veröffentlicht Beiträge über Untersuchungen, Erkenntnisse und wissenschaftliche Zusammenhänge, welche die Region betreffen. Somit bietet das Jahrbuch vieles in einem: Unterhaltung, Erbauung, Wissensvermittlung. Der Oberaargau wird in seiner Vielfalt dargestellt und von verschiedensten Seiten beleuchtet. Viele Beiträge wären ohne das Jahrbuch gar nie geschrieben worden. Und weil im Jahrbuch Vergangenheit und Gegenwart aufgezeigt und analysiert werden, kann es auch als Quelle und Fundus für Menschen dienen, die sich spezieller Themen aus der Region annehmen wollen.

All dies bietet auch das Jahrbuch 2002 – das 45. in Folge seit 1958: Geschichtliches aus weit zurückliegenden Epochen, aber auch aus Zeiten, deren sich die älteren Leute noch entsinnen, wie der Blick auf die Verhältnisse in Lotzwil während des Zweiten Weltkriegs; ein Gratulationsaufsatz

zum 85. Geburtstag des Schriftstellers Gerhard Meier, Niederbipp; Lebensgeschichten von Persönlichkeiten wie dem Landwirt Gottlieb Käser oder dem Motorrad-Rennfahrer Fritz Scheidegger; ein Stück Industriegeschichte am Beispiel der Firma Glas Trösch; Berichte, welche die frühere Zeit der heutigen gegenüberstellen, so der Schulhausneubau und die spätere Renovation in Madiswil; Artikel aus der Gegenwart wie das im Endausbau stehende Jahrhundertbauwerk der Bahn 2000.
Der Bericht über Lotzwil im Zweiten Weltkrieg löste innerhalb der Redaktion Diskussionen aus. Sollte ein solcher Artikel überhaupt im Jahrbuch erscheinen? Ist es richtig, über die damaligen Ereignisse zu berichten, wenn sich auch 60 Jahre später noch Leute betroffen fühlen könnten? Die Redaktion war mehrheitlich der Meinung, man dürfe das damalige Geschehen nicht ausblenden. Solche Vorkommnisse zu thematisieren sei besser, als sie zu verschweigen.
Die vorliegende Ausgabe des Jahrbuchs knüpft nicht nur inhaltlich, sondern auch gestalterisch an seine Vorgänger an. Hinter den Kulissen ist die Diskussion um die künftige Form und Gestalt des Buchs jedoch in vollem Gang. Es ist nicht ganz auszuschliessen, dass die Ausgabe 2003 formal bereits mit überraschenden Neuerungen aufwartet.

Herzogenbuchsee, im Spätsommer 2002 Herbert Rentsch

Redaktion:
Jürg Rettenmund, Huttwil, Präsident
Valentin Binggeli, Bleienbach
Martin Fischer, Herzogenbuchsee
Margreth Hänni-Hügli, Langenthal
Simon Kuert, Langenthal
Erwin Lüthi, Herzogenbuchsee
Herbert Rentsch, Herzogenbuchsee
Fredi Salvisberg, Wiedlisbach
Daniel Schärer, Schwarzenbach-Huttwil

Kulturkommission und Gemeinderat

Stadt Langenthal

Würdigung

Kulturkommission und Gemeinderat der Stadt Langenthal nehmen heuer, anlässlich des UNO-Jahres der Freiwilligenarbeit, die Gelegenheit ernst und wahr, die nachweislich und seit 1958 freiwillig geleistete Kulturarbeit der

Jahrbuch-Vereinigung des Oberaargaus

im anerkennenden und wertschätzenden Sinne zu würdigen.

Die Stadt Langenthal dankt der Redaktion und den Vertriebsmitarbeiter/innen des Oberaargauer Jahrbuchs, die mit ihrem grossen und engagierten Einsatz im Verlaufe der Jahre eindrückliche 44 Jahrbücher und 4 Sonderbände herausgegeben haben.

Die Jahrbuch-Vereinigung des Oberaargaus trägt mit ihrem engagierten Wirken und Schaffen Entscheidendes und Prägnantes zur überregionalen Ausstrahlung und vielgeschätzten Bereicherung der Kultur in der Stadt Langenthal und des Oberaargaus bei.

Langenthal, den 8. November 2001

Im Namen des Gemeinderates:

Der Stadtpräsident — Hans-Jürg Käser

Der Stadtschreiber — Daniel Steiner

Im Namen der Kulturkommission:

Der Präsident — Dr. Hans Scheidiger

Die Kulturbeauftragte — Christine A. Jossen

Jurastrasse 22 4901 Langenthal Telefon 062 916 21 11 Fax 062 923 03 30 Postcheckkonto 49-28-8

Amrain, Güggel, Rügen

Die Landschaft im Leben und Werk Gerhard Meiers

Valentin Binggeli (Text) und Heini Stucki (Fotos)

Am 20. Juni 2002 wurde Gerhard Meier 85, der Dichter von Amrain, der das Dorf Niederbipp am Jurasüdfuss, eben das Amrain seiner Poesie, in die Weltliteratur getragen hat.[1] Wir senden mit diesem 45. Band «Jahrbuch des Oberaargaus 2002» herzliche Glückwünsche an den blauen Berg hinüber, vor allem solche für gute Gesundheit.
Gerhard Meier gilt als einer der bedeutendsten Dichter deutschsprachiger Gegenwartsliteratur. Er hat fast alle Literaturpreise erhalten, die zu erhalten sind. Uns im Oberaargau berührt, dass er die gleiche Sprache spricht wie wir. Und wir sind dankbar dafür, dass sich ein Abglanz seiner Poesie auf dieses Dorf und Land am Jurafuss gelegt hat. Mit kleineren Unterbrüchen lebt Gerhard Meier da von Kindsbeinen auf, in seiner geliebten Provinz. Denn, sagt er, immer schön den Dienstweg einhalten: Nur ein echter Provinzler kann auch ein rechter Weltbürger sein. Zur hie und da beklagten provinziellen Enge der Schweiz sagt er: «Provinz ist eine Kleinsteinheit. Die Blätter des Lindenbaums sind dessen Provinzen. Tolstoi lebte achtundvierzig Jahre in Jasnaja Poljana, ungefähr 250 Kilometer südlich von Moskau.»[2]

1. Einführung

Die Bedeutung der Landschaft bei Gerhard Meier ist augenfällig. Das kommt im persönlichen Gespräch zum Ausdruck – wie in den «Amrainer Gesprächen» mit Werner Morlang – und ebenso in seinen Büchern, auf jeder Seite sozusagen. Er lebt in tiefen Bezügen zu seiner Region am Jurasüdfuss, aber auch zu all den geliebten fernen Landschaften. Kaum ein Gedanke, ein Satz ohne Hinweis auf Häuser, Gärten, Bäume, Blumen, ohne Blick zum Jura, ohne die Sorge um Luft und Boden, Land und Menschen.
Im Folgenden versuchen wir, uns Gerhard Meier aus der ungewohnten

Auf der Alp (Waldenalp) über Amrain (Niederbipp). März 2002

Sicht des Geografen zu nähern: also einmal nicht auf literarischen, sondern auf landschaftlichen Wegen. Dass es sich entsprechend um nicht mehr als eine Annäherung handeln kann, dessen sind wir uns bewusst. Unser Vorhaben ist, bezeichnende meiersche Stellen aufzusuchen, wo Natur und Landschaft betont zum Ausdruck kommen. Es geht um eine Geografie von Werk- und Lebensorten. Mit andern Worten: um eine poetische Topografie. Dabei gilt der Grundsatz, so weit als möglich Gerhard Meier selbst zu Wort kommen zu lassen. (Für nähere Angaben zu Biografie und Bibliografie sei verwiesen auf den Anhang ab S. 48 am Schluss des Beitrages.)

Die Stichworte im Titel – Amrain, Güggel und Rügen – mögen hier als landschaftliche Orte stehen, die für Gerhard Meier von besonderer Bedeutung sind. Amrain, Pseudonym für Niederbipp, ist sein Lebensort im doppelten Sinne. Der Hof Güggel über Niederbipp sei Fingerzeig auf Amrains nähere Umgebung von Jura und Jurasüdfuss. Und Rügen schliesslich, die Insel der Herkunft von Mutter Meier, möge Sinnbild für die Ferne sein, für die «Heimwehländer».

In der textlichen Begrenzung halten wir uns an die Baur- und Bindschädler-Tetralogie (gemäss dieser erfolgt auch die Zitierung).[3] In der räumlichen Begrenzung halten wir uns an die Landschaft am Jurasüdfuss. Den ferneren Gebieten können bloss einige Hinweise gewidmet werden, so Rügen, Venedig und Russland. Unsere Auswahl der zahlreichen Meier-Orte erfolgt, neben sachlicher Gewichtung, durchaus auch nach persönlichen Interessen und Vorlieben.[4] – Die Kapitelgliederung ist weder gegeben noch klar festzulegen, sie dient einzig einer gewissen Übersicht. Im Leben wie im Werk durchdringen sich diese Bereiche mannigfach in untrennbarer Weise.

Bei Gerhard Meier wird die reale Landschaft meist rasch zur poetischen Landschaft: Kaum je bleibt er längere Zeit bei der Schilderung von Wirklichkeit – die an sich schon meistens hintergründig ist –, bald kommt zum Abbild das Sinnbild. Und die nahe Landschaft ist mit weit entfernten verwoben, die Gegenwart mit dem Vergangenen. «Auf Amrain ergoss sich hie und da Mondlicht, was einen an Jasnaja Poljana denken liess und an Tolstois Grabstätte im Wald drin.»[5] Bei diesem Zitat denken wir mit Andreas Isenschmid schon ein wenig an «eine jener Passagen, in denen Meier die Verwandlung des Alltäglichen ins Wunder vollzieht.» (Jahrbuch des Oberaargaus 1997)

2. Die Landschaft Bipp

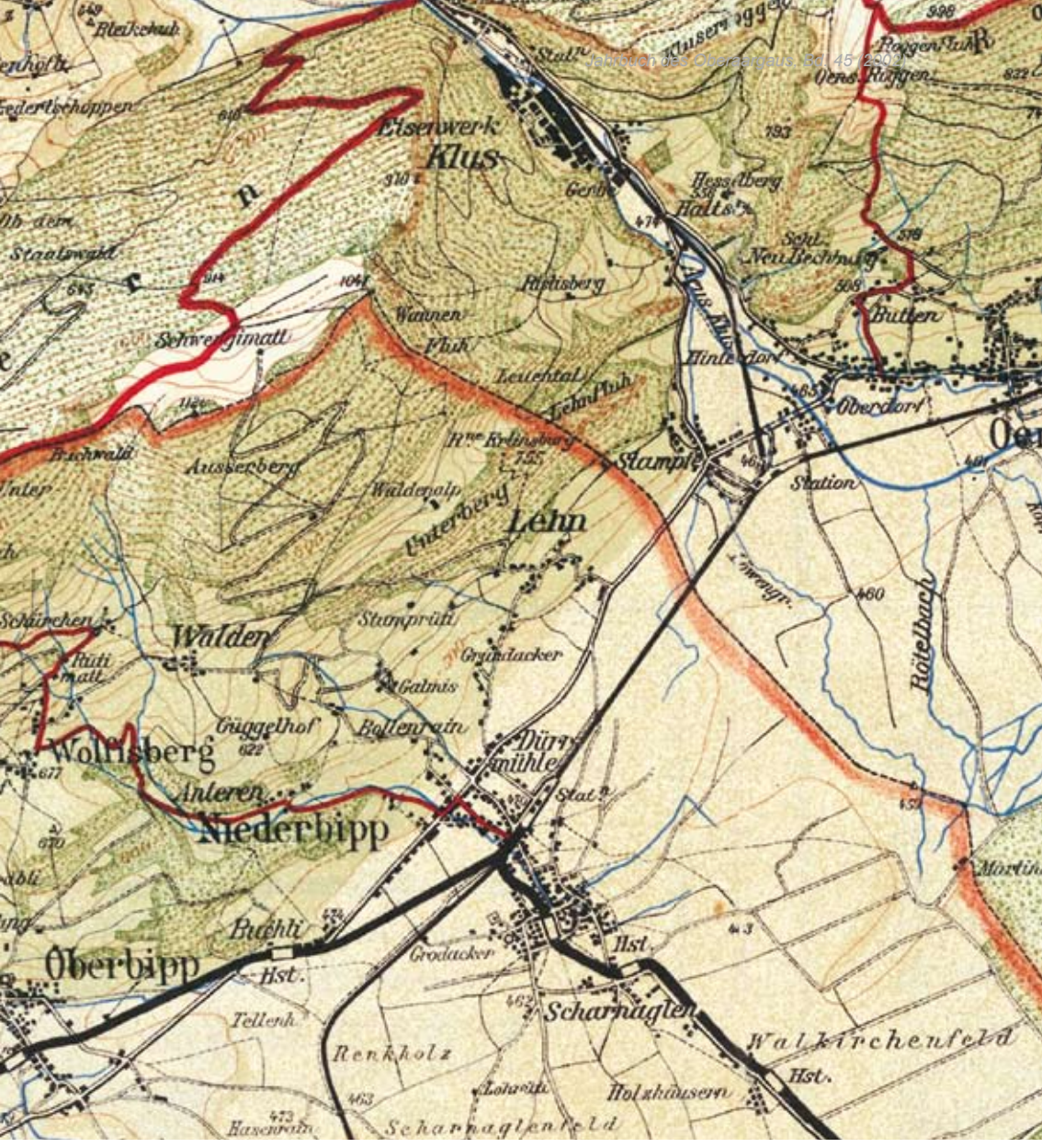
Es dürfte dienlich sein, vorab eine kurze geografische Übersicht über das Land Gerhard Meiers zu geben. Wobei der Begriff «Landschaft» weitherzig definiert sei, von Gestein, Landform und Gewässern bis Siedlung, Wirtschaft und Volkstum, bis zum Denken und Fühlen der Menschen – und eben bis zur Poesie dieses Landes. So gibt es auch eine Dorf-Landschaft, eine Baum- und Gartenlandschaft. Und schliesslich ist gerade Gerhard Meier stets auf der Suche nach der Landschaft «hinter den Dingen», zum Beispiel dem «Sneewittchenland hinter den sieben Bergen» ... «wo kein Schatten ist, kein Winter.»[6]

Zum «Bipperamt» – siehe dazu den Historiker Karl H. Flatt 1969 – zählen wir den nördlich der Aare gelegenen Teil des Amtes Wangen mit den Jurafuss-Gemeinden Niederbipp, Oberbipp, Wiedlisbach und Attiswil sowie den Berggemeinden Wolfisberg, Rumisberg und Farnern. Diese Region gliedert sich aus landschaftlicher Sicht in vier Teile: Jurasüdhang, Jurasüdfuss, Bipper Ebene und Moränenhügelland.[7]

Der Jurasüdhang, aufgebaut aus Kalk und Mergel, ist Teil der südlichsten Kette des Faltenjuras zwischen Weissenstein und Oensinger Klus, hier Leberberg genannt. Merkmale sind Versteinerungen, Höhlen und Dolinen, Klusen, Wälder, Weiden und Einzelhöfe.

Der Bipper Jura weist eine Spezialität auf: Von der Flanke ist ein grösserer Teil – infolge der steil gestellten Kalkfalte und des Untergrabens durch eine eiszeitliche Uraare – in einem Bergrutsch abgefahren. Dadurch kamen hier Gesteine wie Gips und Salz an die Oberfläche, die sonst in grosser Tiefe liegen. Sodann bildeten sich in den Rutschmassen mannigfache Kreten, Kuppen, Wellen, Mulden, Tälchen und Terrassen. Sie erst ermöglichten die Besiedlung der Flanke mit Bergdörfern und -weilern. Auf einer Terrasse liegt zum Beispiel der Hof Güggel, ebenfalls über ein Flachstück zieht sich die Waldenalp, von Gerhard Meier einfach «Alp» geheissen.

Die Jurasüdfuss-Zone stellt eine spannungsreiche Grenzregion dar, geografisch zwischen Jura und Mittelland, zeitlich zwischen Erdmittelalter (vor rund 200 Millionen Jahren) und Erdneuzeit (vor rund 40 Millionen Jahren), geologisch zwischen Kalk und Molasse. Hier treffen Berg und Ebene aufeinander, der Grenzstreifen akzentuiert durch die Jurafusslinien von Strasse und Bahn (und Autobahn) wie durch die Perlenkette der Bergfussdörfer. Doch der geologische Übergang ist gutteils überdeckt von



Karte der Gerhard-Meier-Orte um Amrain (Niederbipp). Gestrichelt und rot: Kantonsgrenze Bern/Solothurn. Rechts oben: Oensingen und Roggen. Links oben: Leberberg (Weissenstein-Kette). Links unten: Moränenhügel, Bipper Ebene und Längwald. Rechts unten: Rütihof mit «Hünengrab» der Hallstattzeit. Topografische Grundlage: «Bahn-Karte» LJB/LMB 1:50 000 (undatiert; Mitte des 20. Jahrhunderts). Massstab leicht vergrössert

Seitenmoränen des letzteiszeitlichen Rhonegletschers (vor rund 20 000 Jahren). Darunter zieht die Molasse durch. Deutlich aber fällt der Gegensatz ins Auge, dass auf Bergflanke und Ebene Landwirtschaft betrieben wird, im Grenzraum des Jurafusses aber zog die Verkehrslage auch bekannte Industriebetriebe an, für die heutige Zeit sei die Tela genannt, Fabrik feiner Papiere, für früher das Eisenwerk in der Klus.

Die grosse Ebene zwischen Jura und Längwaldhügel wird Bipper Feld oder Waldkirchen-Feld genannt. Sie bildet in typischer Weise das Vorland der Endmoränen und besteht aus Geröll- und Sandschichten. Diese wurden von wasserreichen Gletscherflüssen abgelagert, wie sie für die Gletscher-Rückzugs- und Schmelzphase bezeichnend sind.

Westwärts an die Ebene schliesst das zugehörige Moränenhügelland an, das sich ausdehnt zwischen Bannwil, Wangen, Niederbipp und Wiedlisbach. Es stammt vom Rhonegletscher, der im Maximalstand der letzten Eiszeit bis hieher reichte, und ist ein Teil des klassischen «Endmoränenzirkus von Wangen a. d. Aare», bereits um 1900 beschrieben von den grossen Eiszeitforschern Penck und Brückner. Die äussersten feinen Wellen von Stirnmoränen beginnen an der Gemeindegrenze Ober-/Niederbipp (Weidrain, Lerchen usw.). Im Schwarm der zahlreichen Moränenhügelzüge liegen Mulden eingebettet wie jene mit dem kleinen Restsee Erlimoos. Die ursächliche Dreiheit von Moräne, Zungenbeckensee und Schottervorfeld wird als «glazialer Komplex» bezeichnet.

Solche Eiszeitbildungen sind gerade im Lande Gerhard Meiers vorzüglich ausgebildet, sodass sie von vielen namhaften Gelehrten geortet und in vielen Schriften erörtert worden sind. Als augenfällige Eiszeitzeugen sind im Weitern die Findlinge erwähnenswert, wie der mächtige «Bernstein» ob Attiswil, den der Geologe Isidor Bachmann – um 1870 notabene – beschrieb als «den grössten Block von Montblancgranit, der in diesen Bezirken noch existiert».

Am Jurahang blieben einige Naturinseln erhalten, in steilen Wäldern oder Heckenborden, in Runsen, Rutschhängen, Blockhalden oder Schuttkegeln. Daneben hat der Mensch auch am Berg die Naturlandschaft umgestaltet, besonders um die Bergdörfer und in den Weidegebieten. Vor allem aber die tieferen Zonen sind ausgesprochene Kulturlandschaften, stark geprägt von Menschenhand: die Ebene durch jene des Bauern, der Jurafuss durch Gewerbe, Verkehr und Industrie. So ist Amrain vielfältig bevölkert, sowohl von Bauern wie von Handwerkern und Fabrikarbeitern. Diese

Menschen stehen im Zentrum von Gerhard Meiers Poesie. Ihnen gilt seine Anteilnahme, vorab den Kleinen und Schwachen, den Rand- und Windfiguren.

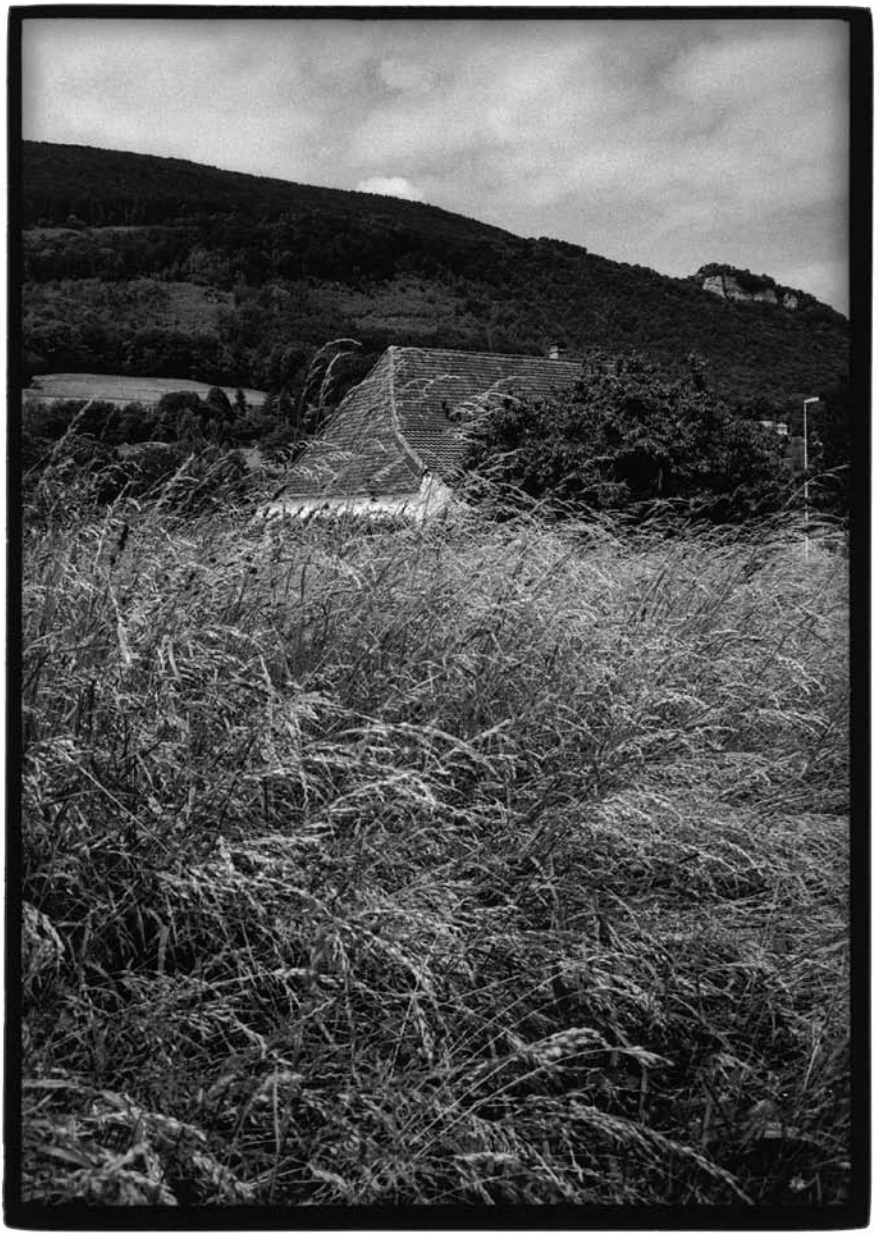
3. Der Landstrich Amrain

Amrain ist das Dorf von Gerhard Meiers Poesie, mit Liegenschaften, Bäumen, Blumen, Gärten, mit den Verwandten und Unverwandten, den Lebendigen und den Toten. Zu diesem Ort hat er viele innige Bezüge. Eines Morgens, als er Brot holen ging, sagte er zu sich: «Ich freute mich darauf, Amrain zu durchqueren.»[8]

«Über den Landstrich war mittlerweile die Nacht eingebrochen. Einige Sterne flimmerten bereits. Der Mond stand als Sichel gerade über Amrain, von wo her die Geräusche des Karnevals sich verstärkten.»[9]

Anton Krättli (1991) tituliert Niederbipp kurz als: «Amrain, ein Ort der Weltliteratur am Südfuss des Juras.»[10] Und die Zeitschrift «Quarto» des Schweizerischen Literaturarchivs: «Gerhard Meiers Kosmos heisst Amrain, ein Dorf in der Provinz am Jurasüdfuss, wo sich nicht nur das einfache Leben seiner Bewohner abspielt, sondern auch Gedanken über Literatur, Religion, Kunst und Musik zum Alltag gehören.» (C. Jäger 2000) «Die Welt existiert erst, wenn sie formuliert, in Sprache gefasst vorliegt.»

«Amrain war das Zentrum der Welt. Ich hatte es festgestellt, als ich an einem Morgen und sonntags zur Post ging, verhältnismässig früh am Tag also, und Anfang November. Auf dem Heimweg kam ich an der Brauerei vorbei. Die Bäume liessen die Blätter fallen. Der Wind wirbelte sie herum. Die Toten, das heisst, der alte Fabrikschmied, mein Schulkamerad (Kaufmann und Klavierspieler, Chopinspieler), der massige Wirt, der Chirurg Dr. Ramser und der Schuhmacher, der über viele Jahre seines Lebens Oberturner war, alle diese Dahingegangenen schauten den Blättern nach. Und ich fühlte, sehr heftig eigentlich, dass das nun das Zentrum der Welt sein musste: Amrain, insbesondere die Brauerei zu Amrain, samt den Häusern darum herum, dem Boden darum herum und samt den Bäumen darauf, auch jenen, die es nicht mehr gab.»[11] – «Es wurde mir klar, dass auch über Amrain die Brandung der Geschichte gerollt sein musste, wie über jeden beliebigen Punkt dieser Erde, die Anemonen hervorbringt, Buschwindröschen, Waldanemonen.» (Land der Winde)[12]



Wohnhaus Meier am Gerhard-Meier-Weg, wo das gesamte Werk des Dichters entstand. Im Hintergrund der «Berg» (Jura mit Lehnfluh). Juni 2002

Meiers Dorfwelt wird zum Weltdorf. All seine «Schreiberei habe mitgeholfen, den Amrainer Kosmos einzufangen».[13] Auch herbstliche Nebel können dieses Bild nicht drücken. «Wenn ich durch Amrain gehe, dann kann es passieren, dass ich nicht durch ein verhangenes Amrain, sondern durch ein duftiges, pastellfarbenes Bild William Turners wandle, in welchem die Bäume kopfstehen, das heisst mit den Kronen in einem turnerschen Grunde wurzeln.»[14]

«Der November ist der intensivste Monat, Bindschädler, in Bezug auf Farben zumindest, Bewegung, Licht; in Bezug aber auch auf Verzweiflung, Verzückung. Gelegentlich freilich gibt er sich apathisch, dieser November, hüllt sich gleichsam in Nebel ein, und zwar über Tage hin, über Wochen, so dass auf den Feldern die Steinkreuze triefen, die Gehöfte vor sich hin dösen. – An Ketten liegen verdrossene Hunde. Wege drücken sich um die Gehöfte herum, in Kiesgruben endend, Wäldern, Ebenen, die aber als solche nicht zu erkennen sind. Briefträger in Pellerinen tragen Rechnungen aus.»[15]

Die zwei Bahnen, die Amrain mit der Welt verbinden, hat Gerhard Meier mehrmals liebevoll porträtiert, die Zuneigung ironisch gefärbt: Von der SBB-Jurafusslinie heisst es im Gedicht «Das Gras grünt»: «Betont feierlich verlässt der Güterzug das Dorf.» Von der Lokalbahn, damals LJB (Langenthal–Jura-Bahn) genannt: «Die Lokalbahn hüpft durch die Ebene ... über ein Trassee, das zu wünschen übrig lässt.»

Ausgewählte Stellen aus der «Ballade vom Schneien» mögen Amrain in Meiers poetischer Prosa spiegeln:[16]

«Durch das Filigran der Eschenkronen hindurch waren die Dächer Amrains zu sehen, die der Schnee eben aufgehellt hatte. Da lag nun also Amrain, über das viele Sommer dahingegangen sind, viele Winter, Frühlinge und Herbste, viele Regentage und Dürrezeiten; das aber auch Brände hat hinnehmen müssen, Seuchen, wo die Passanten zum Beispiel die Schuhe in Bottichen zu desinfizieren gehabt hätten, wenn es sich um die Maul- und Klauenseuche gehandelt habe. Und immer muss es seine Schmiede gehabt haben, seine Viehhändler, Sargschreiner, Landstreicher. Und am Tag der Schlacht bei Borodino vielleicht auch gutes Wetter.»

«Es gab übrigens ein Foto vom Amrainer Bahnhof mit dem Platz, auf dem die Turner jeweils die Marsch- und Freiübungen zu üben pflegten, wenn ein Fest bevorstand. Auch die Bäume entlang dem Trassee der Lokalbahn waren vorhanden, deren unterste Äste jeweils die Wagen liebkosten,

wenn sie ein- und ausfuhren, bei Wind auch im Stehen. Auch das Geleise war ersichtlich auf dem Foto, die Alp und ein Teil vom Roggen. Neben dem Eingang zum Wartsaal war der Ständer mit den Signalglocken abgebildet. Von ihm ging jeweils ein Geläute aus, wenn ein Zug betont feierlich das Dorf verliess.»
«Bindschädler, da gab's noch das Foto mit dem Teich darauf, in welchem sich die Kirche spiegelte und der Jurasüdhang. Solche Teiche konnten auftreten bei Regenfällen oder Schneeschmelze. Gelegentlich legte sich eine Eisschicht darüber, dünn und durchsichtig wie Fensterscheiben. Bindschädler, die Kirche entpuppte sich mir als Tempel aus Walsers Ballade vom Schneien – und der vergilbte Jura als Berg der Seligpreisungen. – Unter besagter Eisschicht übrigens blühten die Massliebchen. – Und der Weg zum Nachbardorf bildete die Scheidelinie zwischen Gespiegeltem und Ungespiegeltem.» (Ballade vom Schneien)

*

Liegenschaft ist ein beliebtes Meier-Wort, wie Landstrich, Landstörzer und Landschiff. Zu Häusern lebte er – der einmal hatte Architekt zu studieren begonnen – in enger freundschaftlicher wie sachlicher Tuchfühlung. «Es ist seltsam, wie Häuser mich beeinflussen können», sagt er in den «Amrainer Gesprächen».
Eine ganze Reihe von Liegenschaften Amrains hat er in seinen Werken liebevoll betreut, so Baurs Stammhaus, dann das Vaterhaus von Linda, seiner frühen Liebe, die Kirche, das Spital, das Doktorhaus, das untere Schulhaus, den Bahnhof, das rote Hotel, den «Pfauen», das Landschiff Konsum, die Liegenschaft des Joachim Schwarz, den Coiffeurladen des Köpenick, das Transformatorenhaus, den «Bären» und immer wieder die «Brauerei», das Zentrum von Amrain und also das Zentrum der Welt, deren Fassade, durch die Kastanienbäume schimmernd, Paris evozierte.[17] Zum Beispiel das Meier-Haus: «Das Stammhaus am Rande Amrains, an der Dialektgrenze auch, das Baursche Stammhaus am Jurasüdfuss, umgeben von Nuss- und Zwetschgenbäumen, deren Früchte schon Baurs Vater gepflückt haben musste».[18] – «Perlmuttern schimmerte das Krüppelwalmdach der baurschen Liegenschaft.»[19] – «Ich bekam die Westfassade der baurschen Liegenschaft vor Augen, mit dem Dach darüber, das dem Bild Ad Parnassum von Paul Klee gleichkommt.[20] – «Auf dem Bretterboden der Tenne habe jeweils die dampfgetriebene Dresch-

Das Meier-Stammhaus unterhalb des Weilers Lehn, nahe der Kantonsgrenze Bern/Solothurn. Juni 2002

maschine gestanden, die im Nachsommer von Gehöft zu Gehöft zu fahren geruhte, Rauchfahnen schwingend. Zur selben Zeit pflegten die Lokomotiven der Eisenbahnzüge die Tannenhecken den Schienen entlang in Brand zu stecken, durch Funkenwurf, was die Rinderherden zu beunruhigen vermochte, indes die Zwetschgen landauf und landab sich der Himmelsbläue bemächtigten, die durchsetzt war von Habichten, welche, zu Paaren segelnd, Schreie abgaben, die in gewisser Diskrepanz standen zum Geschäft der Zwetschgen eben».[21] – «Es war ein lichter Morgen. Am offenen Fenster stehend überblickte ich die ehemalige Matte des Eierhändlers, auf der ich tags zuvor Napoleon beobachtet hatte, wie er durch ein Fernrohr in die russische Ebene schaute.»[22]
Bei etwelchen Häusern sieht man nur das Äussere: «Fassaden, hinter denen geboren, gelebt, gelegentlich eines gewaltsamen Todes gestorben wird».[23] – Viele Bewohner der Liegenschaften aber kennt Gerhard Meier, das «Personal Amrains», wie er sich ausdrückt – wobei die Verstorbenen mit den Lebenden vereint das Dorf und Meiers Romane bevölkern. Da ist der Wirt der «Brauerei», «dessen Gelächter sich in den Kronen der Akazien zu verfangen beliebte». Da ist Jakob der Korber mit der Güte seiner blauen Augen. Da ist Baurs Cousin, «der letzte Landstörzer unserer Gegend, der den Jura kannte wie kein anderer. Als er gestorben war, glühte dieser Jura im Nachsommerschmuck und ein Tagpfauenauge gaukelte über die Trauernden hin».[24]
Ein anderer Cousin war Schmied und «er habe auf dem Gesicht die Verzerrungen beibehalten, die aufzutreten beliebten beim Biegen des Eisens».[25] – Dann wäre da ferner der ATB-Radler mit Signalhorn und Standarte, flatternd im Frühlingswind der ersten Ausfahrt. Dann Joachim Schwarz in der Groteske seiner Jauche-Umzüge. Dann Cousin Albert, in dessen Atelier die Uhren «die Amrainer Zeit gleichsam um die Wette vertickt hätten».[26] – Und da wäre schliesslich «die liebe gute Lisa, die Weissnäherin, mit den Sommersprossen und Seerosenaugen, die an Heimweh eingegangen ist».[27] Weil sie weit weg von Amrain leben musste, im Oberland.

4. Bäume, Blumen, Gärten

Mit den Bäumen und den Blumen ist Gerhard Meier per Du. Die Gespräche vernahm zwar nur Dorli. Letzthin sagte er, angesichts allzu früher

himmelblauer Krokusse im Baumgarten draussen, er werde sie noch speziell begrüssen gehen, nachher.
Bäume, diese Gestalter der Landschaft und Sinnbilder meierscher Landstriche, gehören in die Bildergalerie an den Wänden seiner Seele. Eines seiner schönsten Gedichte trägt den Titel: «Das Land hat seine Bäume».[28] «Bäume mag ich» ist wohl die kürzeste menschlich-bäumliche Liebeserklärung.[29] In den Hofstattbäumen «habe er als Kind sozusagen ganze Tage zugebracht, in den Landstrich hinaus horchend».[30] «Bäume spielen eine riesige Rolle in meinem Leben, da empfinde ich sehr indianisch.»[31] Baurs «Gerede von den Bäumen» geht nicht selten über Seiten. Hat er seine Rundgänge gemacht, in Amrain, Olten oder Solothurn, in Schönbrunn, Florenz oder Paris, immer waren Bäume zugegen, und immer wieder Kastanienbäume, Rosskastanien.
Die «dreihundertjährige Eiche vom Walenboden, einer Waldung von Amrain»,[32] stellt sich neben die «Eiche im Schnee» von Caspar David Friedrich. «Bei Friedrich erscheint die Eiche immer als Totenbaum, als Wächter einer grossen Vergangenheit.»[33] (Siehe dazu auch den Aufsatz von Chr. Vögele in «Jahrbuch des Oberaargaus» 1997)
Der Ulme auf dem Amrainer Friedhof erweist Gerhard Meier seine Reverenz wie folgt: «Die Ulme hatte alle ihre Blätter verloren, wartete gewissermassen auf den Rauhreif, der ihre Krone in ein Geweih zu verwandeln hätte, einem Wesen zugehörig, das der Auferweckung Ewigschlummernder harrt, um sie dorthin zu geleiten, wo kein Schatten ist, kein Winter.»[34]
Meiers Baumgerede in der «Ballade vom Schneien» seien im Folgenden einige Ausschnitte entnommen.[35]
«Bindschädler, Bäume habe ich gemocht, die Linde unter dem Güggel zum Beispiel, auf welcher die Bise musizierte, wenn es Winter war; oder die Platanen, welche die Strasse säumen zum Bahnhof hin; oder die Lindenallee mit Springbrunnen vom Schloss Ebenrain.» «Oder den Kirschbaum, angesichts dessen der Ferdinand jeweils seinen Vers von den niedrigzuhaltenden Kirschbäumen von sich zu geben pflegte.» «Jeden Morgen und jeden Mittag hielt ich gleichsam Zwiesprache mit ihm, wobei eine Amsel oder ein Specht oder eine Taube, ein Eichelhäher oder eine Elster dreinschwatzten. Hinter diesem Kirschbaum präsentierte sich der Bergwald mit seinen Buchen, Eichen, Föhren und Wildkirschen, durch die zuweilen der Wind derart strich, dass er zu kochen schien, was auf Regenwetter hindeutete. – Ich sah auch Bäume dahingehen, Bindschädler,

Gerhard Meiers Ausblick von der Laube auf Hofstatt und Jura. Juni 2002

Bäume, mit denen ich sozusagen gelebt hatte. Wenn sich Schnee fingerdick auf ihre Zweige legte, waren sie mir besonders nahe, diese Bäume.»
«Wenn ich von Gärten träumte, und das tat ich gelegentlich, bekam ich zumeist den Schlosspark von Versailles zu Gesicht, das heisst bestimmte Ahorne, Buchen, Eichen, zumeist in herbstlichen Farben. In vielen Fällen war auch der Wind mit dabei, der ja auch durch unsere Bronchienbäume streicht und ein wenig auch durch die riesigen November-Abend-Wälder unter dem Haarboden, sagte Baur.»
«Also die Bäume von Schönbrunn und vor allem jene von Versailles, ganz zu schweigen von den Kastanien in Florenz, jene oben am David-Platz, sind die Bäume, die mit in meine Baumgalerie gehören. Aber letztlich sind doch vorwiegend Kirschbäume drin.»
«Und, Bindschädler, die Kastanienbäume oben beim David-Denkmal demonstrierten einem, dass Bäume ein Geschichtsbewusstsein haben, vor allem eben Kastanienbäume, wenn sie blühen und Wind drin ist.» (Ballade vom Schneien)

*

Am Bord der Promenade von Olten hebt Baur eine Kastanie auf, betrachtet sie eine Weile und sagt: «Ein herrliches Braun, strukturiert übrigens. Ich nehme jeden Herbst zwei, drei Kastanien und verteile sie auf die linke Tasche meiner besseren Röcke. So werde ich durchs Jahr hindurch an die Zeit der Rosskastanien erinnert, an die Zeit der Chrysanthemen. Bindschädler, ein solcher Phantast bin ich!»[36]
Ein Phantast ist Gerhard Meier auch in Bezug auf Blumen: in den Gärten, Hofstätten, Pflanzungen und Wäldern. Wir hörten schon, wie er sich mit ihnen zu unterhalten pflegt. «Blumen haben etwas Erheiterndes, Beglückendes, vielleicht sogar einen Hauch von Paradiesischem an sich», sagt er zu Werner Morlang in den «Amrainer Gesprächen».[37]
«Das Klavierspiel des Bäckers strömte aus offenen Fenstern hinaus über Amrain, wobei ein paar Eingeborene aufgehorcht und gewusst hätten, dass es nun Frühling sei, und dass die Märzenglöckchen bald zu blühen begännen, gefolgt von den Waldanemonen, die in den Buchenwäldern weisse Lachen zu bilden beliebten.»[38] In «den vorgelagerten Wäldchen des Berges blühen auch Strytten, Waldmeister, dann Hexenkraut».[39]
Unten am Fuss des Juras, im Dorf, erheben die Gärten der Frauen das Herz des Poeten. «Vor dem Bauernhaus habe ein Kastanienbaum gestanden, dessen Schattenriss jeweils die kaisergelbe Giebelfront belegt habe,

die über einen Bauerngarten hinüber grüsste, der sommers von Rittersporn heimgesucht worden sei, im Herbst von Dahlien, und an dessen Südseite ein Dorfbrunnen für das obligate Geplätscher gesorgt habe.»[40]
«Die Herbstzeitlosen waren bereits verblüht, während die Dahlien in schmerzlicher Schönheit zum Himmel schauten. Die Bäuerinnen pflegten eine Ecke der Pflanzplätze mit Dahlien anzupflanzen, so dass dann gleichsam aus Feldern heraus und unvermittelt ein Dahlienstrauss ragte, durch den der Wind streichen konnte unter einem Himmel von september- oder oktoberlicher Bläue. In den Gaststätten zu Amrain roch es nach Bier.»[41]
Gleichsam am Ende von Gerhard Meiers Baum- und Blumengalerie sagt Baur zu seinem allgegenwärtigen Gesprächspartner: «Bindschädler, so hat man alles in allem einige Bäume gekannt, einige Steine, Leute, Häuser, Pferde und Hunde. Und immer gab's den Holunder-, Flieder- und Glyzinienblust, dessen Düfte die Liegenschaften zum Abheben animierten.»[42]

5. Der Güggel: Am Jura

Der Jura ist der Berg Amrains und Gerhard Meiers Berg. In jedem Buch, jedem Gespräch kommt der Jura vor. Er kann ihm nicht genug an Ehre und Zuneigung erweisen, seinem Berg, dessen Wandel in Tages- und Jahreszeiten, der Schönheit seiner klingenden Konturen, seiner Freundlichkeit, Friedlichkeit und Stille.
Auf dem Weissenstein hatten sich Katharina und Baur kennen gelernt, auf einer Jurawanderung. So wurde der Jura zu ihrem «Berg der Liebe»,[43] der Weissenstein wurde zum heiligen Berg Fudschijama (Grenzland, vgl. Anm. 1). Und über dem Spiegelbild der Kirche – wir hörten es – erschien ihm der Jura als «Berg der Seligpreisungen».[44]
Der Flurname «Güggel» bezeichnet eine Hangterrasse der Juraflanke über Niederbipp. Gerhard Meier beschreibt in einer Klammerbemerkung den Ort wie folgt: «Eine markante Ausbuchtung im unteren Drittel des Jurasüdhangs.»[45] Güggel stehe hier als Symbol für den Jura. Der Name ist auch Beispiel für die unzähligen geografischen Hinweise, die das ganze Werk durchziehen; sie bezeichnen einzelne Örtlichkeiten, oft auch kleinräumige Landschaften, wie eben jene des Güggels. (Die meisten der Flurnamen finden sich in der Landeskarte der Schweiz, Blatt 1107 Balsthal.)
Die nachstehenden Güggel-Zitate «meierscher Mondphasen» mögen ein

Auf der Bergsturz-Terrasse des «Güggel». Oben Blick auf die Jurahöhe mit Ankehübeli. Januar 2001

Beispiel der ammonitisch wiederkehrenden Gesprächsverläufe geben (der Ammonit als urtypisches wie zudem juranahes Spiralensymbol): Die Spiralentwicklung des Romans spiegelt sich sozusagen in der phasenweisen Fortbewegung der Mondsichel über dem Güggel. – Denn: vom Gartenhaus der baurschen Liegenschaft betrachtet, «hinter der filigranen Krone des Holunderbaums», pflegt die Mondsichel in den Güggel einzudringen. «Über dem Güggel hing die Mondsichel, die sich nach und nach in dessen Krete einsenkte.»[46]

«Die Mondsichel hatte sich um ein beträchtliches Stück nach Westen verschoben und berührte nun beinahe den Güggel.»[47]

«Im Moment setzte die Sichel auf. Das Filigran erschauerte leicht.»[48]

«Er stand hinter dem Haus, den Mond betrachtend, den jungen, der in den Güggel stach.»[49]

Baur stand mit Bindschädler an der Nordseite des Hauses, «während die Mondsichel nach und nach sich in den Güggel senkte».[50]

«Vom Berg herab schrie der Kauz. Die Mondsichel drang in den Rücken des Güggels ein.»[51]

«Als ich hinunterkam (von einer Tasse Tee im Haus) war die Mondsichel verschwunden.»[52]

Diesen Berg im Rücken, fühlt sich Gerhard Meier geborgen. Schon als Kind, und im Alter vielleicht noch mehr. «Als Knabe habe er sich viel im Jura herumgetrieben, sodass ihm das Licht des Landstrichs, dessen Bäume, Blumen eingegangen seien, ihn geprägt hätten. Und vermutlich sei ihm auch der Geruch des Kalksteins in die Poren eingedrungen, der Duft der Steinbrüche, der sich, wenn es warm sei und windstill, auszubreiten beliebe, über die Ebene hin.»[53]

So treten auch die Gesteine des Juras – Kalk, Mergel und Gips – bei Gerhard Meier auf, auch Versteinerungen wie das Ammonshorn, sogar Spezialitäten wie der Hauterive-Kalk der «kaisergelben Fassaden» von Neuenburg, «Pierre jaune de Neuchâtel» genannt. Auch der weit im Lande verwendete «Jura-Lätt» wird erwähnt: «jenes Lehm-Grien-Gemisch, die Wege zu belegen».[54]

«In Solothurn dominiere der Jurastein, aus dem die Kirchen aufgebaut seien, aus dem auch Kaspars Grabstein gefertigt sei.»[55] Aber die Arbeit im Kalkwerk ist hart. «Ein Mann sei an Verstaubung der Lunge gestorben, die er sich zugezogen habe im Kalkwerk, wo er sein Leben lang Jurastein gemahlen habe.»[56]

Förmlich als ein Zeichen für das Kalkgebirge des Juras kann der Ammonit gelten, auch Ammonshorn genannt, die Versteinerung eines Tintenfisches, in der geheimnisvollen Spiralform des Gehäuses gesteingewordenes Sinnbild. «Man nimmt wieder drei Schlucke Kaffee. Gestern vermochte sich kurz die Altweibersonne zu behaupten. Man behändigt das Ammonshorn, zählt dessen Rippen, geht auf dessen Grautöne ein, dabei auch die Orangetöne beachtend, geht den Rissen nach, die sich auf die Mitte hin ausrichten. Die Dinge der Stube werfen Schlagschatten. Man legt das Ammonshorn zurück ins Büchergestell.»[57]
«Baur mochte den Jura, diesen Berg, dem er auch im Ausland immer wieder zu begegnen glaubte, wo immer sich auch ähnliche Konturen abgezeichnet hätten.» (Wieder einmal sei gestattet, von Baur auf Gerhard Meier zu schliessen.)
«So muss dieser Berg, der sich vom süddeutschen Raum bis tief nach Frankreich erstreckt und, glaube ich, bis zu sieben Ketten aufzuweisen hat, im Leben des Kaspar Baur einen beachtlichen Platz eingenommen haben, was auch daher rühren konnte, dass er doch häufig auf diesen Berg gestiegen sei, auch winters, wenn drunten, in der Ebene Nebel gelegen habe, während er von den Jurahöhen aus das Nebelmeer habe überblicken können, mit den Alpen dahinter, dem riesigen Band von Hochalpen, das sich von Osten bis tief nach Westen zu erstrecken beliebt habe. Und wenn an einem Samstagabend Schäfchenwolken über dem Landstrich gehangen hätten, hoch oben am Himmel, und dann die Kirchenglocken erschollen seien, sei daraus ein Bild geworden, ein Klangbild gleichsam.»[58]

6. Jurasüdfuss

Mit dem «Duft der Steinbrüche, der sich über die Ebene hin auszubreiten beliebt», sind wir an den Fuss des Berges gelangt, in diese spannende Grenzzone. «Amrain, ein Ort am Jurasüdfuss», sagt Gerhard Meier einmal kurz und bündig. Amrain ist Ausgangspunkt seiner vielen Aus- und Rundgänge dem Bergfuss entlang und hinaus in dessen Nachbarschaft. Hauptschauplätze sind Olten und Solothurn, daneben sind Biel, Neuenburg und der Murtensee zu erwähnen. Da reiste er hin mit der Jurafuss-Bahn, und kehrte er heim, so grüsste ihn von weitem schon die Kirschbaumgruppe über dem Güggel.

Waldkirchenfeld, Niederbipp, die «Ebene». Im Vordergrund befand sich der Pflanzplätz von Familie Meier. Im Hintergrund der Jura mit der Klus von Oensingen-Balsthal. August 2001

Der Jurasüdfuss sei «eine an sich recht kurzweilige Gegend, weil man da den Berg habe, die Schlucht auch, die Ebene und die am Berghang placierte Burg».[59] Östlich von Amrain «sei man quasi über die Sprachgrenze gefahren, dabei habe es sich nur um die Grenze zwischen zwei Mundarten gehandelt». Als Kind habe da für ihn «gewissermassen die Fremde begonnen».[60]

Vor dem Jura Amrains dehnt sich die Ebene des Bipper Feldes, die zum Landschaftslebensbild von Gerhard Meier gehört wie das Dorf und der Berg. Von der «Bechburg habe man eine der schönsten Aussichten über die fruchtbaren Felder und dunklen Wälder der Ebene».[61] «Ich habe einmal auf der Bechburg eine Geburtstagsfeier mitgemacht. Die Aussicht ins Mittelland war grossartig. Ich habe gelegentlich den Dachgarten betreten, im Eindunkeln, auch bei Nacht, um in den Landstrich hinauszuhorchen, mit der rechten Hand auf der Brüstung der Burg gleichsam den Puls fühlend. Ich liebe diese Burg. Aber wer liebt schon Burgen nicht?»[62] «Die Bechburg schaut über das Mittelland und träumt von Scharmützeln, Jagden, Liebschaften, Konzerten, übrigens von Johannes Brahms veranstaltet, der dort gelegentlich zu Besuch geweilt habe.»[63]

«Mit der Lokalbahn überquert man die Ebene. Man überquert Strassen, Wiesenmulden, fährt an Liegenschaften vorbei, erinnert sich der Geschichte derer Bewohner, deren Sippe.»[64]

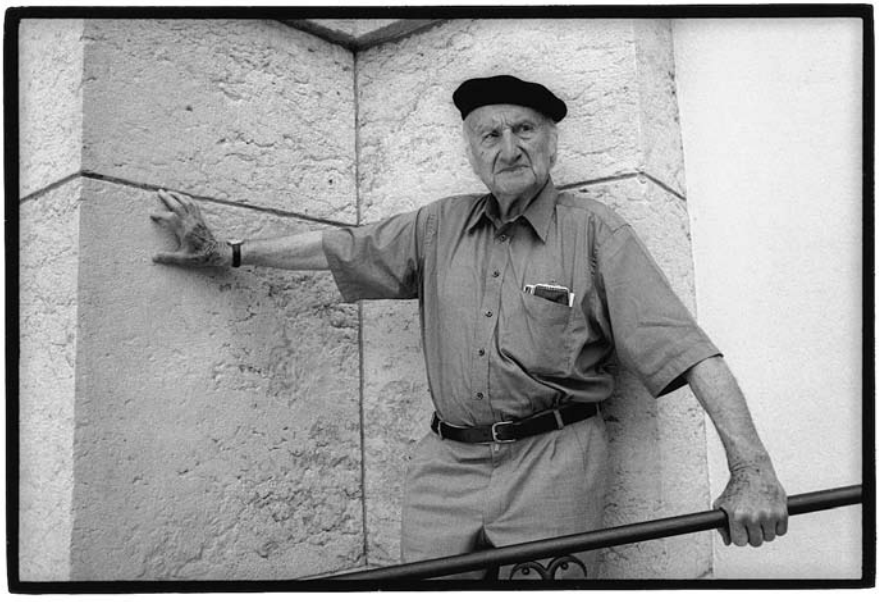
«Er habe auf den Bussard gehorcht, der aus einem Wipfel des Waldrands wie emporgeschleudert und schreiend hochsteigt, um in ruhigen Zügen die Ebene anzufliegen, diese vertraute, langgezogene, zwischen dem ‹Längwald› und der südlichsten Kette des Juras liegende Ebene.»[65]

«Jakob der Korber, der ausser Korber noch Imker war, Ziegenbauer, Baumwärter, wohnte am Hang und hatte Ausblick auf die Ebene. Auch der Himmel liess sich ungewöhnlich gut an von dieser Liegenschaft aus. Jakob der Korber nutzte diesen Vorzug, was ihn zum Wetterkenner machte, zum Mitwisser himmlischer Zustände. Und das Blau seiner Augen hatte etwas von einem Amrainer Himmel zur Zeit der Wiesensalbei.»[66]

Am Rande der Ebene, nahe der Kirche von Amrain, befindet sich der sonderbarste Weg weit und breit, zudem eben sehr charakteristisch für das eiszeitliche Moränenland: «Ein Weg, der vorerst an einer Einfriedung entlang führt, die aus lauter Findlingen besteht.»[67] (Diese Einzäunung konnte glücklicherweise kürzlich vor dem Abgang bewahrt werden.)

Auf dem fachlichen Hintergrund von Schwiegersohn Peter Stöcklin, dem

Gerhard Meier in Solothurn, auf der Schanze über dem Kunsthaus …



… sodann innerhalb und ausserhalb der St.-Ursen-Kathedrale. Mai 2002

Historiker, entwickelt er im «Besuch»[68] eine regelrechte historische Geografie der mittelalterlichen Route, die von der «Burg hinter dem Berg» her, der Alt-Bechburg am Oberen Hauenstein, die Bipper Ebene quert; dabei erwähnt er Angelpunkte wie das «Fahr jenes Flussdorfes» (die Aarefähre bei Wolfwil–Wynau), «ferner im Wald den Flurnamen Schlosshubel» (das Refugium im Rickenzopfen östlich von Langenthal) und das Kloster St. Urban.

*

Gerhard Meiers ausgedehntester Rundgang am Jurasüdfuss galt Olten (Martinstag, 11.11.77). Anhand der Fuss- und Gedankengänge dieses Tages, festgehalten vorerst in der «Toteninsel», wird Olten, die Jura-, Aare-, Verkehrs- und Industriestadt, geadelt durch diese dichterische Darstellung.

«Nie scheint der Himmel tiefer, nie sein Licht bedrängender zu sein, als zur Martinisömmerchenzeit. Man schritt über die Gösgerstrasse ins Industriequartier, gelangte über eine grosse Schlaufe wieder an die Aare zurück, folgte dieser gegen die Strömung, überquerte die Trimbacher Brücke, um eine Schlaufe in die Altstadt zu ziehen, dabei das alte Spital passierend, das einen an die Liegenschaft von Jasnaja Poljana gemahnte, Tolstois Landsitz.»[69]

«Durch dieses Quartier marschiere ich gern, Bindschädler. – Siehst du jene Bestandteile? Ausrangiertes Zubehör aus dem Bahnbau, vermutlich. Und obendurch der Himmel, blank zuweilen, verhangen, Sterne aufsetzend: Glühlichter über dem Feld voller Bestandteile. Da geh' ich gerne durch.»[70] – «Von der Aare entfernte sich, Höhe gewinnend, mit hastigen Flügelschlägen ein Schwänepaar.»[71] – «Man schwenkte ein in die Promenade, die der Aare entlang führt. Und man musste sich geradezu Gewalt antun, halluzinatorische Bilder mit Indianern in Kanus von sich abzutun.»[72]

*

Oft hat Gerhard Meier «auf seinen Wildwechseln» Solothurn aufgesucht. Rückblickend schreibt er in «Grenzland»:[73] «Solothurn war die erste Stadt, die ich kennen lernte; Solothurn, die Stadt mit der St.-Ursen-Kathedrale, dem Hotel Krone, der Kaffeehalle Baumberger, der Jesuitenkirche (mit der Steinheiligen auf dem Dach), dem Kapuzinerkloster, dem Sommerhaus der Vigier, dem Kloster ‹Name Jesu›, Schloss Blumenstein und der neuen Kantonsschule, erbaut nach den Plänen von Architekt Bracher, bei dem ich gerne in die Lehre gegangen wäre. – In Solothurn hauste für

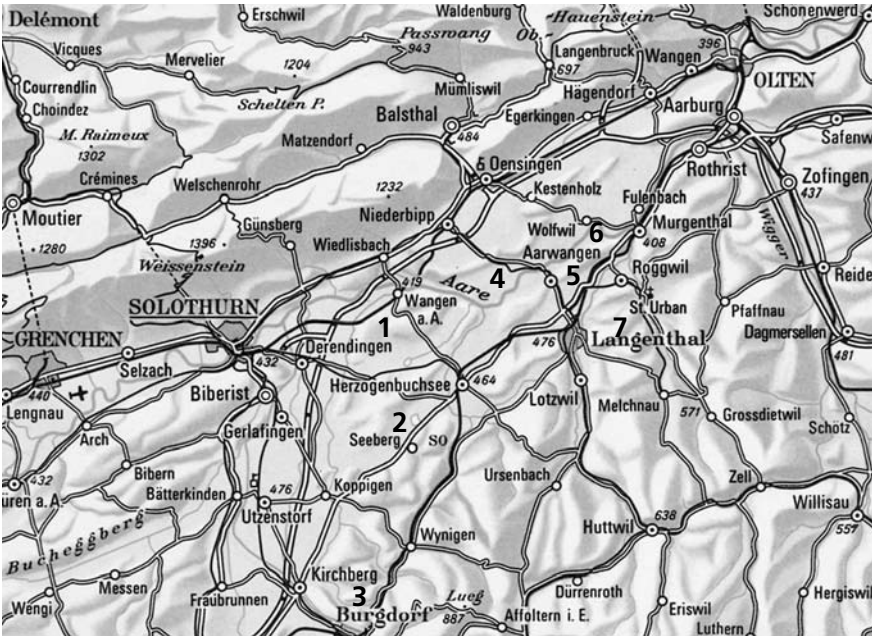
kurz auch Robert Walser. Die St.-Ursen-Kathedrale hat er als etwas zu gross geraten empfunden. Die St.-Niklaus-Kapelle aber müsste ihm zugesagt haben, auch der Friedhof drum herum, wo Charles Sealsfield, der Mann mit dem Indianerroman ‹Die weisse Rose›, begraben liegt, sowie Frank Buchser, der Maler, und Josef Reinhart, der Dichter vom Galmis.»
«Ich sagte zu Katharina, dass mir dieses Sommerhaus in seiner Kargheit erneut wieder Eindruck gemacht habe, vor allem auch im Zusammenhang mit seiner Umgebung, dem Park und dem Jura dahinter. Im Sommer stünden immer Palmen, Kübelpalmen, vor der Südfassade, die dem Ganzen ein mediterranes Cachet gäben.» – «Und dann sei ich im Zug eben nach Amrain gefahren, dem Jurasüdfuss entlang, an diesem Martinisömmerchentag, der einen animiert habe, Birken zählen zu gehen, bis nach Russland hin, wo sie riesige Matten säumten.»[74]

*

Am Jurasüdfuss weiter westlich erwähnt er Biel, als die Stadt mit Robert Walser, dann Le Landeron, das er «einmal aufsuchen wolle. Soll ein wunderbares Städtchen sein»[75] und natürlich Neuenburg, wo man diese «stattliche Front kaisergelber Fassaden abzuschreiten hatte, während linkerhand der See lag, mit einem winterlichen Wind darüber».[76]
Der Murtensee nahm Gerhard Meier auf seine Weise gefangen: «Der Himmel über dem Murtensee habe etwas Russisches an sich, zumindest im Sommer, wenn zwei, drei Wölkchen an ihm dahin trieben, wobei sich dieses Russische natürlich auch auf den See und dessen Gestade übertrage, ja sogar auf die Leute; und dass, wenn man am Dampfersteg zu Môtier das Schiff erwarte, die Frauen am Steg und auch die auf dem Dampfer dann lauter russische Lisas (Baurs Cousine) seien, also Frauen, angetan mit weissen Gewändern, weissen Handschuhen mit langen Stulpen, Strohhüten mit künstlichen Kirschen, Augen mit Seerosen darauf; und wo's einem dann, wenn man über den See fahre, zumute sei, als gleite man durch einen Roman, einen tolstoischen, natürlich.»[77]

*

Auf seinen «Wildwechseln» zog Gerhard Meier auch südwärts, der Aare zu. «Benachbarte Orte sind Schwarzhäusern, wo Willi Burkhart herstammte, der Musiker, und Bannwil.» (Grenzland)[78] «Auf der Fahrt durch den Wald wähnte man sich nach Russland versetzt. Die erste Station ennet dem Wald erinnerte an Stationsgebäude der Transsibirischen Strecke.» Gemeint ist eben Bannwil.[79]



Übersichtskarte der Gerhard-Meier-Orte zwischen Solothurn und Olten, Bipper Jura und Burgdorf. Einige zusätzliche Örtlichkeiten: 1 Inkwil; 2 Äschisee; 3 Grafeschüre; 4 Bannwil; 5 Schwarzhäusern; 6 Aare-Fähre Wolfwil–Wynau; 7 Rickenzopfen östlich Langenthal mit Erdburg. Kartografische Grundlage: Landeskarte der Schweiz 1:500 000. Reproduziert mit Bewilligung des Bundesamtes für Landestopografie (BA024514)

Von Langenthal ist erwähnenswert, dass ihm die grosse Schulmatte auf dem Kreuzfeld immer Eindruck machte, wo Baur übrigens Bindschädler kennen gelernt hatte, im Militär, und dass dort das wundersame Spiel vom Mädchen und dem Blatt passierte. «Ich dachte daran, dass ich vor Jahren ein Mädchen gesehen hatte, ein kleines mit einer Puppe, inmitten einer riesigen Schulanlage, die ein Viereck bildend, den Sportplatz umschloss. Das Mädchen schritt einer Fassade entlang. Ein Blatt hüpfte ihm nach. Das Mädchen bemerkte das Blatt, redete mit dem Blatt, das Blatt blieb liegen. Das Mädchen mit der Puppe trippelte davon, schaute zurück, redete mit der Puppe. Das Blatt hob ab, hüpfte heran, überholte das Mädchen, blieb liegen. Das Mädchen holte das Blatt ein, überholte es,

schaute zurück, redete mit dem Blatt. Das Blatt stiess ab, eilte heran, hüpfte davon. Das Mädchen mit der Puppe hüpfte ihm nach, erreichte das Blatt, trat auf das Blatt – wiegte die Puppe. – Auf der Steintreppe blies ein steinernes Mädchen die Flöte.»[80]

Von Langenthal fährt Gerhard Meier nach Burgdorf durch das eiszeitliche Tal, gebildet am Rand des Rhonegletschers. «Auf der Bahnstrecke Langenthal–Burgdorf, die für mich landschaftlich eine der schönsten Bahnstrecken schlechthin ist, vor allem die Nordseite, die Juraseite. Da setze ich mich ans Fenster in Fahrtrichtung, lese ein wenig, schaue hinaus und fahre am Gehöft vorbei, das wir ‹Björndal› nennen, einem prächtigen alten, in eine riesige Waldbucht eingebetteten Bauerngehöft.» (Grafeschüre, Wynigen)[81]

Burgdorf ist ein wesentlicher Meier-Ort. Am Technikum hatte er Architekt werden wollen, aber aus familiären Gründen das Studium abbrechen müssen, was ihn, gewissermassen bis ins Alter, nicht losgelassen hat. Einen seiner Burgdorfer Stadtrundgänge absolvierte er anlässlich eines Treffens zum Jubiläum der Mobilmachung 1939, am Martinstag 1976.

«Ich schritt dem Stadthaus zu, dem Treffpunkt unserer Tagung. Dort angekommen, drehte ich wieder ab Richtung Technikum. Überquerte das Areal der Höheren technischen Lehranstalt. Beschritt meinen ehemaligen Pausenweg. Traf dort auf keine Sternwarte mehr. Näherte mich der Villa des Käsehändlers. Blieb vor dieser stehen. Versenkte mich in die Springbrunnenwelt, umgeben an drei Seiten von Liegenschaften aus dem Fin de siècle. Blickte bald auf diesen, bald auf jenen Engel, welche die Freitreppe flankieren. – Gedachte der ungefähr fünfzig Martinisömmerchen, die diese Engel seither hinter sich gebracht haben mussten, ohne dabei gealtert oder gar ihre Posen verändert zu haben. – Ich dachte an Prinzessin Maria, an die Stelle in Tolstois Krieg und Frieden, wo sie sich entschliesst, unter die Pilger zu gehen.»[82]

*

Besuche im benachbarten Moränenland führten Gerhard Meier an die beiden kleinen Seen des Oberaargaus. «In Inkwil bin ich auf Heimstätten ehemaliger Tänzer gestossen, die nun auf dem Friedhof zu Herzogenbuchsee liegen, denn Inkwil hat freilich einen See (einen halben zumindest), aber keinen Friedhof. Einmal bin ich im Winter von Solothurn nach Herzogenbuchsee und im Sommer von dort nach Solothurn gefahren, um mir vom Zug aus den See anzuschauen, an dem die Tänzer gewohnt

hatten, die eben jeweils am Karnevalssonntag in Amrain aufzutreten geruhten, unter dem numerischen Singsang des langen Oberturners.»[83]
«Besonders beeindruckt habe ihn auch Hodlers Bild vom Aeschisee, der ja bloss zwei, drei Kilometer vom Inkwilersee entfernt und ebenfalls erstaunlich unberührt sei. Auf der Terrasse des Restaurants könne man im Sommer bei einer Coupe Dänemark die Sonne hinter den Wäldern westlich des Sees untergehen sehen, durch das Geäst einer Esche, wobei einem die Schokolade für gewöhnlich erkalte. – Katharina und er seien oftmals, etwa mit Besuchern, die per Auto angerückt seien, an den Aeschisee gefahren, wo übrigens der Bruder einer Schulkameradin ertrunken sei, beim Baden vom Boot aus. Der Leichnam sei nie mehr zum Vorschein gekommen. Man habe gemunkelt, der See fliesse unterirdisch ab.»[84]

7. Karneval

Das grosse Jahresfest von Amrain ist der Karneval, wie Gerhard Meier gerne die Fasnacht bezeichnet. Nicht ohne ein Zucken um die Mundwinkel. Doch finden sich in seinen Büchern auch andere Bräuche erwähnt, etwa das Ostereier-Färben,[85] die Kinder-Chilbi «im Apfelgarten, mit Glücksspiel und Schiessbuden», die Kinder-Umzüge mit Rübenlichtern – welch letzere ihn an Schädel in einem Beinhaus im Elsass mahnen[86] und der schöne Falterglaube, es könnten sich «gewisse Menschen in Schmetterlinge verwandeln, wenn sie nur gewillt seien, dereinst als solche weiter zu existieren. Noch älter sei die Auffassung, die Seele des Menschen entweiche im Schlaf dem offenen Munde und flaniere als Falter herum. Bei Aristoteles bedeute Psyche Seele oder Schmetterling.»[87]
Als besonderen Brauch des Jurasüdfusses erwähnt Gerhard Meier die Sonnwendfeier im benachbarten Oensingen. «Morgen Abend, Bindschädler, wird hier die Sonnwendfeier abgehalten. Auf diesem Felsenkamm werden Feuer entzündet, sicherlich an die fünfzig, und zu Füssen des Felsens Raketen abgefeuert, um Chrysanthemen an den Himmel zu bringen, ganze Gärten. – Früher fand die Sonnwendfeier immer am Sonntag der Alten Fastnacht statt, abends um acht, eröffnet durch Böllerschüsse. Dieser Anlass ist sehr bekannt. Und du wirst begreifen, Bindschädler, dass er im Lauf der Jahre, der Jahrzehnte sozusagen eins wurde mit der Region, dem Karneval, den Tänzen des Inkwiler Turnvereins.»[88]

Der Karneval von Amrain ist der alljährliche volksverbindende Brauch. «Der Tag war erfüllt vom Geruch des Karnevals», sagt Baur in «Borodino».[89] Und deutlich hält Gerhard Meier fest, dass der Karneval nicht einfach abgehalten wird: Er wird gefeiert. Die Rituale von Maskieren, Lärmen und Umziehen durchs Dorf sind Jahrhunderte alt, hinter ihre Geheimnisse kommt wohl kaum mehr jemand. Archaisches und überschäumend Lebendiges stehen unmittelbar nebeneinander. Auch gemeinschaftliches Treiben einerseits, die Einsamkeit einzelner vermummter Gestalten anderseits. Man versteckt sich hinter einer Maske, um aus sich herausgehen zu können.

Das ist die unbernische Fasnacht im Grenzland Oberaargau, der dreiseits umschlossen ist von katholischem Gebiet und Brauch. «Zum Nebel kam noch der Rauch der Knallpatronen und Böllerschüsse hinzu. In dem Gemisch aus Nebel und Rauch nun blitzte überall der Widerschein eines Morgenlichts auf. – In den Zwetschgenhain horchend, war mir, als vernähme ich des roten Hotels elektrisches Klavier, dessen Töne schwarmweise in die Kronen der umstehenden Kastanien zerstoben seien, zur Zeit des Karnevals vor allem.»[90]

«Kaspar mochte den Karneval (sagt Gerhard Meier von sich, wenn man so sagen darf), besonders den von Amrain, aber auch jenen von Basel, von Venedig, wobei er letzteren als den gehobensten empfand. – Diesen venezianischen Karneval hätte auch ich gerne kennen gelernt, den Karneval mit entsprechender Staffage. William Turner hat sie oftmals eingefangen in Aquarelle, diese Karnevalsstaffage.»[91]

Anlässlich der Fasnacht unternimmt Gerhard Meier mit Baur, Bindschädler und Katharina einen Rundgang durch Amrain. Sie haben in «Borodino» vor, «am frühen Nachmittag dem Maskenzug der Kinder beizuwohnen. – Auf dem Bahnhofplatz lag Konfetti herum, vor allem lilafarbenes, als wäre der ehemalige Übungsplatz des Turnvereins umstanden gewesen von verblühenden Kirschbäumen, japanischen natürlich. Das Licht trug weissliche Tönung. Man passierte die Eisenbahnunterführung, stiess auf die ersten Kindermasken. Baur sagte: Weisst du, am Karneval scheint die Zeit abbrechen zu wollen. Und ich glaube, die auftretenden Kindermasken, besonders die weissen, die mit den Pferdegeläuten unter den Kostümen, sind mitbeteiligt daran, dass dies nicht geschieht. – Die Kindermaske, an der Hand ihrer Mutter, trug eine Rätsche, die zu schwingen sie kaum imstande war. Eine Staffel weisser Tauben flog über uns hin.»[92]

Gerhard Meier am Sommerfest in Bleienbach. August 1999

«Ich komme nicht umhin, in jenem hochräderigen Kinderwagen, ganz in Weiss und die Felgen in Holz, astrale Substanzen zu vermuten, mit denen dem Abbrechen der Zeit zu begegnen wäre, sagte Baur lächelnd, auf das Maskenpaar mit Kinderwagen hinweisend.»[93] «Ich schaute mich um. Das Gerangel hatte zugenommen. Ich sagte, ich hätte soeben eine Vision gehabt, hätte Natascha (in Russland) vor Augen gehabt. Es tutete, jaulte, knallte. Das Paar mit dem Kinderwagen stand etwas abseits.»[94]
«Überwölbt vom Dachhimmel des Gasthofs zum Bären kreisten Masken auf dem Kreisel, rutschten Masken die Rutschbahn hinunter, Rätschen schwingend oder Papierschlangen.»[95] «Bindschädler, Amrain hat immer wieder Leute gehabt, deren hohe Zeit der Karneval war; Leute, die eigentlich erst begreiflich wurden in diesen Tagen. Der Grosssohn der Zimmermannswitwe begann zu trommeln. Die Kindermasken formierten sich hinter ihm zu einem Zug. Zuhinterst schritt das Pärchen mit dem Kinderwagen, der leise schwankte. Auf dem Platz vor dem Bären blieben lilafarbene Lachen zurück. Gelegentlich strich der Wind vom Dachhimmel her und wühlte in diesen Lachen.»[96]

«Einige der Kinder trugen jetzt ihre Gesichtsmasken am Hinterkopf, so dass sie gleichsam rückwärts schritten. Ich versuchte, mir die weisse Kindermaske mit dem Schlittengeläute unter dem Kostüm vorzustellen, die als einsames Wesen durch Amrain zu schreiten hätte. Wieder trat der Taubenschwarm auf, nach Westen fliegend.»[97] «Jenseits der Bahnunterführung traf man auf dem Platz ein, der umstellt ist von lauter Geschäften. Hier machte der Trommler halt. Die Masken ergossen sich über den Platz.»[98]

«Dieser Platz bildete so etwas wie den Mittelpunkt des Karnevals. Hier führte der Turnverein von Inkwil seine Tänze auf: Neger-, Indianer-, Zigeunertänze. Und über Wochen hin gaben wir Knaben dann diese Tänze wieder, wobei wir uns bemühten, den Vorbildern nicht nachzustehen. Und hier, auf diesem Platz, war jeweils am Montagabend ein Riesenspektakel. Die Masken bewegten sich tanzend, gestikulierend, schreiend über den Platz.»[99]

«In der mächtigen Linde verfing sich der Himmel, besonders wenn über Amrain der Drachenwind zog, die Telegrafenleitungen zu Harfen umfunktionierend, worauf er das Winterlied übte, ganz leise zuerst.»[100]

8. Rügen

Rügen soll hier ein Zeichen für die Ferne sein, für Gerhard Meiers «Heimwehländer», wie Griechenland, Russland, die Indianerlande und eben die Insel Rügen, Herkunft seiner Mutter. Erzählt er von Amrain, Olten, Solothurn, immer wieder tauchen Bilder aus der Weite auf, macht er ungeahnte Zeit- und Weltensprünge: von der Brauerei zu Amrain nach Paris, von der Matte des Eierhändlers zu Kaiser Franz Joseph und zu Napoleon, von der Fasnacht in die Prärie des Häuptlings Seattle 1855, von der Aare an die Neva und nach Tolstois Jasnaja Poljana, auch vom Murtensee nach Russland[101] – und im gleichen Atemzug zurück nach Amrain. Und Solothurner Kübelpalmen träumen von Oasen. – Er bekommt mit der Fassade der Brauerei «die weisse Kirche von Borodino zu Gesicht. Und zwar durch einen Nebel hindurch, der allem zauberhafte Umrisse zu geben vermochte».[102]

Die ersten Ferienreisen führten nach Griechenland, Paris und Venedig, aber auch sie waren erst nach der Lebensmitte von Gerhard und Dorli

Auf den Spuren keltischer Vorfahren. Grabhügel, «Hünengräber» der Hallstattzeit bei Bützberg (Buchsiwald) und Bannwil (Rüchihölzli). Juni 2001

Meier möglich geworden. Da waren sie schon um die 60. Umso höher war die Freude und umso tiefer gingen die Eindrücke. Die Reise nach Israel 1983 hätten sie «als so etwas wie einen Höhepunkt ihres Lebens empfunden».[103] – Wir bringen im Folgenden eine Auswahl von Reise-Zitaten.
Jahre vor der ersten Russlandreise – wobei in seinen Büchern wie an den Wänden seiner Seele längst schon Bilder Russlands gegenwärtig waren – lässt Gerhard Meier Baur in «Borodino»[104] sagen: «Russland sei für ihn geradezu ein Heimwehland, vielleicht weil es so gross sei und so geschunden.» Und in «Land der Winde»:[105] «Baur sehnte sich zeit seines Lebens nach diesem seinem Heimwehland. – Russland, das russische Volk und seine Geschichte, bewegen mich sehr. – Als Kleinstaatler und Bewohner eines Gebirgslandes hat man automatisch Sehnsucht nach der Weite, nach Regionen, die Prärien oder Savannen oder Steppen aufweisen, unabsehbare Flächen.»[106]
Die Denkmal-Dampflokomotive vor dem Bahnhof Olten verlockt ihn nach Sibirien. «Man wähnt sich also in der Transsibirischen Eisenbahn. Man trinkt Tee, schaut in die Birkenwälder, überschaut die Tundren, die Weiten, gelangt nach Sibirien. 21 Grad unter dem Gefrierpunkt. Opalfarbener Landstrich. Man überholt Pferdeschlitten mit Langholz beladen. Man passiert Troikas. Es wird Nacht. Unter dem Mond (Vollmond natürlich) treiben Wolken vorüber, duftige, Schattenschleier ziehend über die Schneefläche, die bläuliche, unendliche. Und fernab müssten jetzt Wölfe heulen (zum Vollmond natürlich), während die Lokomotive durch die Wälder dampft, über die Tundren, die Weiten, zusätzlich eine Schleppe aus Klängen hinter sich her ziehend, eine Schleppe aus Balalaikaklängen.»[107]

*

«Unser Ferienaufenthalt auf Kos war die erste konkrete Begegnung mit der Antike. Es war ein seltsames Gespür, den Verzierungen eines Säulenkopfes nachzufahren mit dem Mittelfinger. Und dann kam eben noch das Licht dazu, das Licht der Ägäis. Da sind wir durch die Ruinenfelder gestrichen, haben Mosaiken angeschaut, sind durch die Überreste der Wohnung einer Liebesgöttin gewandelt. – In der Antike hat man mit dem Stein, vor allem mit dem Marmor gelebt. So waren die Leute der Antike gleichsam Kinder des Steins und des Lichts.»[108]

*

«Venedig habe ich als Exempel meines Lebensgefühls, meines Weltbildes empfunden und empfinde es heute noch so. Ich erlebe die Welt als etwas

Wunderschönes, Erstaunliches, aber unterschwellig als etwas, das auf schwankem Grunde ruht.»[109]

«Ennet dem Gotthard fiel die Sonne in Täler ein, was die Kastanienbäume aufleuchten machte … In Mailand trank man Kaffee. Dann fuhr man in Richtung Venedig. Durch die Ebene begleitete einen Verdi, in schwarzer Pellerine natürlich. Aus diesem oder jenem Baum schrie ein Mann nach einer Frau, was mit Fellini zu tun hatte … Über die Ebene spannte sich abschnittsweise Dunst, was ihr Tiefe gab. Dann war das Licht wieder da, und die Weinfelder evozierten Gesänge der Winzer. Gegen Abend war man in Venedig.»

«Ich hatte immer gehofft, mich einmal auf seinen Gassen, Seepromenaden, Schiffen vorzufinden. Dabei schwebte mir jeweils Viscontis Venedig vor, das pastellfarbene. Vis-à-vis des Bahnhofs bestieg man ein Schiff, um zum Markusplatz zu gelangen. Man stellte sich an die Reling, wo sie dann an einem vorüberzogen, die Bilder aus ‹Tod in Venedig›.»

«Die Städtebilder troffen vor Stille, obschon sie von Scheinwerfern herausgestellt waren. Mein Architektenherz hüpfte geradezu ob dieser Stadt auf dem Meer, wo's auch Gärten gibt, Bäume und sommers die Hortensie. – Über dem Markusplatz hingen Sterne, während das Wasser klatschend mit den Gondeln spielte, die hinten seltsame Flügel haben, und so etwas an sich haben wie Totenschiffe.»[110]

*

Ein spätes Erlebnis von besonderer Eindrücklichkeit wurde für Gerhard Meier die Insel Rügen, woher seine Mutter stammte. Vor 1979 schreibt er in der «Toteninsel» über die mütterliche Insel, und: Er sei «noch nie auf Rügen gewesen».[111] 1985 war es dann soweit. Es wurde «eine ganz verrückte Begegnung, mit einer Welt, die quasi schon in mir drin existierte und mit der Wirklichkeit übereinstimmte».[112] Baurs Mutter war «zu Anfang des Jahrhunderts in die Schweiz hergereist, die Insel Rügen im Herzen behaltend, sodass Kaspar Baur inmitten von Gänsen, Enten, Trut- und gewöhnlichen Hühnern aufwachsen durfte; einzig die Schafe fehlten, welche ihr Vater gehütet hatte, als Oberschäfer und auf Stelzen (um die Herde besser überblicken zu können)».[113]

«Man erreichte Stralsund. Über den Damm gelangte man auf die Insel Rügen, wo meine Mutter als Kind, als Mädchen und junge Frau gelebt hatte. Man fuhr über einen Feldweg zu dem Weiler Güstin, erfuhr, dass meine Mutter als Schäferstochter eben, im Gesindehaus geboren worden

sein müsse. Man begab sich dann zu diesem strohgedeckten Backsteinbau, schaute in den Garten … Bindschädler, endlich habe ich das Geburtshaus meiner Mutter betreten können … Im Weiler Güstin pflanzte die kleine Karoline Kasten (Gerhard Meiers Mutter) vielleicht gerade Vergissmeinnicht in jene Erde, von der ich mir hundert Jahre später ein Säckchen voll ergattert habe.»[114]

«Auf der Fahrt zu den Kreidefelsen hielt man in einem Buchenwald an. Die Stämme hatten den erwarteten Durchmesser, die Dichte des Waldes entsprach meinen Vorstellungen, der Boden war, wie ich es mir über Jahrzehnte gedacht hatte, von Buschwindröschen bedeckt. Einem Fussweg folgend stand man plötzlich vor einem See, der sozusagen haargenau jenem gezeichneten glich, der als Kupferstich, stockfleckig und goldgerahmt, auf meinem Bücherbrett steht: ‹Der Herthasee auf Rügen›. Die Buche im Vordergrund war da, wenn auch seit kurzem entwurzelt, die bewaldete Kuppe ennet dem See, der ansteigende Weg, der Grasplatz waren da, nur die Blätter an den Bäumen fehlten und die Sonne über dem See und deren Spiegelung im See.» (Land der Winde)[115]

9. In Sorge

Wie den Häuptling Seattle 1855 befällt auch Gerhard Meier manche Erinnerung, «die mit Sehnsucht und Trauer erfüllt».[116] Erinnerungen an verlorene Zeiten und Orte, an dahingegangene Menschen, Häuser, Bäume, Blumen. Er begeistert sich für die Naturverbundenheit der Indianer. «Sie lebten mit den Flüssen, dem Wind, den Bäumen und den Steinen. Aber wir sind an uns selber gläubig geworden und haben uns mutwillig um diese Schätze gebracht.»[117]

Im Gespräch kommt immer wieder die Sorge um Land und Menschen zum Ausdruck, einmal in traurigen, öfters in heftigen Worten: über das, was gerade in unserer Zeit passiert, die er doch zumeist als eine wunderbare Zeit erlebt. Ja, ganz aus dem Häuschen kann er geraten über Schädigungen durch den masslos egoistischen Umgang des Menschen mit der Umwelt. Auch im Werk treffen wir manche Hinweise, dazu einige Beispiele.

«Man hat das rote Hotel abgetragen. Dort hatte die Blechmusik ihr Standquartier. Im Frühling nach dem Abbruch zögerten die Kastanien der Umgebung nächtelang, ob sie für diesmal Taubenflügel treiben sollten. Im

Herbst, nachdem es Blätter geworden waren, lagen sie auf Stapeln blauer Echos – toten Vögeln gleich.»[118]
Auch andern Liegenschaften trauert Gerhard Meier nach, schönen alten Häusern mit Gesichtern und Geschichten ganzer Sippen. Lindas Haus ist eine Ruine. Das Haus des Kavallerie-Majors ist verschwunden, samt der Westfassade, die ein Tàpies-Bild dargestellt hat – «eines Abends habe er hinnehmen müssen, dass sie geschleift gewesen sei».[119]
Man hat den Dorfbach eingedeckt. – Die Akazien sind nicht mehr. – «Tagpfauenaugen gibt es keine mehr.»[120] – Weidenstrünke gibt es sozusagen keine mehr. – «Die Zweige der Stechpalmensträucher mit ihren roten Beeren wurden eine Zeitlang gehamstert, vor Weihnachten gewöhnlich. Heute sind Stechpalmen mit roten Beeren kaum noch aufzutreiben in den Wäldern des Jura.»[121] – Die grossen gelben Margeriten an der Strasse im Dorf gingen ein. «Einige blühten noch, als der Dorfbach schon zugedeckt war, auf einem schmalen Streifen zwischen Trottoir und Hauswand. Obschon sie arg ausgehungert gewesen sein mussten, hätten jeweils ein paar Stengel überlebt.»[122]
Ausgehend von einer Laienpredigt (1973) kommt das Waldsterben zur Sprache. «Baur bemerkt, dass es Zeiten gegeben habe, wo man von Bäumen kaum habe reden dürfen, und dass heute von Wäldern die Rede sei.»[123] Baurs Gerede von den Bäumen in der «Ballade vom Schneien»[124] enthält unter anderem die folgende Stelle: «Kürzlich habe ich gehört, dass das Zellulosewerk, wo der Ferdinand Kocher war, Zellulosekocher, im Laufe der Jahre ganze Wälder verarbeitet hat, dass ausgerechnet dieses Zellulosewerk unglaubliche Mengen Schadstoffe in den Luftraum speie, was den sauren Regen absetze, der den Baumkronen schade und auch das Erdreich versäuere, was den Wurzeln schlecht bekomme.»[125]
Oft ist die Sorge um Luft und Wind ein Thema. Wie erwartet bei dem Mann, der seine Orte mit Windfiguren belebt, der seine Gedanken in den Wind schreibt. «Das Gehöft habe sich geduckt wie eine Katze, die man aufheben wolle gegen ihren Willen, während es Tage später wieder entspannt dagelegen habe. Und die Sommer und die Winter und die Frühlinge und die Herbste seien wieder darüber hingegangen, und der Wind habe erneut an die Ziegel gestossen, an die Wände und Fenster. – Und der Wind werde blasen, sofern man ihn nicht kaputtmache, und werde die Litaneien, auch die lautlosen, hinnehmen und sie über Gehöfte tragen, über Bäume und Gartenzäune, und einem Anstösse geben.»[126]

«Walser habe einige seiner Texte in den Wind geschrieben, was übrigens auch auf ihn, Baur, zutreffe. Und darum sei es traurig, dass der Wind so verkleckst werde, schrieben doch viele ihre Memoiren hinein. Und darum bewege es einen auch dermassen, wenn er einem über die Wangen streiche, durchs Haar, weil da gleichzeitig auch so etwas wie Leben mitkomme, in den Wind geschriebenes. Er glaube auch, dass zum Beispiel Schafe oder Hirsche oder Hunde Litaneien dem Wind überliessen. So gelte es, mit der Luft ordentlich umzugehn. Zudem gelange die Luft in die Bäume unserer Bronchien und von dort in die Bäume unseres Gehirns, denn die Gehirnzellen stellten so etwas wie Bäume dar und seien milliardenweise vorhanden, so dass man geradezu von Gehirnwäldern reden könne.»[127]

Mit der Beeinträchtigung der äusseren Welt trägt auch die innere, das «Sneewittchenland», seine Schäden davon. «Die sogenannte innere Welt, diese unsichtbare, ungreifbare Welt hat darum eine solche Bedeutung, weil die sogenannte reale Welt, unser Handeln, unser Praktizieren von dort her kommen.»[128]

Heute ist die Gefährdung beider Landstriche – hüben und drüben – schmerzlich weit vorangekommen. Und es ist kaum ein Atemzug von den landschaftlichen Orten Gerhard Meiers, zum Beispiel jenen der Windfiguren, hinüber ins Sneewittchenland, kaum ein Wimpernschlag vom «Gefühl der Losgelöstheit von den Dingen dieser Erde» in die Unendlichkeit, zu der als Sinnbild «der Taubenschwarm über Amrain eine liegende Acht in den Himmel fliegt».[129] Am Onegasee ist es ein Milan, dessen «Kreise in eine liegende Acht übergehen».[130]

In eine frühe «Prosaskizze» (1969) hat Gerhard Meier deutlich genug seine Sorge gelegt: «An die Nachgeborenen. Wir belassen euch: die Luft (etwas verunreinigt, freilich), den Baum, die Stadt, den Fluss (etwas verschmutzt, leider), den Schmerz, die Nacht und alle Massliebchen. Falls es euch gibt, Nachgeborene.»[131]

Mit diesen Worten schliessen wir unsere poetische Topografie entlang von Zitaten Gerhard Meiers – doch nicht ohne zurückzukommen auf sein «venezianisches Weltbild», das er in den «Amrainer Gesprächen» formuliert: «Venedig habe ich als Exempel meines Lebensgefühls, meines Weltbildes empfunden und empfinde es heute noch so: Ich erlebe die Welt als etwas Wunderschönes, Erstaunliches, aber unterschwellig als etwas, das auf schwankem Grunde ruht.»[132]

Anmerkungen

1 Von und über Gerhard Meier sind im Jahrbuch des Oberaargaus (JbO) schon verschiedene Texte erschienen, so in JbO 1973 (Gedichte und Skizzen; ausgewählt von Karl Stettler), JbO 1981 (Aus dem Roman «Borodino»), JbO 1983 (Jürg Rettenmund zum Roman «Toteninsel»), JbO 1987 (Amrain. Texte zum 70. Geburtstag; ausgewählt von K. Stettler), JbO 1993 (Grenzland. Dankadresse Gerhard Meiers bei der Verleihung des Kunstpreises des Kantons Solothurn 1992. Erstdruck in NZZ Nr. 67), JbO 1997 (Zum 80. Geburtstag. Artikel von Andreas Isenschmid: Losgelöst von den Dingen dieser Erde; von Christoph Vögele: Gerhard Meier und die bildende Kunst).
2 Der schnurgerade Kanal S. 334.
3 Im Allgemeinen wurde die Zitierung (beziffert) in die vorliegenden Anmerkungen verlegt. Bei grösseren Zitaten liessen wir den Nachweis des zitierten Titels auch im Text stehen, die Seitenziffer ging in die Anmerkungen. – In einigen Fällen wurden Zitate leicht gekürzt und angepasst, stets aber dem Sinn entsprechend wiedergegeben, wobei auch dem Sprachfluss besondere Beachtung geschenkt wurde.
4 Siehe dazu auch die Prosaskizze «Landschaften» («Es regnet in meinem Dorf». S. 181); Meier erläutert in soz. geografischer Abhandlung die Themen Polargebiete, Eiszeit, Gebirge, Tal- und Hügellandschaften, das goldene Horn von Istanbul, Vulkane und Savanne.
5 Ballade S. 324; JbO 1997 siehe Anm. 1.
6 Land der Winde S. 20.
7 Näheres siehe Verfasser: Geografie des Oberaargaus. Sonderband JbO 1983. (Diese Schrift dokumentiert unsere integrierte Form von Geografie, sie beginnt mit Geologie und schliesst mit Gerhard Meier.)
8 Toteninsel S. 23.
9 Borodino S. 193.
10 In: Lexikon der Schweizer Literaturen. Basel 1991.
11 Land der Winde S. 12.
12 Land der Winde S. 49.
13 Amrainer Gespräche S. 484.
14 Toteninsel S. 57.
15 Toteninsel S. 35.
16 Ballade S. 420.
17 Borodino S. 345.
18 Land der Winde S. 60.
19 Borodino S. 186.
20 Land der Winde S. 60.
21 Borodino S. 183.
22 Borodino S. 239.
23 Borodino S. 166.

24 Toteninsel S. 68.
25 Ballade S. 307.
26 Ballade S. 322.
27 Land der Winde S. 60.
28 Das Gras grünt S. 38.
29 Ballade S. 332.
30 Borodino S. 187.
31 Amrainer Gespräche: Das dunkle Fest des Lebens S. 202.
32 Ballade S. 380.
33 Wie Anm. 32.
34 Land der Winde S. 20.
35 Ballade S. 331 bis 337.
36 Toteninsel S. 79.
37 Amrainer Gespräche S. 450.
38 Land der Winde S. 29.
39 Toteninsel S. 122.
40 Borodino S. 263.
41 Toteninsel S. 56.
42 Ballade S. 385.
43 Ballade S.391; Fudschijama siehe Anm. 1.
44 Ballade S. 420.
45 Borodino S. 220.
46 Land der Winde S. 74.
47 Borodino S. 220.
48 Borodino S. 222.
49 Borodino S. 274.
50 Land der Winde S. 28 .
51 Borodino S. 223.
52 Borodino S. 227.
53 Land der Winde S. 109.
54 Besuch S. 88.
55 Land der Winde S. 77.
56 Land der Winde S. 59.
57 Der schnurgerade Kanal S. 355.
58 Land der Winde S. 32.
59 Der Besuch S. 92.
60 Der Besuch S. 86.
61 Der Besuch S. 93.
62 Borodino S. 195.
63 Land der Winde S. 40.
64 Der schnurgerade Kanal S. 357.
65 Der andere Tag S. 327.
66 Borodino S. 197.

67 Borodino S. 259.
68 Der Besuch S. 95.
69 Land der Winde S. 17.
70 Toteninsel S. 40.
71 Toteninsel S. 78.
72 Toteninsel S. 76.
73 Siehe Anm. 1.
74 Land der Winde S. 83.
75 Borodino S. 211.
76 Borodino S. 214.
77 Ballade S. 293.
78 Siehe Anm. 1.
79 Der schnurgerade Kanal S. 357.
80 Toteninsel S. 109.
81 Amrainer Gespräche S. 131.
82 Borodino S. 154.
83 Ballade S. 300.
84 Ballade S. 347; siehe auch Anm. 7.
85 Der Besuch S. 143.
86 Toteninsel S. 38.
87 Ballade S. 379.
88 Borodino S. 194.
89 Borodino S. 277.
90 Borodino S. 226.
91 Land der Winde S. 114.
92 Borodino S. 164.
93 Borodino S. 166.
94 Borodino S. 168.
95 Borodino S. 169.
96 Borodino S. 171.
97 Borodino S. 172.
98 Borodino S. 172.
99 Borodino S. 174 bis 176.
100 Borodino S. 174.
101 Borodino S. 293.
102 Borodino S. 226.
103 Land der Winde S. 91.
104 Borodino S. 189.
105 Land der Winde S. 34.
106 Amrainer Gespräche S. 232.
107 Toteninsel S. 33.
108 Toteninsel S. 129.
109 Amrainer Gespräche S. 427.

110 Ballade S. 368.
111 Toteninsel S. 13.
112 Amrainer Gespräche S. 14.
113 Land der Winde S. 16.
114 Land der Winde S. 130.
115 Land der Winde S. 130.
116 Borodino S. 270.
117 Amrainer Gespräche S. 295.
118 Borodino S. 173.
119 Ballade S. 296.
120 Toteninsel S. 68.
121 Toteninsel S. 140.
122 Land der Winde S. 41.
123 Ballade S. 360.
124 Ballade S. 335.
125 Ballade S. 335.
126 Ballade S. 307.
127 Ballade S. 297.
128 Amrainer Gespräche S. 447.
129 Toteninsel S. 66.
130 Borodino S. 282. – Zur liegenden Acht: in «Der andere Tag» S. 241 «hat sie Baur mit der Fussspitze in den Kies der Promenade gezogen». Und in Borodino S. 264 «holte Baur mit der rechten Hand aus zu einer liegenden Acht».
131 Kübelpalmen S. 152.
132 Amrainer Gespräche S. 427.

Werkverzeichnis

Wir verweisen auf das detaillierte Werkverzeichnis in der Zeitschrift «Quarto» 13, Schweiz. Lit.archiv, Bern 2000, und führen hier nur an die «Werke in 3 Bänden», Zytglogge, 1987, sowie die Baur- und Bindschädler-Tetralogie.
Band 1 Gedichte, Prosaskizzen (1964–71); Der andere Tag. Prosastück (1974)
Band 2 Der Besuch. Roman (1976); Der schnurgerade Kanal. Roman (1977)
Band 3 Baur- und Bindschädler-Romane: Toteninsel (1979); Borodino (1982) und Die Ballade vom Schneien (1985)
Letzter Band der Baur- und Bindschädler-Tetralogie: Land der Winde. Roman (1990). Bibl. Suhrkamp 1268
Unsere Zitierung basiert auf der Zytglogge-Werkausgabe in 3 Bänden und der Suhrkamp-Ausgabe von Land der Winde, 3. Auflage, 1995.

Biografisches

Es sei verwiesen auf die biografischen Daten in «Quarto» 13, SLA Bern 2000, und die biografische Notiz von Schafroth in Reclam-Heft «Signale und Windstösse» (siehe Lit.) sowie in Jahrbuch Oberaargau 1981. Erschienen nach 1981: Borodino, Ballade vom Schneien und Land der Winde (Abschluss des Roman-Werks von Gerhard Meier). Reisen nach 1981: Paris 1982, Israel 1983, Rügen 1985, Russland 1994 u. 1998. – 1997 Tod von Gerhard Meiers Frau Dorli.

Quellen

Als primäre Quellen dienten Gespräche des Verfassers mit Gerhard Meier in den Jahren 1999–2002, vor allem solche auf Wanderungen mit Heini Stucki, Fotograf; sodann Tonband-Aufnahmen von Daniel Schärer (Niederbipp 4.7.2000). Eine sozusagen primäre Quelle stellen auch die «Amrainer Gespräche» dar (siehe unten).

Literatur

Wir müssen uns hier auf einige wesentliche Arbeiten über G. Meier beschränken, die ihrerseits ausführliche, weiterführende Literaturangaben enthalten.

Elsbeth Pulver: Dialogisches Erzählen. Zur inneren Struktur der Romane Gerhard Meiers. NZZ Zürich 1986 sowie Band 3 der Werkausgabe

Heinz F. Schafroth: Zwischen Gespiegeltem und Ungespiegeltem. In Reclam-Heft «Signale und Windstösse». Stuttgart 1989

Werner Morlang: Das dunkle Fest des Lebens. Amrainer Gespräche zwischen Gerhard Meier und Werner Morlang. Köln u. Basel 1995

Dorota Sośnicka: Wie handgewobene Teppiche. Die Prosawerke Gerhard Meiers. Bern 1999

Corinna Jäger-Trees u.a.: Dossier Gerhard Meier. In Zeitschrift «Quarto» 13, SLA, Bern 2000

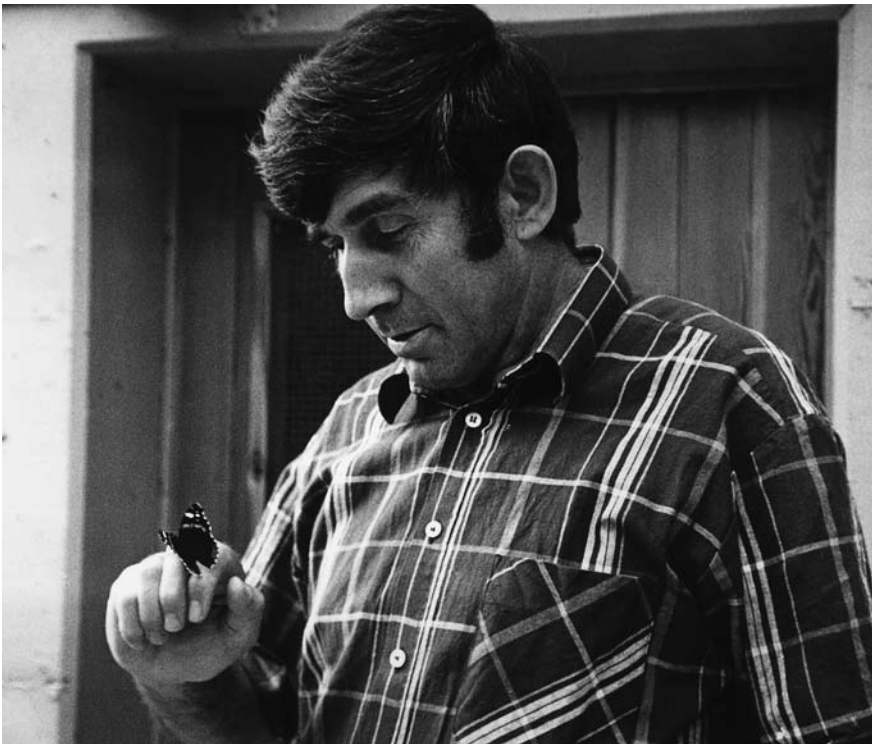
Ein Freund der Schmetterlinge

Berty Anliker

Seit bald 30 Jahren beschäftigt sich Fritz Anliker mit Schmetterlingen und widmet ihnen einen grossen Teil seiner Freizeit. Es ist ihm ein grosses Anliegen, die Falter und ihre Lebensräume erhalten zu helfen. Er will auch die Mitmenschen auf die Bedürfnisse und Probleme dieser wichtigen und farbenfrohen Insekten aufmerksam machen. Mit seiner Frau Elisabeth wohnt er in einem Einfamilienhaus in Rohrbach. Das Haus steht an einem Bach, der Garten und der Umschwung sind speziell insekten- und tierfreundlich angelegt. Dies heisst, dass es bei Anlikers viele Sträucher und eine grosse Auswahl an verschiedenen Blumen gibt. Das sogenannte «Unkraut» wird nicht in jedem Fall oder zumindest erst vor dem Absamen entfernt.

Fritz Anliker arbeitet als Rangier-Lokomotivführer. Neben seiner beruflichen Vollzeitarbeit widmet er sich zusammen mit seiner Frau mit grossem Einsatz dem Einsammeln, Füttern und Pflegen von Schmetterlingsraupen, beobachtet die Puppen und entlässt später die geschlüpften Schmetterlinge in die freie Natur. Die Liebe zu den Schmetterlingen wurde ihm gewissermassen in die Wiege gelegt; schon von Kindsbeinen an half er mit beim Beobachten und Betreuen der Insekten. Sein Interesse ist geblieben, so ist er auch heute noch gerne behilflich beim Ausarbeiten von Informationsmaterial.

Das Schlüsselerlebnis hatte Fritz Anliker als junger Mann beim Kartoffelausgraben. Er entdeckte eine auffällige, gelb-blau gestreifte Raupe und nahm sie mit nach Hause. Bei einem Lehrer erkundigte er sich, was dies wohl für ein Tierchen sein könnte. Bald war die Antwort gefunden – es war eine Raupe des Totenkopf-Schmetterlings. Sie wurde mit Kartoffelkraut gefüttert und man wartete gespannt auf die Verwandlung. Als diese vollzogen war und einer der seltenen Totenkopf-Falter geschlüpft war, da packte den Naturliebhaber mit bäuerlichen Wurzeln die Schmet-



Fritz Anliker, Rohrbach. Foto Berty Anliker

terlings-Leidenschaft. Fortan beschäftigte er sich intensiv mit den Sommervögeln. Durch Fachliteratur eignete er sich Wissen an und machte sich auf die Suche nach Raupen. Bis heute hat er mit seinem tier- und naturschützerischen Einsatz unzähligen Raupen zu einem Leben als Schmetterling verholfen, das sonst vielleicht nie Wirklichkeit geworden wäre.
Fritz Anliker sieht die Natur als Ganzes und weiss viel über ihre Zusammenhänge. So denkt er als aktiver Ornithologe auch an die Vögel und ihre Bedürfnisse. Er gönnt ihnen die Raupen, die sie zur Aufzucht der jungen Vogelkinder dringend benötigen. Aus diesem Grund lässt er immer ein paar Exemplare übrig in einem Raupennest; auch deshalb, damit sich die Insekten an Ort und Stelle fortpflanzen können.
In den Frühsommermonaten gibt es besonders viel Arbeit bei Anlikers: Das Betreuen der eingesammelten Raupen, aber auch das Reinigen der

In solchen Kästen werden die verpuppten Raupen aufbewahrt.

Falter, kurz nach dem Ausschlüpfen.

Futterkästen ist aufwändig. Da werden bis zu drei Stunden täglich investiert. Weit über 1000 Schmetterlingen verhilft Fritz Anliker zusammen mit seiner Frau jährlich zu einer ungestörten Entwicklung. Auch im Winter ruht die Arbeit nicht, da gilt es, die Puppen zu pflegen, bis sie im Frühjahr in die wiedererwachte Natur entlassen werden können. Der Schmetterlingskenner führt auch genau Buch über die ganzen Vorgänge und erstellt Statistiken.

Vom Aussterben bedroht

Leider zeigen diese Statistiken, dass die Schmetterlinge zahlenmässig am Abnehmen und gewisse Arten sogar bedroht sind. Im Schweizer Mittelland gelten der Kleine Fuchs, das Tagpfauenauge, der Zitronenfalter und der Kohlweissling als vom Aussterben bedroht. Auf diese schlechte Nachricht macht Fritz Anliker in seinem Informationsmaterial in grossen Buchstaben aufmerksam. Er weiss auch, dass in der Schweiz von den 195 vorkommenden Tagfalterarten 19 stark gefährdet, 10 Arten selten und 39 in einem grossen Teil ihres Verbreitungsgebietes vom Aussterben bedroht sind. Im Jura gehören 65 von 129 vorkommenden Arten in diese drei Kategorien, im Mittelland 80 von 122 und im Seeland sind es ganze 80 Prozent.

Fritz Anliker hat selbst Feststellungen in dieser Richtung gemacht. Fand er vor etwa 20 Jahren vom Kleinen Fuchs und vom Tagpfauenauge bis zu 300 Raupen in einem «Nest», so sind es heute nur noch etwa 50 Stück. Die Ursachen für diesen dramatischen Rückgang sieht er in der hohen Umweltbelastung und in Klimaveränderungen, wie auch in der Bevölkerungszunahme, den erhöhten Wohnansprüchen und der damit verbundenen grösseren Bodenbeanspruchung. Nur dort, wo die Falter ideale Bedingungen vorfinden, können sie sich fortpflanzen und überleben. Voraussetzung hierfür ist zum einen das Vorhandensein spezieller Futterpflanzen für die Raupen und zum anderen eine ausreichende Anzahl jener Pflanzen, deren Blüten zur Flugzeit aufgesucht werden. Ein grosser Teil der seltenen Arten stellt besondere Ansprüche an ihre Umwelt und ist deshalb sehr standortgebunden. Zu dieser Gruppe gehören u.a. die Falter der Hochmoore und der Trockenrasen.

Fritz Anliker weiss, dass die Schmetterlinge mindestens ebenso nützlich sind wie die Bienen, denn auch sie ernähren sich grösstenteils von Blütennektar und übernehmen so Befruchtungsaufgaben. Das Mittelland ist heute leider an Magerwiesen und Blütenpflanzen verarmt. Die Intensivierung der Landwirtschaft mit gesteigertem Düngemittel-Einsatz bekommt den Schmetterlingen nicht gut. Auch die Ausräumung von ganzen Landschaften, wenn Bäume, Hecken oder andere Biotope einer rationellen Bewirtschaftung im Wege standen, hat sich negativ ausgewirkt. Es ist für Fritz Anliker unverständlich, dass gerade Landwirte selbst oft mithelfen, den Lebensraum der Schmetterlinge zu zerstören.

Oben links: Landkärtchen, 1. Generation; oben rechts: Tagpfauenauge;
unten links: Kleiner Fuchs; unten rechts: Schwalbenschwanz.

Einerseits durch das Einsetzen von Chemie und andererseits durch das frühzeitige Schneiden der Grünflächen. Der Insektenfreund ist froh, dass ein Umdenken in der Landwirtschaft in Gang gekommen ist. Er begrüsst die Einrichtung der Ökoflächen und Buntbrachen und wünscht, sie möchten noch ausgebaut werden. Denn der Experte für Raupen und Schmetterlinge sieht einzig darin eine Überlebenschance für die vom Aussterben bedrohten, für die Natur aber äusserst wichtigen Insekten. Als sehr wichtig und empfehlenswert erachtet er auch die Pflanzung von Hecken, bieten sie doch vielen Schmetterlingsarten Lebensraum.

Vorsorgen für die Schmetterlinge

Ebenso gibt Fritz Anliker Gartenbesitzern Anregungen, was sie für die Erhaltung der Sommervögel tun können: Beispielsweise den Rasen in eine Naturwiese umwandeln. Oder Wildblumen als Ergänzung in die Ziergärten pflanzen, denn sie sind geradezu ein Anziehungspunkt. Möglichst vielseitig sollte der Garten sein mit verschiedenen und unterschiedlich hohen Blumen und Sträuchern. «Wer dem Unkraut im Sinne von mehr Ökologie auch seinen Platz einräumt im Garten, dem dankt es die Natur; und der Gartenfreund bekommt Gelegenheit, seltene Insekten in seinem Garten zu beobachten» – so die Philosophie von Fritz Anliker. Er gibt eine Liste heraus mit Pflanzen, die Schmetterlinge anziehen. Auf dieser Liste stehen Namen wie Rankendes Geissblatt, Wegerich, Beifuss, Karthäuser Nelke, Liebstöckel, Dill, Tagetes, Staudenphlox und viele andere mehr. In diesem Bereich hat er auch Verbündete gefunden: die beiden Wildpflanzenliebhaberinnen Silvia Lüthi, Kleindietwil, und Barbara Sägesser, Aarwangen, arbeiten mit ihm zusammen und züchten solche Pflanzen.
Einen besonders hohen Stellenwert räumt er der Brennnessel ein. Sie dient vielen Schmetterlingsarten als Futterpflanze. Unter anderem dem Kleinen Fuchs, dem Tagpfauenauge, dem Landkärtchen, dem C-Falter, dem Admiral, dem Distelfalter und einem Falter namens Messingeule. Heute sind es noch etwa 19 Arten, die man in den Brennnesseln findet, vor einigen Jahrzehnten waren es ungefähr 40 Arten. Allerdings sollten die Nesseln zweimal im Jahr gemäht werden – damit sie sich nicht ausbreiten, und ausserdem bevorzugen die Raupen junges Grün. Das weiss

auch der Schmetterling und legt darum seine Eier nie in alte Pflanzen. Raupen benötigen 8 bis 10 Wochen, um sich in Schmetterlinge zu verwandeln. Während dieser Zeitspanne sollte man im Normalfall den jungen Pflanzenwuchs nicht bearbeiten.
Schmetterlinge sind faszinierende Lebewesen. Sie begeistern mit leuchtender Farbenpracht und grazilem Flug. Erstaunlich ist vieles in ihrem Leben. So weiss man zum Beispiel, dass einige Arten – unter ihnen der Kleine Fuchs, das Tagpfauenauge und der Zitronenfalter – als erwachsene Falter überwintern. Sie verbringen die kalte Jahreszeit in Verstecken. Beliebt sind beispielsweise alte, verlassene Gebäude, Stallungen, Holzschuppen, Estriche oder Holzstapel. Wenn es wieder wärmer wird, erwachen sie aus ihrem Winterschlaf und gehören zu den ersten Frühlingsboten – dies kann schon im Februar der Fall sein.
Weltweit gibt es heute noch ungefähr 150 000 Arten von Schmetterlingen. 85 Prozent der bekannten Schmetterlinge sind Nachtfalter. Das Verhältnis vom kleinsten bis zum grössten Schmetterling beträgt etwa 1:100. In welchem Entwicklungsstadium die Schmetterlinge überwintern, ist von Art zu Art verschieden:
ca. 50 Prozent überwintern im Puppenstadium,
ca. 44 Prozent überstehen die kalte Jahreszeit als Raupe,
ca. 5 Prozent überwintern als Ei,
ca. 1 Prozent überwintert als Falter.
Die zierlichen Tiere sind zum Teil recht schnell unterwegs. Kleine Falter fliegen mit einer Geschwindigkeit von 2 bis 3 km/h, die Schwärmerarten erreichen ca. 70 km/h, das Taubenschwänzchen sogar eine Geschwindigkeit von ca. 100 km/h.

Viele Falter sind in der Nacht aktiv

Interessant ist die Beobachtung, dass sich das eigentliche Schmetterlingsleben in der Nacht abspielt, über 80 Prozent der Grossschmetterlingsarten sind nachtaktiv. Im Schutz der Dunkelheit sind sie besser vor den Nachstellungen durch ihre natürlichen Feinde getarnt. Ausser vor Fledermäusen und Spinnen müssen sie sich nicht weiter in Acht nehmen. Auch scheint das Nachtleben auf den ersten Blick gegenüber dem täglichen Ansturm von Bienen, Hummeln und anderen Insekten auf gemeinsam

Raupe des Mittleren Weinschwärmers

Mittlerer Weinschwärmer

genutzte Nektarblüten den Vorteil der konkurrenzlosen Nahrungssicherung zu haben, weil die meisten Insektenarten Europas nur tagsüber fliegen. Aber viele Blumen schliessen pünktlich nach der Sonnenuhr ihre Blütenblätter und versperren den Faltern den Zugang zum süssen Saft. Einige Blütenpflanzen dagegen beginnen erst in der Dämmerung zu duften oder ihr Aroma zu intensivieren. Sie locken vorwiegend Schwärmerarten an, die einen langen Saugrüssel besitzen. Zudem gibt es auch Nachtfalterarten, die am helllichten Tag emsig unterwegs sind. Das bekannteste Beispiel hierfür ist wohl das Taubenschwänzchen – der Kolibri unter den Faltern.

Wanderfalter überwinden tausende von Kilometern

Die Tatsache, dass Schmetterlinge wandern, ist seit langer Zeit bekannt. Manche Arten ziehen aus südlichen Gegenden nach Mittel- und Nordeuropa, oder kommen sogar aus Nordafrika zu uns. Zu den bekanntesten Wanderfaltern gehören der Admiral und der Distelfalter, die beide aus dem Mittelmeerraum stammen. Oder auch der Totenkopfschwärmer und der Windenschwärmer; sie zeugen hier Nachkommen, die dann im Herbst nach Süden zurückwandern. Bleiben sie hier, gehen sie zugrunde. Gelegentlich wandern auch aus dem Süden oder dem Osten Falter ein, deren Nachkommen unsere Winter nicht überstehen (so genannte Irrgäste). Auch einheimische Arten unternehmen gelegentlich innerhalb ihres mitteleuropäischen Verbreitungsgebietes Wanderungen. Sicherstes Merkmal für eine Wanderung ist die Zielstrebigkeit des Fluges, bei dem beachtliche Hindernisse wie Häuser, Baumgruppen, Büsche, oft sogar Waldpartien nicht umflogen, sondern unter Beibehaltung der Flugrichtung überflogen werden.
Bei den Forschern gut bekannt sind auch die Wanderflüge des Monarchfalters in Amerika. Diese Falter wandern alljährlich im Frühjahr aus ihren Überwinterungsquartieren nach Norden. Die sogenannte Herbstgeneration fliegt wieder nach Süden in die gleichen Gebiete zurück. Die Entfernung zwischen ihrem kanadischen Sommer-Revier und den Überwinterungsplätzen in den Volcanic Plateaus Mexikos beträgt 2000 bis 3000 km. Sie überwintern dort zu Millionen, um im Frühjahr wieder nach Norden zu ziehen.

Lindenschwärmer

Windenschwärmer

Raupe des Totenkopfschwärmers

Totenkopfschwärmer

Fressen und gefressen werden

Auf die Falter lauern auch Gefahren: Bereits im Eistadium können sie Opfer von Eiräubern wie Marienkäfern oder Wanzen werden. Als Raupen sind sie beliebte Nahrungsobjekte für verschiedene Käferarten, für Sandwespen, Ameisen, Wanzen und viele Vogelarten. Puppen werden häufig von Wald- und Spitzmäusen gefressen. Ausgewachsene Falter sind Beutetiere von Libellen, Raubfliegen, Vögeln und in der Nacht von Fledermäusen.
Der liebliche Sommervogel kann auch als Schädling auftreten – vor allem in seinem Vorstadium als Raupe. Die Raupen treiben ihr Unwesen in Plantagen, Obstkulturen, Getreidefeldern und Wäldern und tun sich damit an den Nahrungsgrundlagen der Menschen gütlich. Die Raupe des Apfelwicklers schädigt das Obst, der Traubenwickler lebt als erste Generation in den Rebenblüten und als zweite in den Beeren und begünstigt dort die Traubenfäulnis. Ebenso unerwünschte Gäste an den Obstbäumen sind die Frostspanner: Diese klettern an den Stämmen hoch und legen Eier an die Knospen; die im darauffolgenden Frühling schlüpfenden Raupen benagen zuerst die Knospen, später die Blüten. Die Wachsmottenraupe lebt in den Bienenwaben oder in Nestern wild lebender Bienen und Hummeln und ernährt sich vom Wachs dieser Waben. Von der Hausfrau gefürchtet sind Kleinschmetterlinge aus der Familie der Echten Motten, die Löcher in die Kleider fressen. Einige Motten richten an Lebensmittelvorräten grosse Schäden an.

Wieder- und Neuansiedlungen

Fritz Anliker versucht auch, Schmetterlinge wieder anzusiedeln, die bei uns kaum oder nicht mehr vorkommen. Eine gute Einrichtung dafür ist die Börse, die jedes Jahr einmal in Kloten stattfindet, wo Eier, Raupen und Puppen angeboten werden. So hat er dort 12 Puppen vom Grossen Nachtpfauenauge (auch Wiener Nachtpfauenauge genannt), gekauft. Der Falter erreicht eine Flügelspannweite bis 140 mm; die Raupe ernährt sich von den Blättern von allerlei Laubbäumen. Es ist ein Versuch, diese Art bei uns einzubringen. Man müsse das Experiment jedoch mindestens drei Jahre nacheinander wiederholen, damit es gelingen könne, sagt der Experte. An der Börse werden auch exotische Schmetterlinge angeboten,

Steckfuss (Raupe des Rotschwanzes)

unter anderem aus Afrika, Südamerika und Australien. Solche Experimente jedoch findet der Schmetterlingsfreund aus Rohrbach falsch. Die entsprechenden Futterpflanzen würden bei uns ja fehlen und man wisse auch nicht, ob die exotischen Arten unsere einheimischen stören würden. Gut vorstellbar ist indessen, dass der Monarch-Falter aus Amerika eines Tages bei uns heimisch wird. In Mittelmeerländern ist er schon verbreitet und zum Teil in grosser Anzahl festgestellt worden. Die Forscher gehen davon aus, dass diesem Falter die Lebensbedingungen in Amerika nicht mehr passen, weil sich das Klima verändert hat und er sich deswegen andere Lebensräume sucht.

Rückschläge und neue Motivation

Fritz Anliker war schon verschiedentlich nahe daran, sein Hobby und seine Dienste für die Natur aufzugeben. Wenn er erleben müsse, dass trotz aller Aufklärung Nesseln gemäht werden, wo sie eigentlich nicht stören oder sogar wertvolle Hecken ausgerissen werden, dann frage er sich

manchmal, ob sein Einsatz noch einen Sinn habe, meint er. Aber dann gebe es doch auch wieder Menschen, die seine Bemühungen anerkennen und ihm Mut machen würden. So hat er beschlossen, vorläufig nicht zu resignieren und weiterzumachen. Er erweitert sein Wissen über die Schmetterlinge und ihr Leben ständig. Zudem fotografiert er seine Zöglinge, wie die Bilder dieses Beitrages belegen. Immer häufiger wird er für Dia-Vorträge angefragt. Auch an Schulkinder gibt er sein Wissen gerne weiter. Informationsmaterial kann bei ihm bezogen werden.

Liste der Schmetterlinge, die Fritz Anliker im Oberaargau bisher beobachten konnte

Name	*Wichtigste Futterpflanzen der Raupe*
Kleiner Fuchs (Aglais urticae)	Brennnessel
C-Falter (Polygonia c-album)	Brennnessel
Schwarzes C (Xestia c-nigrum)	Vogelmiere, Greiskraut, Ampfer, Wegerich, Kriechweide, Heidelbeere, Weisse Taubnessel, Klette
Admiral (Vanessa atalanta) (Wanderfalter)	Brennnessel, Hopfen, Glaskraut
Kiefernschwärmer (Hyloicus pinastri)	Kiefer, Fichte, Lärche
Lindenschwärmer (Mimas tiliae)	Linde, Ulme, Birke, Erle
Tagpfauenauge (Inachis io)	Brennnessel (meist in der Nähe von Gewässern)
Aurorafalter (Anthocharis cardamines)	Wiesenschaumkraut, Knoblauchskraut
Waldbrettspiel (Pararge aegeria)	verschiedene Gräser
Mittlerer Weinschwärmer (Deilephila elpenor)	Weidenröschen, Labkraut, Weinrebe (in Gärten häufig auf Fuchsien)
Salatmönch (Cucullia lactucae)	Lattich, Gänsedistel, Habichtskraut
Grünes Blatt (Ceometra papilionaria)	Birke, Erle, Rotbuche und einige Sträucher
Zackeneule, Zimteule (Scoliopteryx libatrix)	Weiden und Pappeln
Abendpfauenauge (Smerinthus ocellate)	Weiden und Pappeln
Brombeerspinner (Macrothylacia rubi)	Heidekraut, Brombeere, Heidelbeere und andere niedrig wachsende Pflanzen

Name	*Wichtigste Futterpflanzen der Raupe*
Windenschwärmer (Herse convolvuli) (Wanderfalter)	Ackerwinde, Prachtwinde, Wald-Geissblatt und Phlox
Totenkopfschwärmer (Acherontia atropos) (Wanderfalter)	Kartoffelkraut und andere Nachtschattengewächse, Tollkirsche
Schwalbenschwanz (Papilio machaon)	Wilde Möhre, Fenchel, Engelwurz, Dill, Maggikraut und andere Doldenblütler
Taubenschwänzchen (Macroglossum stellatarum)	Wiesenlabkraut und echtes Labkraut
Mondfleck (Phalera bucephala)	Hasel, Eiche, Weide, Linde u.v.a. Arten
Nagelfleck (Aglia tau)	Buche in lichten Laubwäldern
Wiesenvögelchen (Coenonympha glycerion)	verschiedene Gräser
Distelfalter (Vanessa cardui) (Wanderfalter)	Distel, Malve, Brennnessel, Klette
Zitronenfalter (Gonepteryx rhamni)	Faulbaum
Perlmutterfalter (Argynnis aglaja)	Veilchen, Wiesenknöterich
Pfeileule (Acronicta psi)	Birke, Erle, Weissdorn, Schlehe, Pflaume, Birne, Apfel u. a. Laubbäume und Sträucher
Brauner Mönch (Cucullia verbasci)	Königskerze, Braunwurz
Eichenspinner (Lasiocampa quercus)	viele Bäume und Sträucher wie Eiche, Weide, Brombeeren
Kohlweissling (Pieris brassicae)	Kohl, Kapuzinerkresse, Reseda u.a.
Kleiner Kohlweissling (Pieris rapae)	Kohl, Kapuzinerkresse u. a.
Landkärtchen (Araschnia levana)	Brennnesseln
Schachbrett (Melanargia galathea) u. a.	Lieschgras, Knäuelgras, Schafschwingel
Weidenbohrer (Cossus cossus)	alte Weiden, seltener Obstbäume
Ochsenauge (Maniola jurtina)	verschiedene Gräser
Brauner Bär (Arctia caja)	Sträucher und fast alle niedrigen Pflanzen
Erleneule (Apatele alni)	Erle, Hasel, Eiche, Birke
Gammaeule (Autographa gamma)	Klee, Salat, Erbse u. a. Pflanzen
Nachtkerzenschwärmer (Proserpinus proserpina)	Nachtkerze und Weidenröschen
Birkenspinner (Endromis versicolora)	Birke

Heinz Eberli: Schmetterlinge, 1993. Farbstift-Zeichnung

Name	*Wichtigste Futterpflanzen der Raupe*
Oleanderschwärmer (Daphnis nerii)	Oleander Immergrün
Grosses Nachtpfauenauge/Wiener Nachtpfauenauge (Saturnia pyri)	Mädelsüss, Brombeere, Schwarzdorn, Erika, andere Laubgehölze und niedrige Pflanzen (auch Kirschbaumblätter)
Grosser Gabelschwanz (Cerura vinula) (sehr selten)	Weiden und Pappeln
Ahorneule (Acronicta (Apatele) aceris)	Ahorn, Rosskastanie, Eiche, Buche
Rapsweissling (Pieris napi)	verschiedene Kreuzblütler
Senfweissling (Leptidea sinapis)	verschiedene Schmetterlingsblütler
Brennnesselzünsler (Eyrrhypara hortulata) auf Mücken und Fliegen	Die Raupe lebt in einem zusammengesponnenen Brennnesselblatt und lauert
Kleiner Weinschwärmer (Deilephila porcellus) (sehr selten)*	Labkraut-Arten
Hummelschwärmer (Hemaris fuciformis)	Geissblatt und Schneebeere
Blutströpfchen-Widderchen (Zygaena filipendulae)	Hornklee und Berg-Kronwicke
Achateule (Phlogophora meticulosa) (sehr selten)	Ampfer, Vogelmiere, Brennnessel u. v. a.
Birkenspanner (Biston betularia)	Birke, Eiche, Rotbuche u. a. Laubbäume
Kaisermantel (Argymnis paphia)	Veilchen, Brombeere, Heidelbeere
Grosser Eisvogel (Limenitis populi) (sehr selten)*	nur Espe
Trauermantel (Nymphalis antiopa)*	Birke und verschiedene Weiden
Braunauge (Lasiommata maera)	verschiedene Gräser
Hauhechel-Bläuling (Polyommatus icarus)	verschiedene Kleearten
Himmelblauer Bläuling (Lysandra bellargus)	Hufeisenklee

* Diese Schmetterlinge hat Fritz Anliker erst einmal beobachtet.

Mammutfunde im nördlichen Napfvorland

Samuel Wegmüller

1. Einleitung

In der Zeit von 1917 bis 1920 wurden wegen der kriegsbedingten Verknappung der Brennstoffe in der weitern Umgebung der Haltestelle Gondiswil Schieferkohlen abgebaut. Im Verlaufe der Schürfungen kamen zahlreiche fossile Tierreste zum Vorschein. Das umfangreiche Fundmaterial aus dem Grenzgebiet der Kantone Bern und Luzern gelangte teils ins Naturhistorische Museum in Bern, teils ins Naturhistorische Museum von Luzern.

Grosses Aufsehen erregte damals die Entdeckung von Stoss- und Backenzähnen des Mammuts *(Mammuthus primigenius),* die im Verlaufe des Abbaus an insgesamt drei verschiedenen Stellen zu Tage getreten waren (Gerber 1923). Nach Studer (1923) muss es sich dabei um gewaltige Tiere mit kolossal entwickelten Stosszähnen gehandelt haben. Der vorliegende Beitrag befasst sich mit diesen Funden und ihrer zeitlichen Einordnung.

2. Das Mammut – ein Tier der Kältesteppe

Im Museum des Gletschergartens von Luzern findet sich ein Monumentalbild von 6 × 2 Meter (Abb. 1), das in den Jahren 1926/27 von Ernst Hodel, Kunstmaler in Luzern, geschaffen worden ist. Als Grundlage dien-

Abb. 1: Luzern zur Eiszeit. Ölgemälde 2 × 6 m im Museum des Gletschergartens in Luzern von Ernst Hodel, 1927.

ten eine fotografische Aufnahme der Gegend von Luzern sowie eine Ideenskizze des Prähistorikers Dr. h.c. W. Ammann (Nabholz 1987). Der bekannte Geologe und Glaziologe Prof. Dr. Albert Heim, ETH und Universität Zürich, übernahm damals die wissenschaftliche Beratung.
Das imposante Gemälde zeigt die Gegend von Luzern an einem späteiszeitlichen Sommertag vor rund 16 000 Jahren. Im Hintergrund ist das Alpenpanorama von der Rigi bis zum Pilatus abgebildet. Beeindruckend sind die riesigen Eisströme des Reuss- und des Aare/Brünig-Gletschers mit den langen Moränenwällen. Auf den nur noch etwa 100 m dicken Gletschern erkennt man Findlinge und Schmelzwasserbäche. Im baumfreien Vorgelände weiden nahe der Eisfront zwei gewaltige, zottig behaarte Mammuts und eine Herde graziler Rentiere. Sie besiedeln unter kalttrockenen klimatischen Bedingungen das Gletschervorland.
Auf dem Monumentalbild ist ein Rückzugsstadium der Gletscher festgehalten. Zur Zeit des würmeiszeitlichen Maximums war der Suhrental-Lappen nordwärts über die Gegend von Sursee bis nach Staffelbach vorgestossen, während ein grosser Seitenlappen westwärts ins Becken des Wauwilermooses vordrang (Abb. 2). Von Westen her reichte der Solothurner Arm des Rhonegletschers bis in die Gegend von Oberbipp–Bannwil–Thunstetten (Binggeli 1971, 1990, Hantke 1983). Das zwischen dem Rhone- und dem Aare/Reuss-Gletscher gelegene Gebiet und damit auch das Ibach/Luthern-Tal blieb hingegen eisfrei. Die eingangs von der Umgebung der Haltestelle Gondiswil erwähnten Mammutfunde zusammen mit Funden von Rentierknochen belegen, dass die beiden kälteresistenten Arten das zwischen den Eisströmen gelegene Gebiet besiedelt haben. Der Lebensraum dieser Tiere im nördlichen Napfvorland dürfte jenem entsprochen haben, der im Monumentalbild des Luzerner Gletschergartens dargestellt ist.

3. Fundsituation der Mammutüberreste im Bereich der Haltestelle Gondiswil

(LK 1128 Langenthal, 633 775/219 750)
In der weitern Umgebung der Haltestelle Gondiswil wurden zu beiden Seiten des Ibach-Tales in je zwei Gruben Schieferkohlen abgebaut. Die eine befand sich bei der Haltestelle nördlich der Bahnlinie Huttwil–Wol-

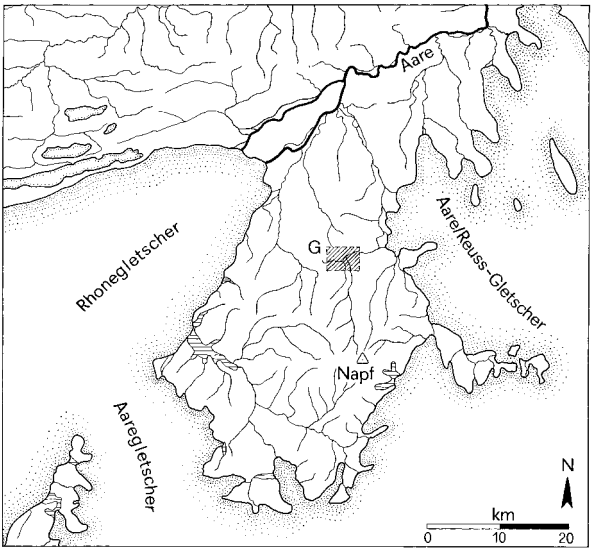


Abb. 2: Das zentrale Mittelland zur Zeit der maximalen Würmvergletscherung, gezeichnet nach Jäckli, H. et al. und Imhof, E. et al. (1965). Atlas der Schweiz, Tafel 6. Schraffierte Fläche: Schieferkohlengebiet von Gondiswil, Ufhusen und Zell.

husen. Hier setzte die Ausbeute nach verschiedenen Bohrungen und probeweisen Schürfungen im Juli 1917 ein. Weiter nördlich fand sich beim so genannten «Wäldchen» eine zweite, sehr ergiebige Abbaustelle, von der ersten durch eine von Westen nach Osten verlaufende Terrainmulde getrennt. Diese ungefähr eine Hektare umfassende Waldparzelle war von der Abbauunternehmung G. Weinmann, Zürich, für 100 000 Franken gekauft, abgeholzt und anschliessend ausgebeutet worden. Die grossräumigen Schürfungen setzten hier nach Vorsondierungen im Frühjahr 1919 ein.

Im Süden der Haltestelle (Gemeinde Ufhusen) wurde ebenfalls vom Juli 1917 an am Hangfuss Schieferkohle abgebaut. Da jedoch hangwärts die Überlagerung der Schieferkohlen mit Ton, Silt und Sand zu gross wurde, verliess man im Frühjahr 1918 dieses Flöz und begann mit der Schürfung der rund 10 m höher gelegenen Flöze (Grube Engelprächtigen-Ost).

Der Geologe Dr. E. Gerber (1923) beobachtete und dokumentierte den gesamten Abbau. Ihm verdanken wir die Zeichnung des Querprofils, das

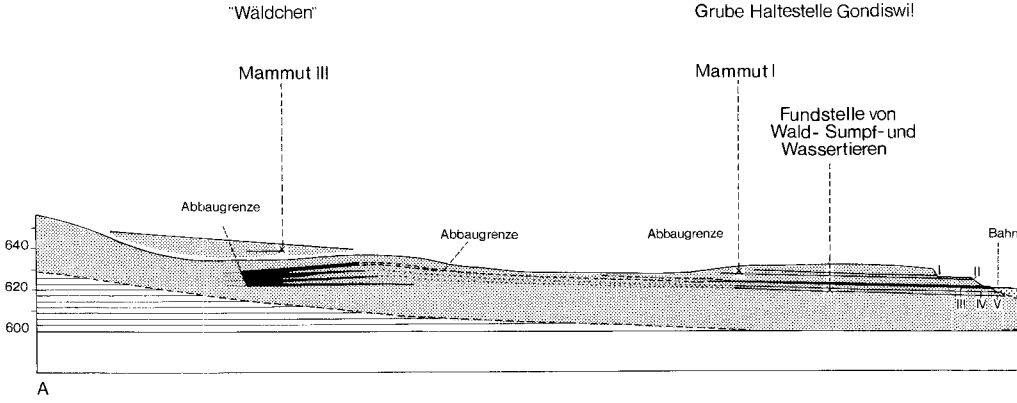
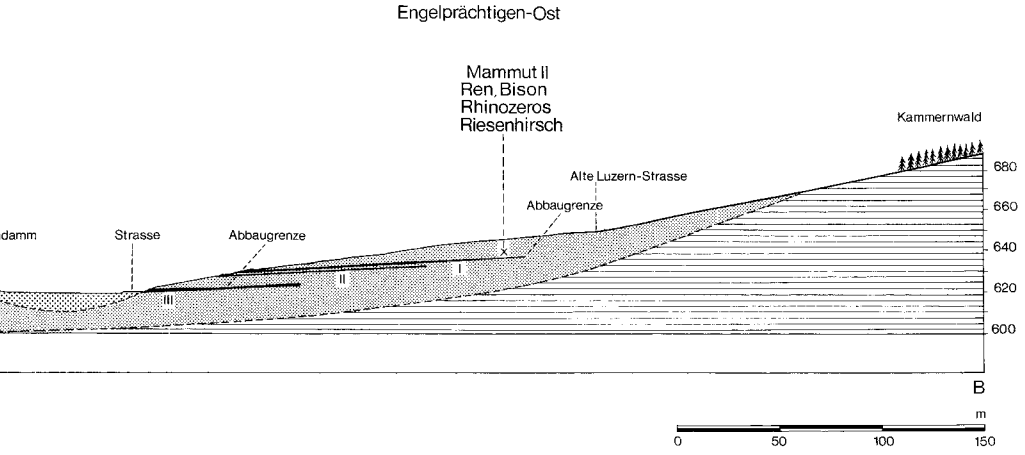


Abb. 3: Geologisches Profil der Abbaugebiete Engelprächtigen und der Haltestelle Gondiswil, mit Angaben zu den paläontologischen Funden, gezeichnet nach Gerber (1923).

vom «Wäldchen» über die Haltestelle Gondiswil zur Abbaugrube Engelprächtigen-Ost und weiter bis zum Kammernwald führt (Abb.3).
Die Schieferkohlenflöze fanden sich in 618 bis 641 Meter Höhe über Meer. Sie stiegen an beiden Talflanken bis auf 660 Meter an. In der Regel waren an beiden Talseiten zwei bis drei Hauptflöze festzustellen, die wechsellagernd durch siltige, sandige und vereinzelt auch durch kiesige Schichten getrennt waren. Gelegentlich waren die Hauptflöze auch in dünnere Flöze aufgeteilt. So unterschied Gerber bei der Haltestelle Gondiswil insgesamt fünf kleinere Flöze, die er mit den Ziffern I bis V versah. Im Gegensatz dazu fanden sich beim «Wäldchen» im so genannten Nest vier Flöze zu einem einzigen von 8,5 m Mächtigkeit vereinigt. Der Abbau erfolgte von Hand im Tagbau; vom Herbst 1917 weg wurden auch Dampfbagger eingesetzt. Die Schieferkohle wurde mit der Bahn abtransportiert. Im gleichen Zeitraum wurden weitere Flöze an folgenden Lokalitäten ausgebeutet: Gondiswil-Dorf, Fuchsmatt-Ost, Vogelnest bei Zell sowie Vorder- und Hinterrinderweid nordwestlich der Ortschaft Zell.

Die uns interessierenden Mammutfunde stammen von den nachfolgend aufgeführten Gruben (Abb. 3):
Mammut I: Abbaugrube Haltestelle Gondiswil
Gerbers Hinweis (1923, S. 32) fällt sehr knapp aus: «Im Horizont von Flöz II



kam am 24. Oktober 1918 *Elephas primigenius* zum Vorschein.» Studer (1923) führt für diese Fundstelle folgende Mammutüberreste an: zwei tief abgekaute Molaren (Backenzähne), Ober- und Unterkiefer, ein Femurkopf und zahlreiche Reste von Stosszähnen.

Mammut II: Abbaugrube Engelprächtigen-Ost

Im blauen, sandigen Lehm fand man 1 bis 2 Meter über dem obersten Flöz Knochen einer kaltzeitlichen Fauna, darunter Mammut (Stosszahnfragmente, zwei Backenzähne, Schädelfragmente, eine Beckenhälfte in 16 Bruchstücken), Rentier, Riesenhirsch, Bison und Nashorn. Am 24. Juli 1918 erstellte Gerber eine detaillierte Beschreibung des Aufschlusses und der Lage der Fossilien. Abb. 4 vermittelt ein Bild des einen Backenzahnes.

Mammut III: Abbaugrube Haltestelle Gondiswil («Wäldchen»)

Nach Gerber (1923, S. 33) förderte die Baggermaschine in den blauen Letten über dem Flöz im Mai 1920 Überreste eines dritten Mammuts zu Tage. Diese lagen ungefähr 3 Meter unter der Oberfläche, waren aber sehr schlecht erhalten. Im Weitern führt er aus: «Was die Maschine nicht zerstörte, ging durch den Unverstand der Arbeiter zu Grunde; erhalten sind von den beiden Stosszähnen die vordern und hintern Teile und ein Backenzahn.» Wegen eines bis zum Herbst dauernden Streiks konnte diese Stelle nicht weiter ausgebeutet werden. Im Naturhistorischen Museum in Bern finden sich der Backenzahn (Abb. 5) und verschiedene Stoss-

Abb. 4: Mammut-Backenzahn aus der Grube Engelprächtigen-Ost. M.: ca. 1:3.

Abb. 5: Mammut-Backenzahn, Haltestelle Gondiswil «Wäldchen». M.: ca. 1:3. Fotos Lisa Schäublin, Naturhistorisches Museum Bern

Abb. 6: Mammut-Skelett von Niederweningen. Zoologisches Museum der Universität Zürich. Alter: ca. 35 000–33 000 Jahre. Höhe 3,5 m, Länge ü. a. 5,65 m. Foto Doro Röthlisberger

zahnfragmente dieses Mammuts mit dem Vermerk «Haltestelle Gondiswil, Wäldchen, 21.4.1920». Welches der Grund für die voneinander abweichenden Zeitangaben ist, konnte nicht geklärt werden.
Leider war zurzeit des Schieferkohlenabbaus keine systematische Grabung nach Mammutüberresten unter der Leitung eines Paläontologen möglich. Ob an Ort und Stelle ein ganzes Skelett hätte geborgen werden können, wissen wir nicht; auszuschliessen ist es nicht.
Nach Studer handelt es sich bei den Funden um drei Individuen. Wahrscheinlich sind die schweren Tiere in den weichen Letten eingesunken und dabei umgekommen. Dies dürfte auch für die Mammutherde gelten, die bei Niederweningen im Wehntal (ZH) in den Torflagern versunken ist (Lang 1892, Schlüchter 1988).

Im Jahr 1890 stiess man dort bei der Schottergewinnung für den Eisenbahnbau auf Mammutknochen, die von mindestens sechs Tieren stammten. Daraus liess sich ein Skelett rekonstruieren. Dieses bildete bei der Eröffnung des Zoologischen Museums in den neuen Gebäuden der Universität Zürich im Jahr 1914 das zentrale Schaustück. Bei der erneuten Rekonstruktion des Skelettes im Jahre 1992 verwendete man ausschliesslich Knochen des zweitgrössten Mammuts von Niederweningen (Abb. 6). Fehlende Teile wurden durch Abgüsse von entsprechend grossen Tieren anderer Museen der Schweiz und Deutschlands ersetzt. Insbesondere gilt dies auch für den Schädel (NZZ, 14.1.1992). Besonders wertvoll waren aus der gleichen Grube die Knochenfunde eines kleinen Mammuts, das aufgrund seiner noch unabgeschliffenen Backenzähne ungeboren oder ein höchstens zwei Monate alter Säugling war. Nach Hünermann (1985) ist dieser Fund für die Schweiz einmalig; denn Reste von so jungen Mammutindividuen sind ausserordentlich selten.

4. Stammesgeschichtliche Entwicklung

Die stammesgeschichtliche Entwicklung der Elefanten des Quartärs ist aufgrund der Forschungsarbeiten von Adam (1961, 1964) an einem breiten Fundmaterial gut belegt. Zusammenfassende Darstellungen finden sich bei Kuhn-Schnyder (1968), Hünermann (1985, 1987) und Chaix (1993). Obwohl die gewaltigen Stosszähne sehr imposant sind und beim modernen maschinellen Abbau von Kieslagen leichter entdeckt werden, sind sie in systematischer Hinsicht von geringerem Wert. Zur systematischen Zuordnung sind die widerstandsfähigen Backenzähne (Abb. 4 und 5) aussagekräftiger. Ein Backenzahn besteht aus einer Folge von Lamellen, die nur an der Basis miteinander verbunden sind. Die einzelne Lamelle ist aus Zahnbein aufgebaut und mit hartem Zahnschmelz überzogen. Die Lamellen sind durch Zahnzement miteinander verkittet. Beim Kauen werden die Lamellen abgeschliffen, sodass auf der Kaufläche die Lamellenquerschnitte sichtbar werden. Jede Kieferhälfte eines Tieres bildet im Verlaufe eines Elefantenlebens sechs Zähne aus, drei Milch- und drei echte Backenzähne. Von diesen steht meistens nur einer im Gebrauch. Ist er abgeschliffen, wird er durch seinen Nachgänger verdrängt und aus dem Kiefer ausgestossen.

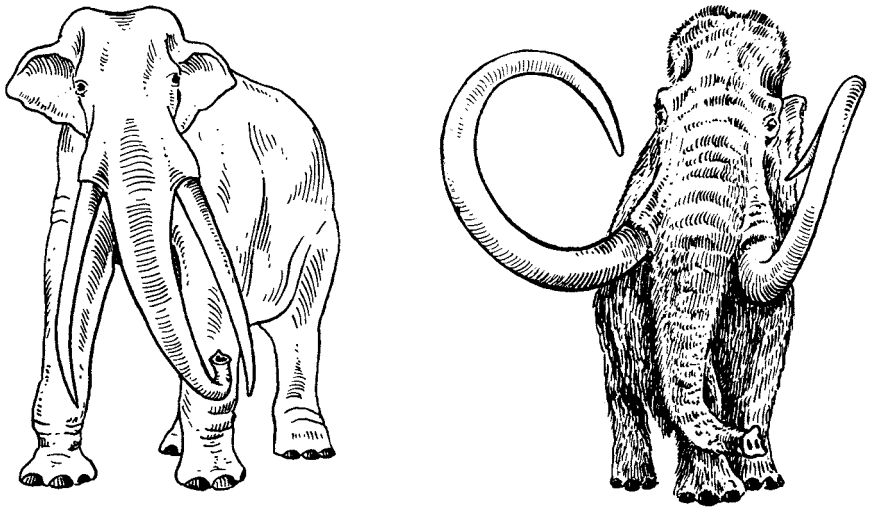


Abb. 7. Waldelefant und Mammut, aus Kuhn-Schnyder, E. (1968).

Die Elefantenstosszähne sind stark umgewandelte Schneidezähne, von denen bei den heutigen Elefanten und ihren eiszeitlichen Vorgängern nur je ein Paar im Oberkiefer vorhanden ist. Sie wachsen dauernd und sie sind in der Längsrichtung gekrümmt. Ausserdem sind sie beim Mammut tordiert, und zwar läuft die Torsion von der Basis zur Spitze immer nach innen. Mit diesem Merkmal lässt sich auch an kleinen Bruchstücken bestimmen, ob sie von einem rechten oder linken Stosszahn stammen (Hünermann 1985).

Die Elefanten des europäischen Quartärs sind aus dem Südelefanten *(Archidiskodon meridionalis)* hervorgegangen. Dieser trat im Ältestpleistozän, dem ältesten Abschnitt des Eiszeitalters, auf. Von ihm gingen zwei Linien aus, die des Waldelefanten und jene des Steppenelefanten (Abb. 7). Der Waldelefant *(Palaeoloxodon antiquus)* besass mächtige Stosszähne und hochkantige Backenzähne mit dicken Lamellen. Die Waldelefanten traten im Eiszeitalter ausschliesslich in Warmzeiten (Interglazialen) auf. Im Gebiet der Schweiz wurden in den Schieferkohlelagern von Dürnten (ZH) fossile Überreste des Waldelefanten gefunden (Heer 1865, Welten 1982). In den interglazialen Schieferkohlelagern der Umgebung

der Haltestelle Gondiswil wurden hingegen keine Reste festgestellt. Der Waldelefant starb zu Beginn der Würm-Kaltzeit in unserer Gegend aus (Hantke 1978).
Die zweite Linie, die des Steppenelefanten, weist stammesgeschichtlich eine bedeutende Entwicklung auf. Diese führte vom Südelefanten über den mittelpleistozänen Steppenelefanten *(Mammuthus trogontherii)* und weitern Übergangsformen zum Mammut *(Mammuthus primigenius)*. Bei den drei in der Umgebung der Haltestelle Gondiswil nachgewiesenen Tieren handelt es sich um Vertreter des Endgliedes dieser stammesgeschichtlichen Reihe.
Das Mammut war durch stark gekrümmte, riesige Stosszähne und breitkronige, englamellige Backenzähne gekennzeichnet, die sich als Reibplatten zum Aufschliessen faserreicher Tundrennahrung eigneten. Mit seinem dichten Haarpelz war es ausgezeichnet an kaltzeitliche Verhältnisse angepasst. Die Übergangsformen traten in Europa in der Mindel- und Riss-Eiszeit auf, die Typusformen des Mammuts in der Würm-Eiszeit (Hünermann 1987).
Im Jahr 1799 beschrieb J. F. Blumenbach erstmals den kaltzeitlichen Elefanten (Mammut) als *Elephas primigenius* und unterschied ihn damit von den rezenten Elefanten (Hünermann 1985). Die heute gebräuchliche wissenschaftliche Bezeichnung lautet *Mammuthus primigenius* (Blumenbach, 1799).

5. Bio- und chronostratigrafische Einstufung der Mammutfunde aus dem Umkreis der Haltestelle Gondiswil

5.1 Einleitung

Aufgrund des von Gerber (1923) abgebildeten Querprofils (Abb. 3) sind wir über die Lage der Mammutfunde gut orientiert. Für zahlreiche weitere Knochenfunde aus den Abbaugruben fehlen dann allerdings genaue Angaben zur Fundsituation. Studer (1923) vermerkt in der Regel nur, ob die einzelnen Überreste aus den Kohleflözen oder aus den auflagernden Lehm- und Sandschichten stammen. Gerber vermittelt nun aber zum Querprofil zwei detaillierte Flözprofile mit Hinweisen zu festgestellten Fossilien; das eine stammt aus dem Abbaugebiet bei der Haltestelle Gondiswil, das andere von der Abbaustelle Engelprächtigen-Ost.

Zur zeitlichen Einstufung der Funde erweist sich zudem der Umstand als günstig, dass in jüngerer Zeit in der weitern Umgebung der Abbaugruben zwei sehr lange technische Bohrungen abgeteuft werden konnten, deren Sedimente auf ihren Gehalt an fossilen Pollen untersucht worden sind (Wegmüller 1992). Das eine Profil, Gondiswil-Seilern, stammt vom westlichen Rande der Abbaugrube bei der Haltestelle Gondiswil, das zweite, Beerenmösli, wurde talaufwärts auf der Terrasse des rechten Talhanges erbohrt. Aufgrund der pollenanalytischen Untersuchung war es möglich, die vegetationsgeschichtliche Entwicklung vom Ende der Riss-Eiszeit über die letzte Warmzeit (Interglazial von Gondiswil, Riss/Würm-Interglazial) und das Frühwürm bis ins Mittelwürm nachzuweisen (Tabelle I). Damit ergibt sich für die Mammutfunde ein vegetationsgeschichtlicher Bezugsrahmen.

5.2 Vegetationsgeschichtliche Entwicklung (Tabelle I)

Im Endabschnitt des Riss-Glazials herrschte im nördlichen Napfvorland eine waldlose Tundrenvegetation vor. Im Zuge der Erwärmung setzte zu Beginn des Interglazials die Wiederbewaldung mit der Ausbreitung von Wacholder, Sanddorn und Birke ein, gefolgt von der Föhre. In der anschliessenden klimatisch optimalen Phase breiteten sich sommergrüne, laubabwerfende Gehölze des Eichenmischwaldes sowie Erle und später auch die Hasel aus. Zur gleichen Zeit setzte auch die Ablagerung des untern Hauptflözes der Schieferkohlen ein.

Darauf folgten eine Eiben-Phase und eine ausgedehnte Weisstannen-Phase mit Hainbuche. Im Verlaufe der Abkühlungsperiode gelangten vorerst Fichten und hernach Föhren zur Ausbreitung, wobei die Laubgehölze weitgehend verdrängt wurden. Am Ende dieser Phase kam auch die Torfablagerung zum Stillstand. Ein tiefgreifender klimatischer Rückschlag (1. Frühwürm-Stadial), der zur vollständigen Entwaldung der Gegend führte, beendete die Warmzeit. Nach den heutigen Kenntnissen dauerte das Interglazial von rund 130 000 BP bis 115 000 BP (BP = Before Present, d.h. Radiokarbonjahre vor heute).

Die daran anschliessende Kaltzeit (Würm-Eiszeit) war sehr viel länger, erstreckte sie sich doch von 115 000 BP bis 10 000 BP. Sie wird unterteilt in die Abschnitte Frühwürm (115 000 BP bis ca. 75 000 BP in Nordwesteuropa, 115 000 BP bis ca. 55 000 BP nach der alpinen Chronologie), Mittelwürm (ca. 55 000 BP bis 28 000 BP) und Spätwürm (28 000 BP bis

10 000 BP). Nach dem ersten kaltzeitlichen Einbruch (Seilern), folgten, und dies ist ein charakteristisches Merkmal der Würmeiszeit, noch drei klimatisch wärmere Phasen, sogenannte Interstadiale, getrennt durch zwei kältere Abschnitte, die Stadiale Mühle und Bifig. Die beiden ersten Interstadiale haben wir mit den Lokalnamen Huttwil und Ufhusen benannt, das dritte wird nach Welten (1982) mit Dürnten bezeichnet (Tabelle I). In allen drei Interstadialen herrschten Föhren/Fichten-Wälder vor, im dritten traten zudem noch Lärchen auf.
Die Interstadiale Huttwil und Ufhusen werden dem Frühwürm zugeordnet, das Interstadial Dürnten dem Übergangsbereich Frühwürm/Mittelwürm. Die Ablagerung des obern Hauptflözes setzte im ersten Interstadial ein und endete, was für die zeitliche Einstufung der Mammutfunde wichtig ist, am Schluss des dritten. Im Gegensatz zu den drei bewaldeten Interstadialen herrschte im weitern Verlauf des Mittelwürm weithin eine waldfreie Steppentundra vor. Nur vereinzelt kam es in etwas günstigeren Phasen zur Entwicklung kleiner Birken- und Föhrenbestände (Burga et al. 1998).
Zu Beginn des Spätwürm (Hochglazial) erfolgte ab 28 000 BP der Hauptvorstoss der alpinen Gletscher bis weit ins nördliche Mittelland hinaus (Schlüchter et al. 1993), wo deren Ausdehnung durch die markanten Endmoränenwälle dokumentiert wird. Der Rückzug der Gletscher begann um rund 18 000 BP. Im Zuge des spätglazialen Temperaturanstieges setzte um rund 13 000 BP die Wiederbewaldung ein. Nach einem letzten klimatischen Rückschlag (Jüngere Dryaszeit) endete um 10 000 BP die Würmeiszeit.
Die grossen Höhlenraubtiere wie Höhlenbär, Höhlenhyäne und Höhlenlöwe überlebten den enormen Kälteeinbruch des Hochglazials nicht. Dies gilt auch für den Riesenhirsch, den Steppenwisent sowie für Pferd und Esel, nicht aber für Mammut, Wollnashorn und Rentier (Hünermann 1987).

5.3 Die zeitliche Einordnung der Mammutfunde (Tabelle I)
Flözprofil der Gruben bei der Haltestelle Gondiswil (Gerber 1923, S. 32)

Mammut I: Die Überreste von Mammut I fanden sich im kleinen Flöz II im obersten Profilabschnitt. Nach den vegetationsgeschichtlichen Untersuchungen ist dieses in den Übergang vom Frühwürm zum Mittelwürm (Dürnten-Interstadial)

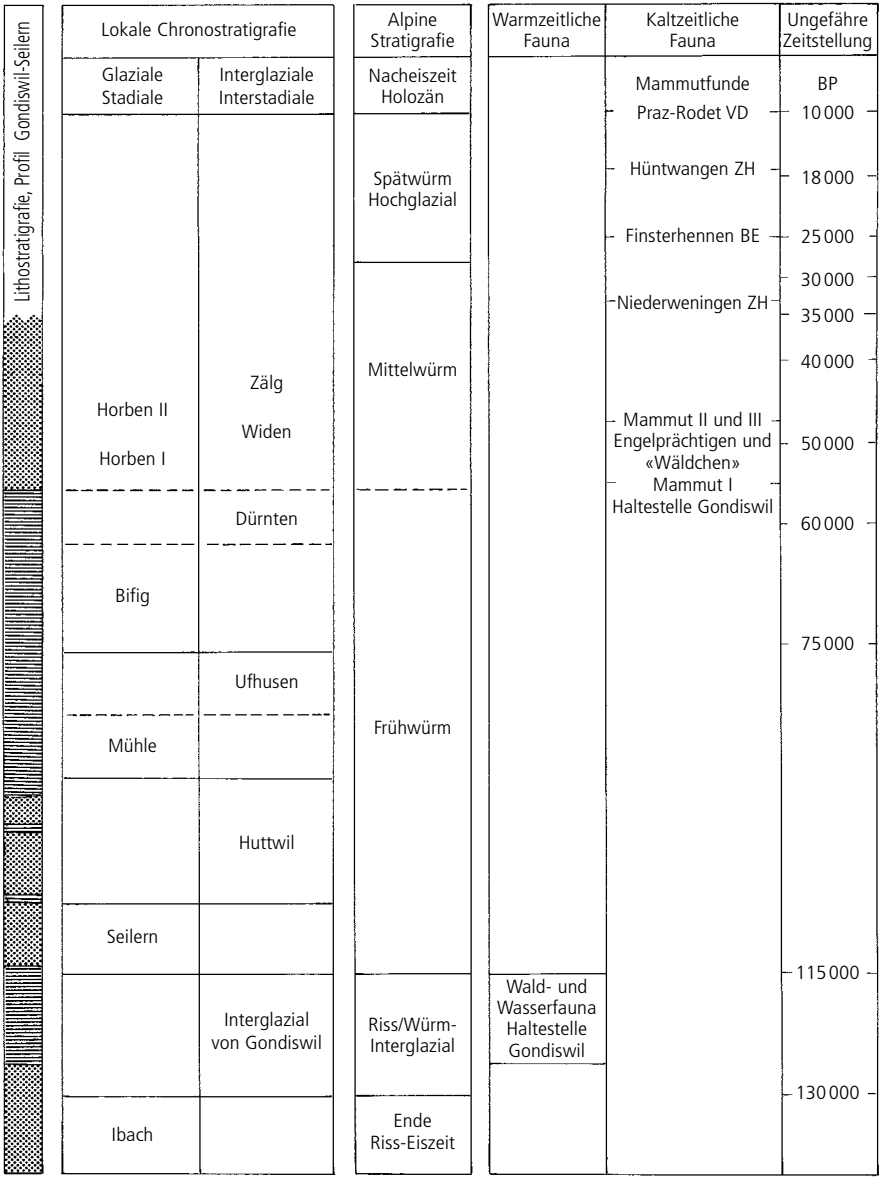


Tabelle I: Bio- und chronostratigrafische Zuordnung der Mammutfunde aus der Umgebung der Haltstelle Gondiswil und von radiometrisch datierten Funden der Schweiz. Kolonne Lithostratigrafie; schraffierte Abschnitte: Schieferkohlen; punktierte Abschnitte: Sand, Silt, Ton.

einzustufen. Nach verschiedenen radiometrischen Datierungen (Welten 1982) ist dafür ungefähr die Zeit von 60 000 BP bis ca. 55 000 BP einzusetzen.

Mammut III: Haltestelle Gondiswil («Wäldchen»). Nach dem Querprofil von Gerber fanden sich Stoss- und Backenzahn dieses Tieres in den das grosse Flöz überlagernden Letten. Sie sind dem frühen Mittelwürm zuzuordnen.

In den Flözen IV und V an der Basis der Abbaugrube Haltestelle Gondiswil stellte Studer ausserdem eine Wald- und Wasserfauna fest mit Rothirsch, Reh und Wildpferd sowie Biber, Sumpf-Schildkröte und Hecht. Diese beiden Faunen sind von der klimatisch optimalen Phase des letzten Interglazials an aufgetreten (ca. 125 000 BP bis 115 000 BP). Studer kam aufgrund der von ihm nachgewiesenen Faunen zum bemerkenswerten Schluss, die klimatischen Verhältnisse hätten sich im Verlaufe der Ablagerung der Schieferkohle erheblich verschlechtert. Dies konnte 60 Jahre später mittels vegetationsgeschichtlicher Untersuchungen bestätigt werden.

Flözprofil der Grube Engelprächtigen-Ost (Gerber 1923, S. 35)

Mammut II: Die Überreste dieses Tieres fanden sich auch hier im blauen, sandigen Lehm über dem obern Hauptflöz. Es ist nach den vegetationsgeschichtlichen Befunden wie Mammut III ebenfalls ins frühe Mittelwürm einzustufen. Aus dem gleichen Schichtkomplex wurden noch weitere Reste kälteresistenter Tiere geborgen. Es sind dies:

Rentier	*Rangifer tarandus*
Riesenhirsch	*Megaceros giganteus*
Steppenwisent	*Bison priscus*
Nashorn	*Rhinocerotide indet*

Diese Funde zeigen auf, in welchem Umfeld die Mammuts aufgetreten sind. Beim Riesenhirsch handelt es sich um den ersten Nachweis im Gebiet der Schweiz. Was das Nashorn betrifft, war eine genaue Bestimmung aufgrund des vorliegenden Materials nicht möglich.

Die Zusammensetzung der Fauna der Abbaustelle Engelprächtigen-Ost erinnert an jene des Mammutloches von Niederweningen nördlich der

Lägern (Lang 1892). Hünermann (1987) schliesst dort aufgrund des Artenspektrums auf eine subarktische Kältesteppe, bezeichnet aber die Fauna nicht als hochglazial, weil Rentier und Moschusochse, die heute unter hocharktischen Bedingungen leben, fehlen. In der Fauna der Abbaustätte Engelprächtigen-Ost tritt auch das Rentier auf. Sie weist damit eine kältere Tönung auf als jene von Niederweningen.
Welche Schlussfolgerungen lassen sich aus den pollenanalytischen Untersuchungen bezüglich der Vegetation und des Klimas für das Zeitfenster der Mammutvorkommen bei der Haltestelle Gondiswil ziehen? Das dritte Interstadial, Dürnten, war, wie die beiden ersten, zwar ebenfalls bewaldet, aber bereits kühler. Es herrschten Föhren- und Fichten-Wälder mit Lärchen vor, doch waren diese, vergleichbar mit den Verhältnissen an der Waldgrenze, bedeutend lichter als in den beiden vorangehenden Interstadialen.
Am Ende dieses Interstadials fielen die Temperaturen stark zurück, was zur völligen Vernichtung der borealen Nadelwälder führte. Weithin herrschten im nördlichen Napfvorland Steppentundren vor. In Senken und Mulden traten grosse Bestände an Riedgräsern auf, auf trockeneren Stellen gediehen artenreiche Rasengesellschaften mit vereinzelten Sträuchern. In kurzen, klimatisch günstigern Intervallen kam es zur Entwicklung inselartiger Gruppen von Birken und Föhren, die nach kürzerer Zeit wieder verschwanden. Dies war der Lebensraum der Mammuts. Gegen Ende des Mittelwürm lagen nach Frenzel et al. (1992) die Temperaturen wesentlich tiefer als heute, so die Wintertemperaturen um ca. 10°C bis 12°C, die Sommertemperaturen um 4°C bis 5°C und die Jahresmittelwerte ca. 8°C. Hingegen fielen die mittleren Jahresniederschläge 300–400 mm höher aus als im anschliessenden Würm-Maximum (Burga et al. 1998).

6. Mammutfunde im Oberaargau und in den angrenzenden Gebieten

Inwieweit sind im Gebiet des Oberaargaus und in den angrenzenden Gebieten bisher weitere Mammutfunde gemacht worden? Zur Abklärung dieser Frage konnten wir im Naturhistorischen Museum in Bern in das Fundmaterial und auch in die entsprechende Kartei Einsicht nehmen. Ebenso informativ war die Einsichtnahme in die Sammlung des Natur-Museums in Luzern. Über die Lage der Funde orientiert Abb. 8.

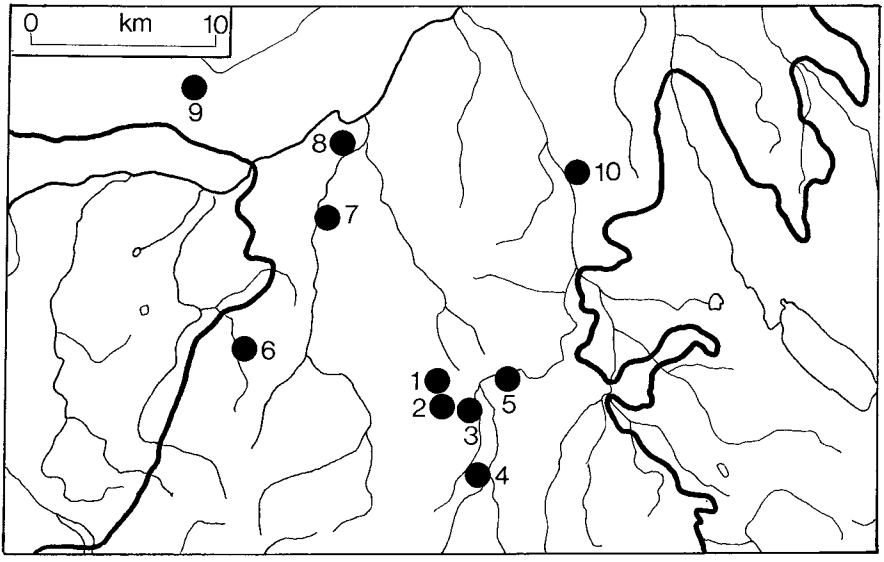


Abb. 8: Mammutfunde im Oberaargau und in den angrenzenden Gebieten. Kräftig ausgezogene Linien: Maximale würmeiszeitliche Gletscherstände, nach Hantke 1983.
1 Gruben Gondiswil Haltestelle und «Wäldchen»; 2 Engelprächtigen-Ost; 3 Hüswil/Stoss; 4 Luthern, Hofstatt; 5 Zell, Allmend, südlich Briseck; 6 Ochlenberg, Wynigshus; 7 Langenthal, Moosraingrube; 8 Kiesgrube Wynau; 9 Niederbipp, Rotboden; 10 Reiden, Kommendehügel.

Oberaargau

Langenthal: Moosraingrube, LK 1128 Langenthal, ca. 627 125/228 325.
Im Jahr 1933 wurde nach Brönnimann (1937) «15 m unter der Oberfläche ein Stosszahnfragment eines riesigen Elefanten durch den Knaben des Grubenarbeiters aus der Schotterwand herausgegraben». Der Umfang des Zahnes betrug 45 cm. Nach Gerber handelt es sich wahrscheinlich um *Elephas primigenius* (Mammut). Ein Fragment wurde über lange Zeit in der Heimatstube des Alten Amtshauses aufbewahrt. Heute findet sich ein kleines Fragment im Museum Langenthal.

Abb. 9: Kiesgrube Sommer Wynigshus, Ochlenberg, zur Zeit des Mammutfundes, November 1933.

Ochlenberg: Under Wynigshus, LK 1128 Langenthal, 622 575/221 575; neue Schreibweise: Winigshus. Im November 1933 stiess man in der kleinen Grube des Landwirtes E. Sommer, Wynigshus südlich Ochlenberg, auf einen in 2 m Tiefe im Kies gelagerten gut erhaltenen Mammutstosszahn von 3,12 m Länge und 56,5 cm Umfang. Brönnimann (1937) bemerkt dazu, es müsse ein riesiges Tier gewesen sein und es sei ein Prunkstück der paläontologischen Sammlung des neuen Naturhistorischen Museums in Bern.

Wynau: Kiesgrube Wynau, LK 1108 Murgenthal, ca. 629 250/ 234 000. Im Herbst 1979 entdeckte der Traxführer Fritz Richard ca. 15 m unter dem Gehhorizont ein Fragment eines Mammutstosszahnes. Dieses gelangte ins Naturhistorische Museum in Bern. Nach F. Richard muss sich die Aufschotterung in relativ kurzer Zeit vollzogen haben. Seit 1979 sind hier keine Mammutüberreste mehr gefunden worden.

Niederbipp: Kiesgrube Rotboden, LK 1108 Murgenthal, 620 240/236 380. Zeichnung und Angaben zur Fundsituation des Mammutstosszahnes stammen von H.R. Wagner, Architekt. Aufbewahrung im Naturhistorischen Museum in Bern. Datum: 21.8.1974.

Kanton Luzern (angrenzende Gebiete)

Zell-Hüswil: Kiesgrube südwestlich Stoss, LK 1128 Langenthal, ca. 635 600/219 140. Im April 1931 wurden mehrere Fragmente eines Mammutstosszahnes gefunden, die 10 m unter der Oberfläche gelegen haben (Speck 1987). Ein Bruchstück davon findet sich in der Schausammlung des Natur-Museums in Luzern.

Luthern: Kiesgrube Fiechten, Hofstatt, LK 1148 Sumiswald, ca. 635 800/215 200. Im Frühsommer 2000 wurde ein Stosszahn-Bruchstück mit einer Länge von 1,20 m und einem Durchmesser von 25 cm in einer Sandlinse im Kies gefunden. Dieses wird

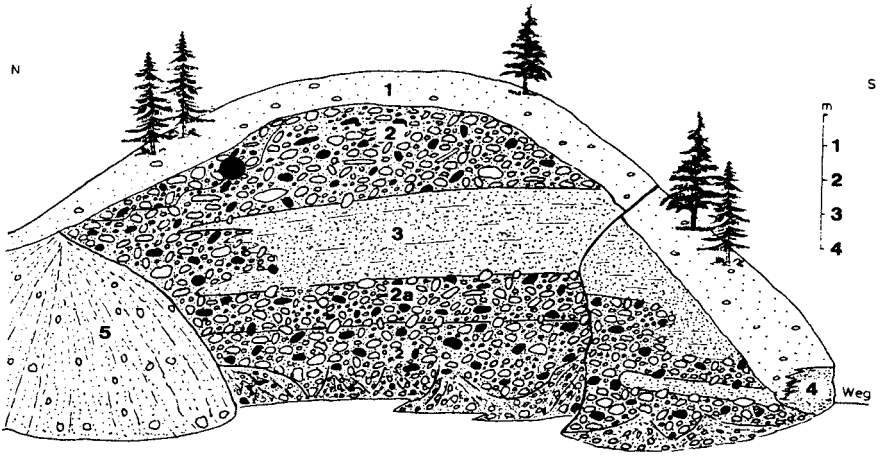


Abb. 10: Alte Kiesgrube Under Wynigshus, Ochlenberg. Ansicht nach Schmid (1933) aus Gerber (1978). 1 Humus. 2, 2a, 3 Schotter der Hochterrasse (Riss-Eiszeit). 4 tertiärer Sandstein. 5 künstliche Deponie. Punkt: Fundstelle eines Mammutzahns. Aus: Geografie des Oberaargaus, 1983

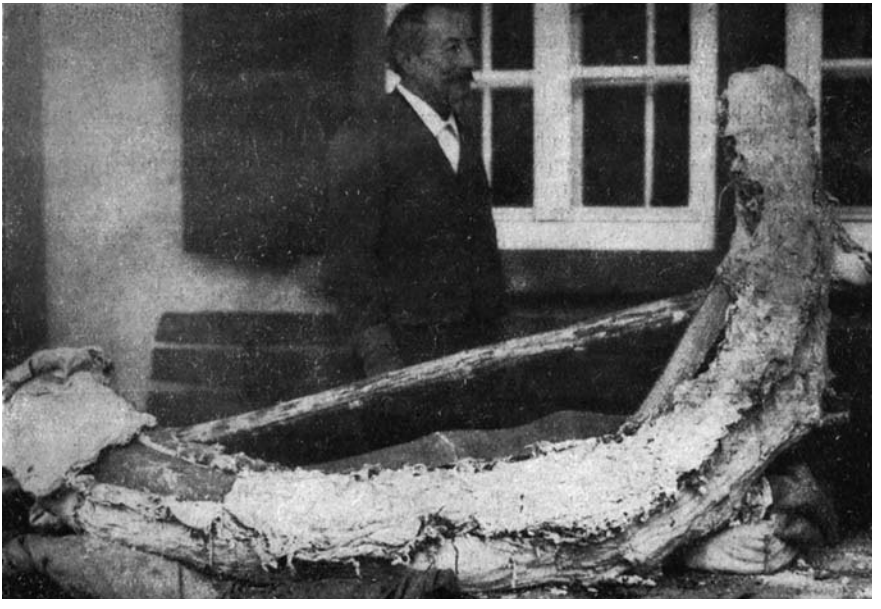


Abb. 11: Mammutzahn aus der Kiesgrube von Landwirt E. Sommer, Wynigshus, Ochlenberg. Der Brüchigkeit wegen ist er eingegipst worden. Foto: 18. November 1933. Die Originallegende dazu lautet: «Länge 312 cm. Gewicht ca. 130 kg».

gegenwärtig im Natur-Museum in Luzern gehärtet und konserviert.

Zell: Aufgelassene Kiesgrube auf der Liegenschaft Allmend, LK 1129 Sursee, ca. 637 550/220 400.
Knochenfragment aus 10 m Tiefe, gefunden durch A. Schärli, Baggerführer, 1975. Aufbewahrung im Natur-Museum in Luzern.

Reiden: Kommendehügel, LK 1109 Schöftland, ca. 640 480/232 520
Wir erwähnen hier diesen Fund, weil er auch von der wissenschaftsgeschichtlichen Seite her interessant ist. Im April 1577 stiess man im hintern Graben des Kommendehügels – wir folgen hier der Darstellung von Speck (1987) – auf zahlreiche Knochen, die ob ihrer Grösse allgemeines Aufsehen erregten. Der bekannte Anatom, Stadt- und Spitalarzt in Basel, Felix Platter (1534–1614), befasste sich mit diesen Überresten und kam zum Schluss, es handle sich um die Knochen eines Menschen von «18 werckschuh» (etwa 5,60 m). In der Folge hielt sich diese Vorstellung über den «Riesen von Reiden» mehr als 200 Jahre. Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde der Irrtum berichtigt; der «Riese von Reiden» mutierte zum Mammut. Ein fragmentiertes Schulterblatt dieses Tieres befindet sich im Natur-Museum in Luzern.

Die bisher im Oberaargau und in den angrenzenden Gebieten des Kantons Luzern gefundenen Mammutreste stammen alle aus dem zur Würmeiszeit eisfrei gebliebenen Raum. Auffallend ist die Konzentration im Ibach- und im obern Luthern-Tal. Dies lässt nicht zwingend auf eine hohe Populationsdichte der Mammuts schliessen; wahrscheinlich hängt die Häufung mit dem grossen Abbau von Schieferkohlen wie auch mit dem intensiven, grossflächigen Kiesabbau im Lutherntal zusammen, in deren Folge zahlreiche tierische Überreste aufgeschlossen worden sind. Angesichts der heutigen enormen Abbaumengen in den Kiesgruben des Lutherntales sind weitere Mammutfunde nicht auszuschliessen. Dies dürfte auch für die Gruben im Bereich der Terrassen des Aarelaufes gelten. Von der Geländemorphologie her gesehen ist der Fund von Under Wynigshus aussergewöhnlich. Es erstaunt, dass man in einer kleinen am

steilen Hang gelegenen Grube auf einen derart imposanten Fund gestossen ist. Aufgrund der Einbettung in die Schotter der Hochterrasse dürfte er wesentlich älter sein als die Funde bei der Haltestelle Gondiswil.

7. Radiokarbon-Altersbestimmungen an Mammutüberresten (Tabelle I)

Bisher wurden im Gebiet der Schweiz an Mammutüberresten nur eine beschränkte Zahl von radiometrischen Altersbestimmungen durchgeführt, und es sind auch nicht alle Daten publiziert worden.
Zudem stossen physikalische Altersbestimmungen zufolge des geringen Kollagengehaltes der Stosszähne an Grenzen (Hünermann 1985). Es kommt hinzu, dass bei Material, das älter als 50 000 Jahre ist, wegen des geringen Gehaltes an radioaktivem Kohlenstoff die Altersbestimmungen Probleme bereiten.
Wir beschränken uns im Folgenden auf die Wiedergabe einiger ausgewählter Daten und beziehen uns dabei auf Angaben von Hünermann (1985) und auf mündliche Mitteilungen von Herrn Dr. G. Bonani vom Institut für Mittelenergiephysik der ETH Hönggerberg.

Tabelle II: Radiokarbon-Altersbestimmungen

Mammutfunde	Alter BP	Chronostratigraphie
Niederweningen ZH	34 600 ± 480 33 300 ± 420	Mittelwürm
Finsterhennen, Oberfeld BE	25 370 ± 190	Spätwürm, Hochglazial
Hüntwangen ZH	17 850 ± 265	Hochglazial, Beginn des Eisrückzuges
Praz-Rodet, Le Brassus (VD)	10 320 ± 210	Ende des Spätglazials

Die Datierung des Mammutskelettes von Praz-Rodet bei Le Brassus (Weidmann 1974) markiert in Übereinstimmung mit weitern Ergebnissen aus Mitteleuropa das Ende der Mammutvorkommen in der Schweiz. Damals starben die «Eiszeitriesen» Mammut und Wollnashorn in unserem Gebiet aus. Rentier und Moschusochsen hingegen überlebten und wichen nach Nordeuropa aus.

Zusammen mit den vegetationsgeschichtlichen Befunden aus dem Schieferkohlengebiet von Gondiswil/Ufhusen umfassen diese Daten den Zeitraum zwischen dem Frühwürm-Ende bis zum Beginn der Nacheiszeit (Holozän). Während dieser langen Zeitspanne herrschten in unserem Land kalte bis subarktische Bedingungen vor.

8. Zum Aussterben des Mammuts

Es stellt sich die Frage, warum Mammut und Wollnashorn am Ende der letzten Eiszeit ausgestorben sind. Eine in Nordamerika verbreitete Hypothese geht dahin, dass die Mammuts durch gezielte Jagd ausgerottet worden seien (Ward 1998). Von Koenigswald lehnt in einem Nachwort zum Buch von Ward diese Hypothese ab und legt dar, dass nicht nur eine, sondern verschiedene Ursachen zum Aussterben geführt haben und dass das Problem komplex sei. Zum einen kennen wir die Populationsgrösse der Mammutherden nicht, zum andern sind unsere Kenntnisse über die Populationen der späteiszeitlichen Rentierjäger lückenhaft. Nach Le Tensorer (1998) war unser Gebiet zu jener Zeit sehr dünn besiedelt, und bisher ergaben sich von Seiten der Archäologie keine Hinweise auf gezielte Jagd nach Mammuts.
In jüngster Zeit haben nun aber archäologische Ausgrabungen am jungpaläolithischen Lagerplatz Krems-Wachtberg im Donautal zu neuen Erkenntnissen geführt (Fladerer 2001). Neben vielen Feuersteingeräten wurden ebenfalls zahlreiche Knochen von Beutetieren geborgen. Anhand archäozoologischer Untersuchungen der 27 000 Jahre alten Jagdwildreste konnte ein subarktisches Wildtierspektrum nachgewiesen werden, wobei die Knochen vom Mammut am häufigsten vertreten waren. Wahrscheinlich handelt es sich um einen Lagerplatz eiszeitlicher Jäger, die auf Mammutjagd spezialisiert waren (Geneviève Lüscher, NZZ vom 7. 11. 2001). Eine Dezimierung des Mammutbestandes dieser Region durch Jäger kann somit nicht ausgeschlossen werden.
Grössere Bedeutung bezüglich des Verschwindens des Mammuts dürfte aber dem glazialen Geschehen und den tiefgreifenden klimatischen Veränderungen im letzten Abschnitt der Würmeiszeit zukommen.
Im Verlaufe des Hochglazials drang einerseits das skandinavische Inlandeis Nordeuropas bis nach Norddeutschland vor, andererseits erstreckten

sich die alpinen Gletscher bis weit ins nördliche Vorland. Demzufolge wurde das Verbreitungsgebiet des Mammuts und weiterer Tiere des subarktischen Spektrums in Mitteleuropa beträchtlich eingeengt. Im Würm-Maximum (28 000–18 000 BP) lagen die Jahrestemperaturen im Mittel um mindestens 12°C tiefer als heute; in Süddeutschland rechnet man sogar mit einer Absenkung von ca. 16°C. Die Jahresniederschlagsmenge lag rund 500 mm tiefer als heute (Burga et al.1998). Diese kalttrockenen klimatischen Bedingungen wirkten sich auf die Vegetationsdecke und damit auf die Ernährungsgrundlage der Tiere negativ aus. Unter diesem Druck dürfte die Reproduktionsrate der Mammuts zurückgegangen sein. Wahrscheinlich waren die Restpopulationen am Ende der Würmeiszeit stark geschwächt. Schliesslich hat der tiefgreifende klimatische Umbruch am Ende des Spätglazials den Lebensraum des Mammuts so einschneidend verändert, dass die Tiere diesen Wechsel nicht mehr überstanden haben.

Verdankung

Dank dem freundlichen Entgegenkommen von Dr. M. Nussbaumer konnte ich die Mammutfunde des Naturhistorischen Museums Bern einsehen. Frau Dr. E. Büttiker ermöglichte mir den Einblick in die Kartei der fossilen Knochenfunde des Museums. Frau L. Schäublin, Fotografin, besorgte die Aufnahmen der Mammut-Backenzähne. Die Aufnahme des Mammutskelettes von Niederweningen stammt von Frau D. Röthlisberger. Dipl. Nat. ETH B. Hotz, Konservator am Natur-Museum Luzern, vermittelte genaue Angaben zu den Mammutfunden im Lutherntal und ermöglichte mir, die Mammutüberreste einzusehen. Dank dem Entgegenkommen von Dr. P. Wick, Direktor des Gletschergartens in Luzern, durfte die Vorlage des Monumentalbildes «Luzern zur Eiszeit» in diesen Beitrag aufgenommen werden. Dr. C. Claude vom Zoologischen Museum der Universität Zürich stellte uns freundlicherweise Bilder des Mammut-Skelettes von Niederweningen zur Reproduktion zur Verfügung. Dr. G. Bonani vom Institut für Mittelenergiephysik der ETH Hönggerberg gab mir Auskunft über eine Reihe von Datierungen. Prof. Dr. Ch. Schlüchter vom Geologischen Institut der Universität Bern ermöglichte die Publikation der noch unveröffentlichten Radiokarbon-Altersbestimmung des Mammutfundes von Finsterhennen. Dr. V. Binggeli, Bleienbach, gab mir Hinweise zu älteren Mammutfunden im Oberaargau. Er vermittelte ebenfalls die Abbildungen 9, 10 und 11 und verfasste dazu die Legenden. Die beiden Fotos zum Mammutfund stammen aus der Sammlung von Frau M. Sommer-Müller. Familie U. und R. Sommer-Schenk, Wynigshus, waren bei der Beschaffung behilflich.

Weitere Informationen erhielt ich von den nachstehend aufgeführten Personen: Dr. P. Geiser, Langenthal, W. Ellenberger, Roggwil, F. Richard, Wynau, und F. Wuest-Schärli, Zell. Allen sei hiermit bestens gedankt.

Literatur

Adam, K.D. 1961: Die Bedeutung der pleistozänen Säugetierfaunen Mitteleuropas für die Geschichte des Eiszeitalters. Stuttgarter Beitr. Natkd. 78, 1–34.

Adam, K.D. 1964: Die Grossgliederung des Pleistozäns in Mitteleuropa. Stuttgarter Beitr. Natkd. 132, 1–12.

Binggeli, V. 1971: Bannwiler Block und Langenthaler Schwankung. Jahrb. d. Oberaargaus 1971, 213–215.

Binggeli, V. 1990: Geografie des Oberaargaus. Sonderband 3 zum Jahrbuch des Oberaargaus. Merkur Druck AG, Langenthal, 271 S.

Blumenbach, J.F. 1799: Handbuch der Naturgeschichte. 6.Aufl., Göttingen, XVI + 708 S.

Brönnimann, F. 1937: Tier- und Pflanzenreste der Tertiär- und Quartärzeit in der Umgebung von Langenthal. Langenthaler Heimatbl. 1937, 47–91.

Burga, C.A. & Perret, R. 1998: Vegetation und Klima der Schweiz seit dem jüngeren Eiszeitalter. Ott Verlag, Thun, 805 S.

Chaix, L. 1993: Die Tierwelt der Alt- und Mittelsteinzeit. In: SPM I Die Schweiz vom Paläolithikum bis zum frühen Mittelalter. Paläolithikum und Mesolithikum. Verlag Schweiz. Ges. Ur- und Frühgeschichte, Basel, 85–103.

Fladerer, F.A. 2001: Die Faunareste vom jungpaläolithischen Lagerplatz Krems-Wachtberg. Verlag Österr. Akad. der Wissenschaften, 95 S.

Frenzel, B., Pésci, M. & Velichko, A.A. (Eds) 1992: Atlas of Paleoclimates and Paleoenvironments of the Northern Hemisphere. Late Pleistocene-Holocene. Budapest/Stuttgart, 153 S.

Gerber, E. 1923: Die diluvialen Schieferkohlen (Torflager) von Gondiswil-Zell. In: Baumberger, E., Gerber, E., Jeannet, A. & Weber, J.: Die diluvialen Schieferkohlen der Schweiz. Beitr. Geol. Schweiz, geotechn. Ser. 8, 30–66.

Gerber, M. Ed. 1978: Zur Geologie der Buchsiberge. Jahrbuch des Oberaargaus 1978, 65–90.

Hantke, R. 1978: Eiszeitalter. Band 1. Ott Verlag, Thun, 468 S.

Hantke, R. 1983: Eiszeitalter. Band 3. Ott Verlag, Thun, 730 S.

Heer, O. 1865: Die Urwelt der Schweiz (1. Aufl.). Zürich, XXIX + 622 S.

Hünermann, K. A. 1985: Eiszeit-Säugetiere aus dem Kanton Zürich. Vjschr. Natf. Ges. Zürich 130/3, 229–250.

Hünermann, K.A. 1987: Faunenentwicklung im Quartär. Mitt. Natf. Ges. Luzern 29, 151–171.

Imhof, E. 1965: Atlas der Schweiz, erste Lieferung, Tafel 6.

Koenigswald von, W. 1998: Nachwort eines europäischen Paläontologen. In: Ward, P.D.: Ausgerottet oder ausgestorben? Birkhäuser, Basel. Boston. Berlin, 237–252.

Kuhn-Schnyder, E. 1968: Die Geschichte der Tierwelt des Pleistozäns und Alt-Holozäns. In: Ur- und frühgeschichtliche Archäologie der Schweiz I: Die Ältere und Mittlere Steinzeit. Verl. Schweiz. Ges. Ur- und Frühgeschichte, Basel, 43–68.

Lang, A. 1892: Geschichte der Mammutfunde. Ein Stück Geschichte der Paläontologie, nebst einem Bericht über den schweizerischen Mammutfund in Niederweningen 1890/91. Njbl. Natf. Ges. Zürich 94, 1–35.

Le Tensorer, J.-M. 1998: Le Paléolithique en Suisse. Edition Jérôme Millon, Grenoble, 348 S., 198 Fig.

Nabholz, W. K. 1987: Albert Heim und seine Gletscherforschung (zum 50. Todestag). Mitt. Natf. Ges. Luzern 29, 209–224.

Schlüchter, C. 1988: Neue geologische Beobachtungen bei der Mammutfundstelle in Niederweningen (Kt. Zürich). Vjschr. Naturf. Ges. Zürich 133/2, 99–108.

Schlüchter, C. & Wohlfahrt, B. 1993: Geologie. In: SPM I Die Schweiz vom Paläolithikum bis zum Frühen Mittelalter. Paläolithikum und Mesolithikum. Verlag Schweiz. Ges. Ur- und Frühgeschichte, Basel, 47–65.

Speck, J. 1987: Spätglaziale und frühpostglaziale Überreste von Grosssäugetieren im Bereich des Reussgletschers. Mitt. Natf. Ges. Luzern 29, 291–314.

Studer, T. 1923: Die Tierreste aus den Schieferkohlenflözen von Gondiswil. In: Baumberger, E., Gerber, E., Jeannet, A. & Weber, J.: Die diluvialen Schieferkohlen der Schweiz. Beitr. Geol. Schweiz, geotechn. Ser. 8, 67–78.

Ward, P. D. 1998: Ausgerottet oder ausgestorben? Warum die Mammuts die Eiszeit nicht überleben konnten. Birkhäuser, Basel. Boston. Berlin, 236 S.

Wegmüller, S. 1992: Vegetationsgeschichtliche und stratigraphische Untersuchungen an Schieferkohlen des nördlichen Alpenvorlandes. Denkschr. Schweiz. Akad. Naturw. 102, 1–82.

Weidmann, M. 1974: Sur quelques gisements de vertébrés dans le Quaternaire du canton de Vaud. Bull. Lab. Géol. Mus. géol. Univ. Lausanne 209, 1–10.

Welten, M. 1982: Pollenanalytische Untersuchungen im Jüngeren Quartär des nördlichen Alpenvorlandes der Schweiz (Mittel- und Jungpleistozän). Beitr. Geol. Karte Schweiz, N.F. 156, 1–174.

Weltmeister Fritz Scheidegger, 1930–1967

Der Langenthaler Motorrad-Rennfahrer

Markus Schürpf

Schwierige Anfänge

Der Motorrennsport hat hier zu Lande keine allzu grosse Bedeutung. Und doch gibt es immer wieder Rennfahrer, die auf internationaler Ebene erfolgreich sind. Ein besonderes Beispiel ist Fritz Scheidegger, bis zu seiner Zeit der einzige Seitenwagen-Weltmeister der Schweiz. In Langenthal geboren und aufgewachsen, musste er sich den Weg an die Weltspitze des Motorrad-Rennsports hart erkämpfen. Weder stammte er aus begüterten Verhältnissen, noch konnte er auf die Unterstützung einer einheimischen Fahrzeugindustrie zählen. Bis zu seinem frühen Tod betrieb er zusammen mit seiner Frau in Courtelary eine Servicestation mit Café, die ihrer vierköpfigen Familie den Lebensunterhalt sicherte.
Seine Karriere begann Fritz Scheidegger auf Rasenrundkursen. Ab 1953 fuhr er Gespannrennen. Nach nationalen Titeln bei Strassen- und Rasenwettbewerben (1957 Schweizer Meister in der 500-er Klasse International) entschloss er sich vier Jahr später, in den Grand-Prix-Rennsport einzusteigen. Schnell aber musste er erfahren, dass ohne Werkmaterial kaum viel auszurichten war. Als Schweizer blieb ihm der Zugang zu den dominierenden BMW-Motoren verschlossen.

Durchbruch

Mit Hilfe eines Rennwagenkonstrukteurs fand er schliesslich einen Ausweg. Der Bau eines tief liegenden Fahrgestells, das in kniender Stellung gefahren wurde, verbesserte die Aerodynamik dermassen, dass er auch gegenüber Werkmaschinen bestehen konnte.

Fritz Scheidegger
1930–1967

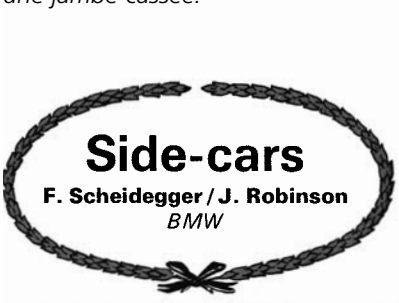
Rolf von Niederhäuser, der in seiner Scheidegger-Biografie vor allem den «technischen» Weg zum Weltmeister nachzeichnet, gibt nähere Details zu diesem Durchbruch: Anlässlich eines Bergrennens am Marchairuz kam Scheidegger mit dem gewiegten Konstrukteur und Tüftler Rudolf Kurth ins Gespräch. Man diskutierte Probleme des Fahrgestellbaus, mit dem sich Kurth schon eingehend befasst hatte. Scheidegger, damals international bereits erfahren und in Anbetracht seiner motorischen Unterlegenheit stets auf neue Vorteile bedacht, hatte richtig erkannt, dass die relativ hohen normalen Gespanne mit ihrer Sitzposition die mögliche Kurvengeschwindigkeit limitierten.
Da die Beschaffung schneller Motoren ausserhalb seiner finanziellen Möglichkeiten lag, rechnete sich Fritz seine Chancen für die Grand-Prix-Rennen einzig durch «schnellere» Fahrgestelle aus. Zuerst machten Scheidegger und Kurth Versuche mit neuartigen Dreiradfahrzeugen, doch kamen sie wieder davon ab. Nun machte sich das Team daran, die Idee des so genannten «Kneelers» salonfähig zu machen. Diese Konstruktion, bei der der Fahrer «on knees», d.h. auf den Knien fährt, ermöglicht eine nied-

Das Seitenwagen-Gespann Scheidegger/Robinson in voller Fahrt.

rigere Stirnfläche des Gespanns. Dadurch kann sich der Fahrer wesentlich leichter «klein machen», was für den über einen Meter achtzig messenden Scheidegger wesentlich ins Gewicht fiel.
Die Idee des «Kneelers» war nicht neu. Durchgesetzt hatten sich diese Maschinen aber bisher nicht, vor allem weil sie trotz neuer Konzeption nicht wesentlich niedriger waren als die bisherigen Gespanne. Hier nun gingen Kurth und Scheidegger einen Schritt weiter. Durch konsequente Verwendung kleinerer Räder, dank einer raffinierten Lenkgeometrie mit Vorderradschwinge und anderer Details bekamen sie ein so niedriges Gespann, dass man es bald einmal scherzhaft als «Bügeleisen» bezeichnete. Die Erfolge, die Scheidegger mit diesem genialen «Kneeler» erreichte, liessen nach und nach fast die gesamte Konkurrenz auf ähnliche Konstruktionen umsteigen.
Den endgültigen Durchbruch an die Spitze brachte schliesslich der Kauf eines BMW-Motors von einem verunglückten deutschen Kollegen. Fortan gewannen Fritz Scheidegger und sein Beifahrer John Robinson Rennen um Rennen.

FRITZ SCHEIDEGGER CH /
JOHN ROBINSON GB
Champions du monde 1966

Fait unique, ce brillant équipage fut vainquer de toutes les courses pour le titre.
Sa supériorité était telle qu'aucun adversaire ne put lui résister. Né le 30 décembre 1930, trouva la mort sur la piste de Mallory-Park, le 26 mars 1967. Une rupture de freins fut la cause de l'embardée d'où Robinson se tira avec une jambe cassée.



Eine Seite aus dem Motorrad-Weltmeister-Buch von Maurice Bula: «Les As du Continental Circus», Lausanne 1974

Die grössten Erfolge feierte das Gespann im Jahr 1966: Von 19 gefahrenen Prüfungen entschied Scheidegger 14 für sich und wurde zum zweiten Mal nach 1965 Weltmeister. Beide Rennsaisons fuhr er auf seiner bewährten 500er BMW. Nach dem Erfolgsjahr 1966 wollte er vom Rennsport zurücktreten. Dass er sich von Freunden und Bewunderern vom Entscheid abbringen liess, hatte tragische Folgen. Im ersten Rennen der neuen Saison, am Ostersonntag 1967, verunglückte er tödlich. In Mallory Park (GB) raste seine Maschine nach einem Riss der Bremsverankerung über eine Haarnadelkurve hinaus. Beifahrer John Robinson kam unter das Gespann zu liegen, er erlitt eine Gehirnerschütterung und einen komplizierten Beinbruch.

Sport mit hohem Risiko

Rolf von Niederhäusern beschreibt den Charakter von Fritz Scheidegger wie folgt: Er galt als Mann mit eisernem Willen und unerhörter Ausdauer. Diese Eigenschaften, gepaart mit viel technischem Geschick, liessen ihn seine Lebensziele erreichen – eine Familie zu haben, sein eigener Herr im Geschäft zu sein und einen Weltmeistertitel zu erringen. Bei allem Einsatz war er stets bemüht, das unvermeidliche Risiko seines Sports um jenes Quentchen zu reduzieren, das andere bedenkenlos drangeben.
Bis zum Unglücksfall schied Scheidegger praktisch nie wegen vermeidbaren Defekten aus. Er wartete seine Motoren und Fahrwerke aufs beste. So galt er denn in Fachkreisen als sicherster und umsichtigster Pilot – aber auch als sensibler Mensch.

Die Abdankungspredigt und ihr Nachspiel

Motorsport ist nicht jedermanns Sache, und nicht alle können dem Heulen der Motoren und dem Geruch des Benzins Gefallen abgewinnen. So flocht der Langenthaler Pfarrer, der die Abdankung für Fritz Scheidegger hielt, auch einige kritische Worte über den Rennsport ein. Angehörige regionaler Motorradgruppen und Freunde von Fritz Scheidegger nahmen daran Anstoss und beschwerten sich bei den Verantwortlichen der Kirchgemeinde. Der Kirchgemeinderat prüfte den Wortlaut der Predigt und

Hans Rüdisser
Sportleiter des AMC Bleienbach Langenthal, den 4.4.67
****

Mitteilung zum Nachruf von Fritz Scheidegger.
****

Liebe Motorsportfreunde!

Am 4.4.67 fand in Langenthal eine Unterredung statt, aus welcher wir Ihnen die wichtigen Punkte bekannt geben wollen. Herr Pfarrer Schneeberger ist sich seiner Fehler anlässlich der Abdankungsrede von unserem Freund und Kamerad Fritz Scheidegger bewusst und entschuldigt sich in aller Form. Es sind nachstehend 3 Punkte angeführt, welche dazu beitragen sollen, das Verhältnis zwischen Kirche und Motorsport klarzustellen.

Punkt I.
Die Abdankungsrede von Pfarrer Schneeberger war alles andere als eine Erbauung für die Trauerfamilie und für die vielen in- und ausländischen Freunde des Verstorbenen.

Punkt II.
Bei einer Abdankung sollte nicht über den ethischen und sittlichen Wert einer Motorsport-Veranstaltung und über die damit verbundenen Fahrer gesprochen werden. Ein Motorrad- oder Autorennen ist eine Veranstaltung wie ein Turnfest eines christlichen Turnvereins, denn auch dort werden um bessere Zeiten und höhere Leistungen gekämpft. Es wäre viel mehr bei einer Abdankung den Angehörigen und Freunden vor Auge zu führen, welche christliche Verbundenheit und welche Verhältnisse ein Sportler zur Kirche und zu Gott haben kann. Bei unserem verstorbenen Freund, der als edler und anständiger Familienvater und Sportsmann seinen Pflichten nachkam, war auch der Sinn für die Kirche ein äusserst guter.

Punkt III.
Dass von der Kanzel von Rasen und Rennen gesprochen wird ist nicht unbedingt nötig, da sich dieser Ort nicht zu sehr mit Materiellem zu befassen hat. Herr Pfarrer Schneeberger sieht auch ein, dass es für die Kirche und das Christentum besser wäre, wenn ein Pfarrherr an einem Sonntag bereit wäre, bei einem Motorsportfest eine Feldpredigt oder einen Berggottesdienst abzuhalten, als durch feindliche Worte diese Menschen von der Kirche zu vertreiben. Sicher sind auch die Motorsportmenschen für ein gutes Bibelwort zu haben, aber nicht für solch ablehnende Worte, wie sie in Langenthal gefallen sind.

Liebe Motorsportfreunde, die Unterzeichneten bitten Sie herzlich, das Vorgefallene zur Entschuldigung hinzunehmen und hoffen ehrlich, dass Sie unserem Freund Fritz Scheidegger ein gutes Andenken bewahren und die eher menschlichen als christlichen Worte von Pfarrer Schneeberger entschuldigen.

Mit freundlichen Grüssen und bestem Dank

Vorstand A.M.C. Bleienbach
Der Pfarrer: Der Präsident: Der Sportleiter:

nahm den Pfarrer in Schutz. Gleichwohl hatte der Pfarrer ein Einsehen und entschuldigte sich. Die Motorradfans lenkten ein, und der lokale Streit um eine internationale Grösse war beigelegt (vgl. S. 101).

Quellen

Das vorliegende Lebensbild geht zurück auf die Sommer-Ausstellung 2002 im Museum Langenthal: «Originale – besondere Menschen unserer Gegend». Die Würdigung wurde von der Jahrbuch-Redaktion zusammengestellt aus der Text-Broschüre zur Ausstellung und dem entsprechenden Artikel im Langenthaler Tagblatt vom 14. Juni 2002 (beide verfasst von Markus Schürpf). Ferner stützten wir uns auf die Fachliteratur, so auf Rolf von Niederhäuserns Biografie über Fritz Scheidegger (in Karl Erb: Die goldenen Jahre des Sports. Band III, Basel 1972) und auf Maurice Bula: Les As du Continental Circus (25 Jahre Weltmeisterschaft der Motorradfahrer), Lausanne 1974.
Fotos, Dokumente und Literatur verdanken wir Max Rech, Langenthal, einem Freund von Fritz Scheidegger.

Landschulmeister in Gondiswil

Arthur Bill

Von 1941 bis 1947 unterrichtete Arthur Bill, der spätere Leiter des Kinderdorfes Pestalozzi in Trogen AR und Delegierte des Bundesrates für Katastrophenhilfe im Ausland, in Gondiswil. In seinen Erinnerungen widmet er dieser Zeit die folgenden drei Kapitel.

Wie geht es mit «Unserem»?

Als ich das erste Mal nach meiner Wahl durch «mein» Gondiswil ging, fiel mir auf, dass einige Dorfbewohner mich sehr freundlich grüssten, während andere meinen Gruss kaum oder sehr knapp erwiderten. Mich beunruhigte diese etwas ungleiche Aufnahme in der Bevölkerung des Dorfes. Ich entschloss mich, den Gemeindeschreiber aufzusuchen, um ihn zu fragen, wie sich meine Beobachtungen wohl erklären liessen. Er lachte verschmitzt und sagte mir, das sei ganz einfach: «Die Leute, die Euch freundlich gegrüsst haben, gehören offensichtlich der Dorfmehrheit an. Das sind eben jene, die Euch gewählt haben. Die anderen sind zu einer kleineren Gruppe zu zählen, die lieber Euren Mitbewerber und Konkurrenten, den Trompeterwachtmeister, als Lehrer in Gondiswil gesehen hätten. Mit ihm hätten sie dann zugleich einen Dirigenten für ihre Blasmusik erhalten. Ihr müsst Euch deswegen nicht weiter beunruhigen lassen, meinte er ermunternd, so etwas geht meist rasch und schmerzlos vorüber. Unsere Leute sind nicht nachtragend. Sie lassen das Gras recht bald über Vergangenes wachsen.» Und so war es auch.
In Gondiswil erlernte ich nicht nur das Handwerk eines Dorfschulmeisters in der Praxis, es wurde mir auch manche Gratis-Nachhilfestunde im Umgang mit den Eltern meiner Schüler, in Grundlagen der Diplomatie und in Psychologie erteilt.

Beladen mit gegen vierzig zu korrigierenden Aufsatzheften erreichte ich eines Nachmittags unsere Wohnung, die wir, meine junge Frau Berta und ich, im oberen Stockwerk des Bauernhauses der Witwe Schär bezogen hatten. Nach einer stärkenden Tasse Kaffee wollte ich mich an die auf gute zwei Stunden geschätzte Korrekturarbeit machen, als die Türglocke erklang. Vor der Türe stand eine freundlich grüssende Frau, die mir erklärte, sie möchte mich etwas fragen. «Herr Lehrer», so wurden wir auf dem Lande angesprochen, «ich möchte gerne von Ihnen wissen: Wie geht es mit Unserem?» Sie fragte also leider nicht, wie es mit ihrem Röbi oder ihrem Käthi gehe, sondern sie fragte nach «Unserem».

Ich bat sie in die Stube, schob die Aufsatzhefte beiseite und ersuchte sie, am Tische Platz zu nehmen. Sie wollte also wissen, wie es ihrem Kind in meiner Schulklasse gehe und wie ich mit ihm, meinem Schüler, zufrieden sei. Den Fehler, den ich nun in der Beurteilung der Lage und der darauf folgenden Gesprächsführung machte, musste ich in der nächsten halben Stunde bitter büssen. Meine Lage war nämlich insofern sehr unangenehm, als ich dieser Frau bisher noch nicht begegnet war und deshalb auch ihren Namen nicht kannte. Ich dachte mir, es schicke sich nicht, sie nach ihrem Namen zu fragen. Ich glaubte, nicht zugeben zu können, dass ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht ganz alle Eltern meiner Schüler persönlich kannte. So entschloss ich mich verhängnisvollerweise, diese Frage, welche die Situation sofort geklärt hätte, nicht zu stellen. Ich würde schon auf die rechte Spur kommen, dachte ich mir.

Was nun folgte, und was ich mir mit meiner wenig bedachten und übervorsichtigen Abwehrtaktik selbst eingebrockt hatte, war ein überaus heikler Dialog, der reiche Stolper- und Absturzmöglichkeiten bot. Der offenbar besorgten Mutter antwortete ich auf ihre weiteren Fragen zunächst so, indem ich einerseits ganz allgemeine Auskünfte erteilte. Diese würde ich dann schon präzisieren, wenn es mir gelungen war, den in Frage stehenden Schüler zu identifizieren. Andererseits stellte ich der Mutter nun meinerseits verschiedene Fragen. Es war mein Bestreben, sie zu Aussagen zu führen, die mir nützliche Hinweise hätten geben sollen, über welches Kind wir da eigentlich sprachen. Von Anfang an war mir klar, dass es sich nicht um einen so genannten Spitzenschüler meiner Klasse handeln konnte, denn dieser würde einer Mutter kaum Anlass geben, sich beim Lehrer nach seinen Schulleistungen zu erkundigen. Nach einer Weile verrieten mir die Auskünfte der Mutter, dass es sich bei dem Schüler um

Arthur Bill mit den über 30 Kindern seiner Schulklasse in Gondiswil, 1944.

einen Knaben handeln musste. Nach weiteren zehn Minuten wurde mir klar, wo die Familie wohnte. Kurz darauf merkte ich schliesslich, um wen es sich dabei handeln musste. Nun konnte ich daran gehen, die vielleicht doch zu allgemein gehaltenen Auskünfte wie etwa «Gibt sich Mühe, hat aber da und dort noch seine Schwächen» mit einigen substanzielleren Angaben zu ergänzen. Die Mutter zog nach einer Gesprächsdauer von fast einer Stunde sehr befriedigt von dannen. Sie sagte mir mit dankbarem Händedruck beim Abschied, es habe ihr vor allem gefallen, dass ich mir so viel Zeit für sie genommen hätte… Über diesen Dank konnte ich mich indessen nicht so recht freuen. Ich war an diesem Nachmittag ganz schön ins Schwitzen geraten und wusste nun, in welche Sackgassen mangelnde Direktheit und Offenheit aus Furcht vor einem scheinbar blamierenden Zugeständnis führen konnten. Die Lektion sass. Für immer.

Der kleine Morgenschläfer

Kaum ist ein junger Lehrer auf dem Lande gewählt, sieht er sich unversehens mit einigen Nebenämtern bedacht. In meinem Fall waren es nicht

nur die Verpflichtungen, im Wechsel mit einer Kollegin jeden zweiten Sonntag die Orgel im Gottesdienst zu spielen, die Leitung des Töchter- und Frauenchores zu übernehmen und diversen Kommissionen als Sekretär zu dienen. Der Gemeinderat übertrug mir auch die Oberaufsicht über die sechzehn Pflegekinder, die in dieser Gemeinde bei Bauernfamilien Aufnahme gefunden hatten. Diese Pflegekinder waren vorwiegend «Verdingbuben». Sie waren während jener Jahre des Zweiten Weltkrieges nicht unwillkommene Hilfskräfte auf den entsprechenden Höfen.

Einige dieser Verdingbuben besuchten auch meine Klasse, in der ich das Programm des vierten und des fünften Primarschuljahres unterrichtete. Obschon ich mir einbildete, keinen langweiligen Unterricht zu bieten, stellte ich bald zu meiner Verwunderung fest, dass vor allem einer der Verdingbuben, nennen wir ihn Fritz, während der ersten Unterrichtsstunde regelmässig fest einschlief. Es handelte sich meist um eine Rechenstunde. Wenn mein kleiner Morgenschläfer diese stets auf die erwähnte Weise verpasste, konnte das für das spätere schulische und berufliche Fortkommen des in seinem Wachzustand recht aufgeweckten Knaben mit der Zeit schwer wiegende Folgen haben. Ich sprach also mit Fritz und machte ihn auf die ihm drohenden Schwierigkeiten aufmerksam. Vor allem wollte ich wissen, weshalb ihn denn regelmässig der Schlaf übermannte, wenn er sich am Morgen in seine Bank setzte. Da erfuhr ich nun, dass der elfjährige Fritz, wenn er in die Schule kam, am Morgen bereits gute zwei Stunden auf dem Feld beim Einbringen des Grases und anschliessend im Stall gearbeitet hatte. Das sei halt so, und die Kühe müssten ja auch zu fressen haben, meinte er treuherzig. Mir machte diese Situation aber zu schaffen. Als mit der Pflegekinderaufsicht Betrauter, aber auch ganz einfach als Lehrer von Fritz war ich offensichtlich gefordert. Mit dem Bauern, bei dem mein Schützling untergebracht war, wollte und musste ich sprechen. Dies war aber insofern nicht so einfach, als er als Präsident jener Schulkommission amtete, der ich als Lehrer unterstellt war.

Anderntags teilte ich meinem Morgenschläfer mit, dass ich mich entschlossen hätte, demnächst mit seinem Bauern zu reden. Ich wollte mit ihm die Möglichkeiten besprechen, mit denen erreicht werden sollte, dass sich sein Pflegekind Fritz am Morgen nicht bereits ermüdet in die Schulbank setzen musste. Fritz gefiel dies gar nicht. Er befürchtete, dass ich den Bauern mit meiner Vorsprache verärgern könnte und dass er in der Folge darunter zu leiden hätte. Ich suchte Fritz zu beruhigen und ver-

sprach ihm, dass ich mir Mühe geben würde, vorsichtig vorzugehen und seinen Meister nicht herauszufordern. Ich sagte ihm aber auch, dass dieses Gespräch auf alle Fälle geführt werden müsse.
Wenige Tage danach sattelte ich mein Fahrrad (keine der fünf Lehrkräfte des Dorfes verfügte damals über einen Wagen) und machte mich auf den Weg zu dem grossen Bauernhof, der etwas ausserhalb des Dorfes lag. Als ich mein Rad beim Hof abstellte, war mir das nicht so einfach zu erreichende, aber feste Ziel meines Vorhabens soweit klar: Der Meister musste zu mehr Rücksichtnahme auf seinen Verdingbuben gewonnen werden, ohne dass er verärgert wurde. Damit sollte verhütet werden, dass Fritz der Ungnade seines Meisters und ich als Lehrer jener des Schulkommissionspräsidenten anheim fallen musste.
Der Bauer empfing mich zwar etwas überrascht, aber soweit recht freundlich. Ich wurde in die gute Stube gebeten, und bei einem Glas vergorenem Apfelmost unterhielten wir uns eine gute Stunde lang. Dabei fiel kein lautes Wort. Das Ergebnis dieser Unterredung konnte sich sehen lassen. Es war von nachhaltiger Wirkung. Fritz verbesserte seine Stellung bei seinem Bauern mit der Zeit immer deutlicher. Er war von da an in den morgendlichen Rechenstunden voll präsent. Und ich konnte meine Stelle als Lehrer und als Pflegekinderbeauftragter trotzdem beibehalten. Rückblickend ist zu sagen, dass ich damals einen lehrreichen ersten Grundkurs in praktischer Diplomatie absolviert hatte.

Das verschwundene Zweifrankenstück

In meiner Schulklasse sammelten wir regelmässig Geld für einen französischen Halbwaisenknaben. Sein Vater war während des Blitzkrieges, den Hitler gegen Frankreich geführt hatte, als Pilot gefallen. Die Mutter des Knaben schlug sich in Paris als Sekretärin durch. Über ein schweizerisches Hilfswerk liessen wir ihr regelmässig den bescheidenen Unterstützungsbeitrag unserer Klassenkasse zukommen.
Die Schüler, es waren etwa 40 an der Zahl, brachten wöchentlich zehn oder zwanzig Rappen, vielleicht auch mal ein Fünfzigrappenstück. In der Kasse, die ein Schüler überaus gewissenhaft verwaltete, waren zum Zeitpunkt, als sich die nun folgende Geschichte ereignete, immerhin auch drei Einfrankenstücke und als grosse Rarität ein Zweifrankenstück. Ein

Berta Bill mit Töchterchen Theres und dem französischen Halbwaisen Gérard, den die Klasse von Arthur Bill während des Krieges unterstützt hatte. Unmittelbar nach Kriegsschluss konnte dieser einige Sommerferienwochen in Gondiswil verbringen.

damaliges Zweifrankenstück stellte etwa den zehnfachen Kaufwert eines heutigen Zweifränklers dar. Dieses wertvolle Zweifrankenstück fehlte eines Morgens in der Sammelkasse. Ganz aufgeregt informierte mich unser Kassenwart über die unangenehme Entdeckung. Durch eine Kassenkontrolle und allerlei Rückfragen vergewisserte ich mich, dass hier offenbar ein Diebstahl vorlag. Ich bildete mir ein, diese Angelegenheit mit etwas Psychologie und Menschenkenntnis im Handumdrehen klären zu können. Meine erste dringende Aufforderung an die Klasse lautete, der kleine Dieb möge sich doch diskret bei mir melden, er habe weder eine Strafe noch eine Blossstellung vor den Mitschülern zu befürchten. Diese Aufforderung blieb indessen ohne jegliches Echo. Ich setzte ein weiteres Mal an, sprach davon, es sei doch wichtig, dass in dieser Klasse gegen-

seitige Verdächtigungen durch ein mutiges und selbstverständlich absolut diskret behandeltes Geständnis verhindert werden sollten. Zu so einer Sache zu stehen brauche natürlich schon ein wenig Mut, Mut eines kleinen Helden. Und dem sei eigentlich jetzt schon zu gratulieren. Ergebnis: Null! Natürlich orientierte ich die Klasse. Ich war recht niedergeschlagen, nicht nur des unbefriedigenden Ergebnisses, sondern auch meines psychologischen Versagens wegen. Die Klasse musste meine grosse Enttäuschung realisiert haben. Anderntags blieb nach dem Nachmittagsunterricht Vreneli, ein Mädchen mit langen, strohblonden Haarflechten, in dem sich leerenden Klassenzimmer sitzen. Ich fragte, ob es nicht auch heimkehren wolle. Es erhob sich von seiner Schulbank mit hochrotem Gesicht, räusperte sich zweimal und sagte dann mit stockender Stimme: «Ich habe es genommen, das Zweifrankenstück.» Ich traute meinen Ohren nicht, denn diesem Vreneli, der stillen und braven Schülerin, hätte ich diese Tat nun zu allerletzt zugemutet. Da Vreneli aber auf mein zweifelndes Nachfragen seine Auskunft auf das Bestimmteste bestätigte, musste ich mich mit dieser Tatsache wohl oder übel abfinden. Ich dankte ihm für seine Offenheit und vor allem auch für die bevorstehende Erlösung unserer Klasse von der auf ihr lastenden Ungewissheit. Am nächsten Morgen gab ich den Schülern Bescheid, mit einem lachenden Auge, der endlichen Klärung der Sachlage wegen, und mit einem weinenden Auge, weil es das Vreneli war, was ich der Klasse natürlich nicht verriet.

Im November jenes Schuljahres bereitete ich den Schulrodel für die Eingabe an den Schulinspektor vor. Dabei handelte es sich unter anderem auch darum, aus Handnotizen, die ich mir angelegt hatte, alle Absenzen der Schülerinnen und Schüler fein säuberlich in diesen Rodel einzutragen. Und siehe da, eine Überraschung sondergleichen offenbarte sich: Vreneli war im Herbst dieses Jahres an einer Grippe erkrankt gewesen und hatte in der Klasse zwei Wochen gefehlt. Zu meiner Verblüffung musste ich feststellen, dass diese krankheitsbedingte Absenz gerade in jene Zeit gefallen war, in der das ominöse Zweifrankenstück aus der Klassenkasse entwendet worden war.

Am nächsten Tag war ich es, der Vreneli diskret veranlasste, in der Klasse zurückzubleiben. Ich klärte das Mädchen über meine Feststellungen beim Rodeleintrag auf und erklärte ihm, in diesem Falle sei es doch ganz unmöglich gewesen, dass es das Geldstück aus der Kasse entwendet habe. Es solle mir doch sagen, weshalb es unter diesen Umständen die Schuld

auf sich genommen habe. Vreneli brach in Tränen aus und sagte schluchzend: «Sie haben mir drum so Leid getan!»
Ich versuchte nun, mein aus lauter Herzensgüte zur kleinen Lügnerin gewordenes Vreneli zu trösten, und bat es, die Sache für sich zu behalten, ich würde dies auch tun. Nach gründlichem Nachdenken zu Hause kam ich letztendlich zum Schluss, die leidige Angelegenheit nun ruhen zu lassen, so schwer dies meinem bereits ordentlich ramponierten Schulpsychologenstolz auch fallen musste. Warum noch einmal alles aufwärmen? Die Klasse war jetzt doch beruhigt. Und wenn einer der Schüler etwas anderes wissen könnte, müsste es ja der eigentliche Dieb sein. Der würde sich nach der «Aufklärung» der Angelegenheit vielleicht mit leicht angeschlagenem Gewissen sagen: Es geschehen noch Zeichen und Wunder. Aber er würde sicher nicht von sich aus um die Richtigstellung der Sache besorgt sein.
Nun, das ist die Geschichte von Vreneli und dem Zweifrankenstück. Und sie könnte hier eigentlich zu Ende sein. Wer aber lange genug lebt und nicht unter vorzeitigem Gedächtnisschwund leidet, kann die Erfahrung machen, dass die eine oder andere Geschichte nach langer Zeit, oft nach Jahrzehnten erst, eine Fortsetzung findet. In Vrenelis Fall ist dies geschehen.
Fünfzig Jahre später: Unsere vier Töchter waren längst ausgeflogen. Es war still geworden in unserem Hause in Gerzensee. Nur noch an besonderen Festtagen bot sich mir Gelegenheit, mit unseren Töchtern zu musizieren. So kam ich bald auf die Idee, mir in einer Musikalienhandlung jene Schallplatten zu besorgen, bei denen alle Orchester- oder Begleitstimmen ausser der Hauptstimme (in meinem Falle die Stimme der ersten Geige) wiedergegeben werden. Die fehlende Stimme gedachte ich selber zu spielen.
Ich hatte mir bereits einige dieser Platten für «vereinsamte väterliche Musiker» besorgt und mit guten Erfahrungen verwendet. Nun stand ich eines Tages wiederum im Musikaliengeschäft Krompholz in Bern. Eine freundliche Verkäuferin hatte mich beraten und bedient. Sie war damit beschäftigt, die von mir gewählte Platte einzupacken. Während dieser Arbeit wurde sie von einem Kollegen gefragt: «Du, ich muss da eine Sendung adressieren. Kennst du zufällig die Postleitzahl von Melchnau?» Meine Verkäuferin konnte Auskunft geben, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern. Dies erweckte meine Neugier. Ich fragte sie, warum sie

so rasch und präzis habe Bescheid geben können. Sie erklärte mir, dass sie in einem Nachbardorf von Melchnau, in Gondiswil, aufgewachsen sei. Aber das werde mir wohl nicht viel sagen. Ich bemerkte darauf, dass ich ganz genau wüsste, wo sich dieses Dorf befände. Ich sei nämlich dort während sechs Jahren Lehrer gewesen. «Dann sind Sie Herr Bill», rief sie mir über den Ladentisch zu. Auf meine Frage, wie sie denn nun darauf gekommen sei, antwortete sie mir, das Plattenpäckli fertig schnürend, ihre Mutter hätte ihr oft von mir erzählt, und in ihrer Klasse hätte ich oft Geige gespielt. Nun schaute ich mir meine Verkäuferin etwas näher an: Gleich blonde, allerdings kurz geschnittene Haare und gleiche Statur wie Vreneli. Ich glaubte auch die Gesichtszüge meiner früheren Schülerin zu erkennen. Als ich die Musikalienhandlung ohne weitere Erklärungen über meine Vermutungen verliess, war ich sozusagen sicher, dass mich die Tochter meines damaligen Vreneli bedient hatte.

Einige Monate später erhielt ich Gewissheit, dass meine Vermutung zutreffend war. Ich besuchte mit meiner Frau in Gondiswil zwei frühere, nun betagte Kolleginnen, die meine damaligen Schüler ebenfalls gekannt hatten. Ich erkundigte mich beiläufig nach Vreneli. Ja, die sei hier in der Nähe von Gondiswil verheiratet. Die zwei Kinder, die das Ehepaar habe, seien längst ausgeflogen. Eine der Töchter sei einige Jahre Verkäuferin im Musikaliengeschäft Krompholz in Bern gewesen.

Ich liess mir daraufhin Vrenelis heutige Adresse geben. Es wird nun wohl bald siebzig Jahre alt sein und sicher nicht mehr strohblondes Haar tragen. Ob es sich noch an die Geschichte erinnern wird, die wir damals zusammen erlebten? Meine Frau und ich haben uns vorgenommen, Vreneli demnächst aufzusuchen.

Dieser Text ist erschienen in: Arthur Bill, Helfer unterwegs: Geschichten eines Landschulmeisters, Kinderdorfleiters und Katastrophenhelfers. Verlag Stämpfli AG, Bern 2002. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Verlags.

Zur Person

Arthur Bill, geboren am 31. August 1916 in Wabern bei Bern, war ursprünglich Pädagoge, engagierte sich dann aber in verschiedenen international tätigen humanitären Organisationen. Er wirkte von 1937 bis

Arthur Bill als Präsident des Kinderhilfswerks «Enfants du monde», anlässlich eines Besuchs von Nobelpreisträgerin Rigoberta Manchu (rechts) in Genf 1993.

1947 im bernischen Schuldienst, unter anderem im Sommer 1939 in einer längeren Stellvertretung in Schwarzenbach bei Huttwil und dann von 1941 bis 1947 in Gondiswil. Er liess sich zu Beginn des Zweiten Weltkrieges zum Militärpiloten ausbilden, später war er Oberst im Generalstab.
1947 stellte sich Arthur Bill dem im Aufbau befindlichen Kinderdorf Pestalozzi in Trogen AR zur Verfügung, das er von 1949 bis 1972 leitete. Er war Gründungsmitglied der Internationalen Föderation für Kinderdörfer und Jugendsiedlungen (FICE). In dieser Zeit versah er auch verschiedene internationale Missionen: 1961 war er stellvertretender Chef der schweizerischen Koreamission, 1967 – nach dem Sechstagekrieg – Generaldelegierter des IKRK für Hilfsaktionen im Nahen Osten.
1972 erfolgte die Berufung zum Delegierten des Bundesrates für Katastrophenhilfe im Ausland. Arthur Bill baute das Schweizer Freiwilligenkorps für Katastrophenhilfe im Ausland auf und leitete die ersten Einsätze in den Not- und Katastrophengebieten. Zudem war er Chef der Abteilung für humanitäre Hilfe der Direktion für Entwicklungszusammenarbeit und humanitäre Hilfe (DEH, heute DEZA) bis 1981. 1987/88 erfolgte die noch-

malige Übernahme der Leitung des Katastrophenhilfekorps und der Abteilung für humanitäre Hilfe. Anschliessend war er bis Sommer 1990 Sonderbeauftragter des EDA für den UNTAG-Einsatz in Namibia (zusätzlich besorgte er Selektion und Ausbildung der schweizerischen Wahlbeobachter).
Dazu kommt ehrenamtliche Tätigkeit für private humanitäre Organisationen u.a. als Präsident des Kinderhilfswerkes «Enfants du monde». Als Leiter des Internationalen Dienstes des Rotary Club Bern führte Arthur Bill 1991 bis 1996 Hilfsaktionen für albanische Schulen und Spitäler durch.
Arthur Bill ist Dr.h.c. des Lake Erie College in Ohio (USA). 1986 wurde ihm der Max-Petitpierre-Preis, 1995 der Preis der Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte und 1998 der Sonderpreis der Schweiz. Doron-Stiftung für 50 Jahre humanitäres Wirken verliehen.

Wilhelm Tell und Patrizierlandsitz

Zwei Bauten aus der Endzeit der Mediation in Melchnau

Rolf Tanner

Im Folgenden sollen zwei bäuerliche Heimwesen in Melchnau vorgestellt werden, die in ihrer Entwicklung interessante Parallelen aufweisen und in ihrer baulichen Ausgestaltung Abbilder ihrer Entstehungszeit sind: der Birlihof (Hofer/Witschi) am Weg nach Madiswil und die Höfe Duppenthaler/Fiechter an der Strasse nach Gondiswil.

Der Birlihof

«Da der Birli Johannes Leibundgut gesinnet einen neuen Stock zu bauen, so ist ihm einhällig auf sein Anhalten verwilliget worden, ob seiner Schafweid in der Burger-Allmend Steine für diesen Stock zu brechen.»[1] Diese Notiz aus dem Jahr 1806 steht am Anfang der Baugeschichte des Birlihofstockes. Bis das Gebäude jedoch stand, ging einige Zeit ins Land: der Kellereingang ist datiert 1814 mit dem Namenszug Samuel Leibundgut, an der Ründe steht sogar erst die Jahrzahl 1815. Auf Personen soll später eingegangen werden. Zunächst soll das Haus, beziehungsweise die Hausgruppe im Zentrum stehen.

Der Birlihofstock orientiert sich stark an den hergebrachten ländlichen Bauformen: ein schlichter Baukörper, Keller und erstes Wohngeschoss aus Sandstein, Obergeschosse aus Rieg, das Dach schlicht mit Ründe und Gerschild. Was das Haus auszeichnet, sind die Malereien: die aufgemalten scheinarchitektonischen Ecklisenen (siehe Abb. 3), aber auch die Malereien in der Ründe (Apfelschuss siehe Abb. 4 und 5).

Im Inneren fallen bauliche Details von hoher Qualität auf: Kassettendecken, Kachelöfen mit bemalten Kacheln oder aufwändig gefertigte Zimmertüren.

Ob der Betrachtung des Stockes darf aber auch das zugehörige Bauern-

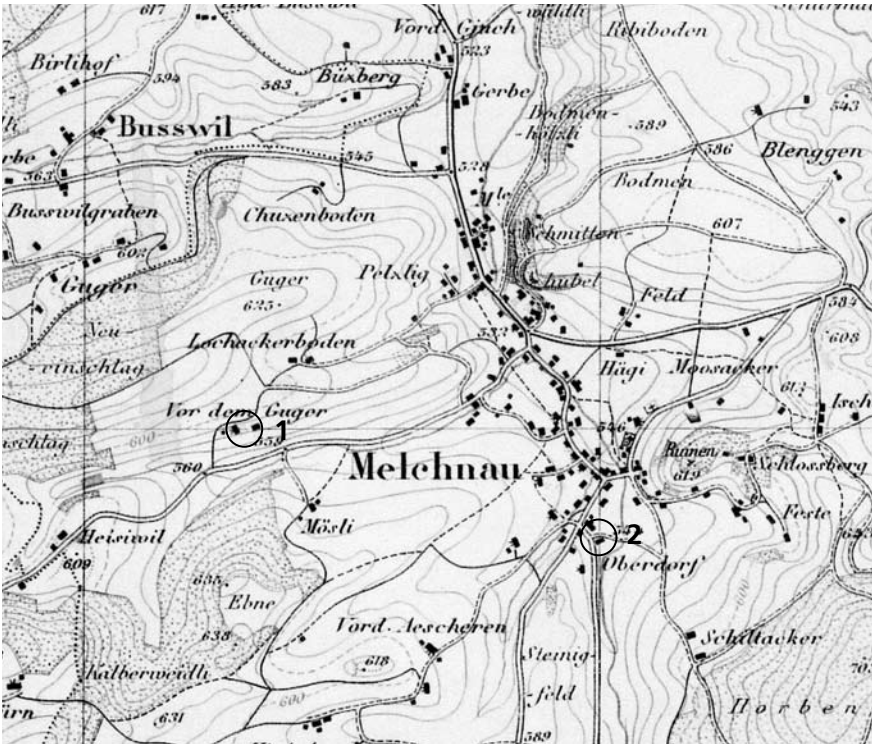


Abb. 1: Ausschnitt aus dem Topographischen Atlas der Schweiz 1:25 000 von 1886, Blatt 179 Melchnau. Die Standorte der Höfe sind mit Kreisen markiert (1 Birlihof, 2 Höfe Duppenthaler/Fiechter).

haus nicht vergessen werden: erbaut in den Jahren von 1769 bis 1771[2] steht es noch ganz in der althergebrachten Bautradition. Über dem gemauerten Kellersockel erhebt sich der Ständerbau mit tief heruntergezogenem Dach.

Welche Menschen aber stehen hinter diesen Bauten? Oben wird als Gesuchsteller für die Erlaubnis, Steine zu brechen, Johannes Leibundgut genannt. Er dürfte identisch sein mit «Johañes», Sohn des «Johañes Lybundgut (Birli)», der im Taufrodel für das Jahr 1747 verzeichnet ist.[3] Sein gleichnamiger Vater dürfte, zusammen mit seinem Bruder Jakob, der Erbauer des Bauernhauses gewesen sein. Da die Todesdaten fehlen, ist es jedoch schwierig, die genaue Bauherrschaft beim Stock zu eruieren. Denn neben dem Sohn Samuel (1796–1847) über dem linken Kellereingang ist

Abb. 2: Gesamtansicht des Birlihofstockes von Süden

über dem rechten Eingang «Johas Lybvgt» verewigt. Nun trug Samuels Bruder (1795–1818) wie der Grossvater und der Vater ebenfalls den Namen Johannes, sodass nicht ganz klar ist, ob Vater oder Sohn oder eventuell alle beide gemeint sind.
Wes Geistes Kinder die Bauherren waren, ist jedoch an den Sujets der Malerei erkenntlich: die Darstellung des Tellenschusses signalisierte damals in dieser entscheidenden Zeit zwischen Mediation und Restauration die Sympathien für die neue, freiheitliche Ordnung! Die Zeit der Helvetik wie auch der Mediation kam vor allem den materiell zwar gut gestellten, aber politisch rechtlosen ländlichen Eliten des Ancien Régime zugute. Dass die Erbauer des Birlihofstockes sicherlich nicht zu den ärmsten Dorfgenossen gehörten, zeigt der Bau zur Genüge.
Ein weiteres Detail dürfte diese Interpretation bestätigen: als Taufpate des Johannes Leibundgut im Jahr 1747 fungierte Johannes Bösiger, Kirch-

Abb. 3:
Scheinarchitektonisch aufgemalte Ecklisenen am Birlihofstock. Foto Denkmalpflege des Kantons Bern, Gerhard Howald, Kirchlindach

meier in Melchnau. Aller Wahrscheinlichkeit nach handelte es sich hierbei um niemand geringeren als den Bärenwirt [4] und Erbauer des so genannten «Käserstockes»,[5] einen offensichtlich wohlbegüterten Dorfgenossen. Zu erwähnen bleibt, dass die gesamte Hofgruppe des Birlihofes in den Jahren 1972 bis 1976 durch den damaligen Besitzer Friedrich Witschi, Baumeister und Unternehmer aus Langenthal, vorbildlich restauriert wurde. Der Stock befindet sich immer noch im Besitz der Familie, während das Bauernhaus nun der Familie Hofer gehört, die den Hof auch bewirtschaftet.

Der Stock im Oberdorf

An der Hauptstrasse nach Gondiswil am Dorfende von Melchnau steht ein wohlproportionierter klassizistischer Wohnstock von 1813, heute im

Abb. 4 und 5: Apfelschussszene an der Ründe des Birlihofstockes. Fotos Denkmalpflege des Kantons Bern, Gerhard Howald, Kirchlindach

Abb. 6: Interieur im Birlihofstock. Fotos Denkmalpflege des Kantons Bern, Gerhard Howald, Kirchlindach

Abb. 7: Das Bauernhaus des Birlihofes (Baujahr 1769–71)

Abb. 8: Die Inschrift über dem linken Kellereingang des Birlihofstockes. Foto Denkmalpflege des Kantons Bern, Gerhard Howald, Kirchlindach

Besitz der Familie Fiechter. Das Baujahr verrät die Inschrift auf dem Blendfeld über dem strassenseitigen Eingang:
«MELCHIOR DUPPENTHALER, ANAMARYA GÜNTHER jM. M.DCCC XIII jAHR» mit dem Wappen der Familie Duppenthaler.
Der Bauherr ist Melchior Duppenthaler, geboren 1790, gestorben 1845, verheiratet 1808 (mit 18 Jahren, nota bene) mit Maria Günther (1789–1877).[6] Bereits sein Vater und sein Grossvater wie auch einer seiner Söhne trugen den Namen Melchior.[7] Dieser Name führt uns zum hablichen Bauernhaus daneben, das immer noch zwei Familien mit Namen Duppenthaler gehört, wobei die eine den Übernamen «Mölker» führt. Unschwer ist hier der Bezug zum Leitnamen Melchior in der Familie zu erkennen. Dieses Haus führt über dem Kellereingang die Inschrift:
«AO 1/MEL [Lanzenspitze] DDB ZM EBAMSEGM [Herz]/ 770»
Diese Inschrift lässt sich dank der Zivilstandsakten erhellen: Der Grossvater des Erbauers des Stockes, Melchior Duppenthaler (MEL DDB, die Lanzen-

Abb. 9: Der Stock im Oberdorf (historische Aufnahme aus dem Archiv des Ortsmuseums Melchnau)

spitze gehört zum Familienwappen, 1738–1793) verheiratete sich 1758 mit Elisabeth Ammann (enthalten in EBAMSEGM) von Mättenbach/Madiswil (1739–1825).[8] Zwölf Jahre darauf hat er das Haus bauen lassen. Sein gleichnamiger Sohn lebte von 1767 bis 1794.[9]

Eine interessante Verbindung zu einer gewichtigen Persönlichkeit des benachbarten Madiswil lässt sich herstellen dank dem «Verzeichnus was Ich Melchior Duppendaler überkomen habe von meiner frauwen Elsbet amman von Mädenbach.»[10] Dort erwähnt Duppenthaler seinen «schwäher (Schwiegervater) Melchior aman». Neben der Besonderheit der Namensgleichheit führt uns dies auf die Spur des Arztes und Gerichtstatthalters Johannes Ammann (1782–1847), Erbauer des «Doktorhauses»[11] unterhalb der Kirche in Madiswil und wohl der bedeutendste Madiswiler des 19. Jahrhunderts.[12] «Johannes erblickte auf dem Gutshofe der Melch zu Mättenbach das Licht der Welt in den ersten Apriltagen des Jahres 1782, nachdem wenige Wochen vorher der Geist des wohlachtbaren

Abb. 10: Die Inschrift am Eingang des Stockes im Oberdorf

Abb. 11: Die Inschrift am Kellereingang des Bauernhauses im Oberdorf. Fotos Verfasser

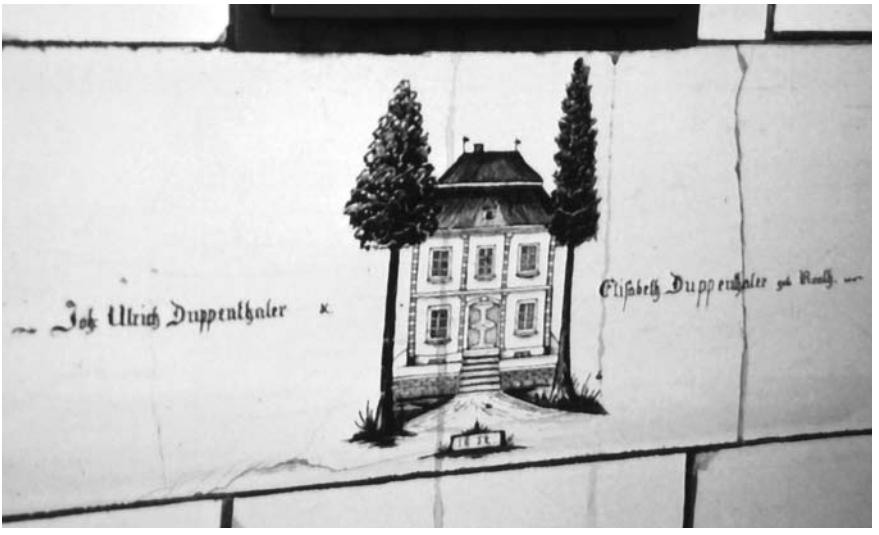


Abb. 12: Ofenkachel mit einer Darstellung des Stockes im Oberdorf und den Namen der damaligen Besitzer. Foto Verfasser

Onkels, des Weibels Ulrich Ammann im Speicherhaus des angrenzenden Gartens erloschen war.» [13] Johannes war der jüngste Sohn von Melchior Ammann (1744–1808).[14]

Hier nun finden wir die Verbindung zur Familie Duppenthaler in Melchnau, denn Melchior Duppenthaler zählt in seinem oben erwähnten «Verzeichnus» auch Folgendes auf: «Zu dem habe ich noch Von Ulli weibel zu madiswill Er Erbt VI hundert guldi im jahr 1782 und nach Haus bracht.» Zweifellos handelt es sich hier um den «wohlachtbaren Onkel» von Johannes Ammann, der wohl eher[15] ein Onkel von dessen Vater und aller Wahrscheinlichkeit nach auch ein Onkel der «Elsbet aman», Ehefrau des Melchior Duppenthaler und Schwester des Melchior Ammann, war. Der Vater dieser beiden hiess ebenfalls Melchior (Duppenthaler spricht ja von seinem «schwäher melchior aman»), was natürlich den Übernamen der Madiswiler Familie («Melch») erklärt. So haben sich offenbar zwei Familien der damaligen ländlichen Oberschicht verbunden, die beide denselben Leitvornamen führten, was sich sogar in den jeweiligen Übernamen niederschlug.

Interessant sind natürlich die Parallelen, die sich zum Birlihof ergeben.

Zunächst sind beide Kategorien von Gebäuden praktisch zeitgleich entstanden: die Bauernhäuser um 1770, die Stöcke 1813 respektive 1814/15. Es wäre interessant zu erfahren, inwieweit hier vielleicht ein Prestigewettbewerb stattgefunden hat zwischen zwei Familien, die der dörflichen Oberschicht zugerechnet werden müssen. Stilistisch hingegen unterscheiden sich die beiden Stöcke erheblich: hier der hablich bäuerliche Birlihofstock, der seine Qualitäten eher versteckt, dort ein Bau, der eindeutig den patrizischen Landsitzen nachempfunden ist, die wiederum auf französische Vorbilder zurückgehen.
Zu erwähnen bleibt noch der Sohn des Erbauers des Fiechterstockes, ebenfalls mit Namen Melchior (1811–1895),[16] der in verschiedensten Ämtern im Dorf stand. Hier jedoch bricht die Linie der «Melchiore» ab. Der einzige Sohn Jakob stirbt kurz nach der Geburt. Wahrscheinlich hat der letzte Melchior gar nicht im Stock gewohnt, denn sein Bruder Johann Ulrich (1821–1887)[17] hat dort Spuren hinterlassen. Die Ofenkacheln im Hausgang zeigen eine Darstellung des Hauses mit seinem und dem Namen seiner Ehefrau, datiert von 1852 (siehe Abb. 12).
Neben der Familie Duppenthaler-Hirsbrunner, die den einen Hausteil des Stammhauses von 1770 besitzt, leben übrigens zahlreiche Nachfahren Melchiors «III.» (des Erbauers des Stockes) heute noch in Melchnau.

Anmerkungen

1 Gemeindeprotokolle Melchnau: 31. 3. 1806. Zitiert nach Wenger L., Morgenthaler H., Sutter S., Tanner R. 2000: Melchnau auf dem Weg: 112. Langenthal.
2 Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte (Hrsg.) 1982: Kunstführer durch die Schweiz, Bd. 3: 544. Wabern.
3 Die folgenden Angaben sind entnommen aus einer Zusammenstellung von Frau Heidi Morgenthaler, ehemalige Zivilstandsbeamtin von Melchnau, und einem Text von Herrn Werner Jenzer, Melchnau, einem Nachfahren der Erbauer der Häuser im Birlihof.
4 Näheres zu Bösiger in Wenger, Morgenthaler, Sutter, Tanner 2000 (63 ff.). Dort wird auch aufgezeigt, dass der heutige Gasthof Löwen bis um 1805 «Bären» hiess; daher die Bezeichnung «Bärenwirt».
5 Interessanterweise nicht benannt nach seinem Erbauer, sondern nach einem prominenten Bewohner: Jakob Käser «im Stock», Politiker und Autodidakt

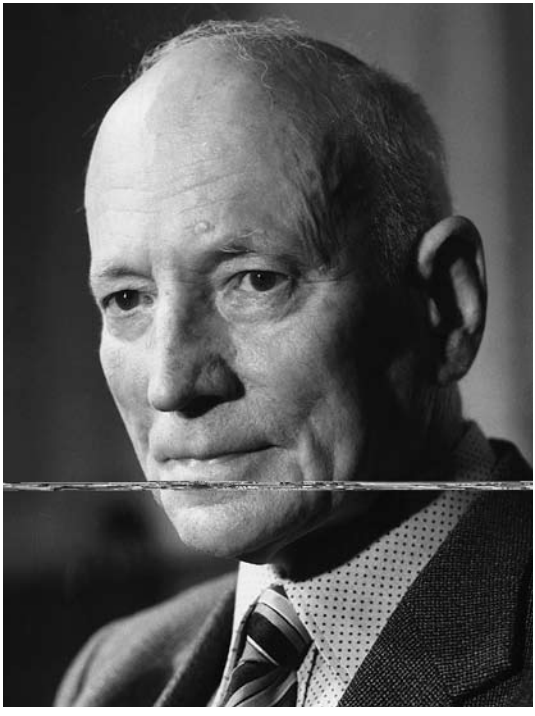
(1806-1878). Näheres zu ihm in Flatt K.H. 1979: Jakob Käser im Stock zu Melchnau. In: Jahrbuch des Oberaargaus 1979. Langenthal, sowie in Wenger, Morgenthaler, Sutter, Tanner 2000: 69 ff.

6 Burgerrodel Melchnau, Bd. I: 23.
7 S. unten.
8 Burgerrodel, Bd. I: 22.
9 Burgerrodel, Bd. I: 22 und 145.
10 Archiv des Ortsmuseums, Melchnau.
11 Erbaut 1812, also ungefähr zur selben Zeit (Beschriftung am «Linksmähderpfad»).
12 Für die gesamte Biographie s. Kuert 1995: 268 ff.
13 Kuert 1995: 270. Hier wird die Chronik und Abdankungsrede von Hans Ammann vom 4. Januar 1847 in der Kirche Madiswil zitiert.
14 Kuert 1995: 269.
15 Nach den Lebensdaten zu schliessen (1714–1782, Kuert 1995: 269).
16 Burgerrodel I: 361.
17 Stammbaum, zusammengestellt von H. Morgenthaler nach den Zivilstandsakten.

Zum Jahr der Berge

Walter Meyer †

Walter Meyer, 1900–1984, Sekundarlehrer in Kleindietwil von 1929 bis 1966, hat 1975 unter dem Titel «Licht im Dunkel» 100 von ihm verfasste Gedichte in einem fotokopierten Ringheft herausgegeben. Zum Internationalen Jahr der Berge 2002 drucken wir hier eine Auswahl daraus ab.



Walter Meyer-Bühler, 1900–1984.
Foto Wilhelm Felber, Langenthal

Sonnenaufgang

In dunkeln Gründen webt der nächtge Traum
der Dämmrung Schatten stumm um Haus und Baum.
Der Nachtmar huscht im matten Sternenschein,
ein letzter Gast, aus manchem Fensterlein.

Ein erstes Leuchten schimmert in der Nacht
im Ost, wo sacht der junge Tag erwacht.
Die ersten Garben sprüht das Taggestirn,
vergoldend schon den höchsten Grat und Firn.

Es weicht die Nacht, der Dämmrung Schleier reisst,
der Gipfel Kranz im Morgenlicht ergleisst.
Im Strahlenmeer erscheint der Sonne Ball,
ergiesst ins Tal des Lichtes Überschwall.

Wildbach

Über dunkles Geröll stürzt
silberhell
zu Tale nieder der stürmische Wildbach.
Lustig bespritzt er
mit keckem Schäumen
durstige Äste von Sträuchern und Bäumen.
Dann springt er
über Blöcke
wild,
jauchzt und jubelt,
braust und brüllt.
Ich liebe des Bergquells Melodie.
Des Wildbachs Brausen
vergess ich nie.

Nebeltreiben

Aus allen Gründen
wallt auf,
quillt empor,
aus allen Schlünden
wirbelt hervor
wogender Nebelqualm.

Wo über Felsenrippen,
über Klippen
zu Tale stürzen
schäumende Wasserfälle,
türmen sich auf,
wachsen empor
leuchtende Nebelwälle.

Es gleiten vorüber,
ziehn ihre Kreise
die Nebelgeister
auf Geisterweise.
Es schweben vorüber
an Felsenriffen
die Nebelgeister
auf Wolkenschiffen.

Des Nebels Gestalten
umfassen,
umschlingen
mit Geisterschwingen
der Berge Gipfel,
die Felsenflanken,

fallen und steigen
in wirbelnden Reigen,
Werden,
Vergehn,

ewiges Weben
in himmlischen Höhn.

Föhn

Es wogt die Luft.
Es saust und braust,
bald fern, bald nah.
Der Föhn ist da.

In Klüften fern,
– ich hörs nicht gern, –
ein weh Gestöhn.
Das ist der Föhn.
Verlorner Stimmen wilder Chor
bricht hervor,
bald leis, bald laut,
der Berge Kind,
die Windesbraut.
Jetzt heiss und schwer
ein luftig Meer,
ein Wogenbrand
an Bergeswand.

Ich liebe, Berg, dich,
wild und schön,
umsaust, umbraust
vom heissen Föhn.

Bootsfahrt

Welche Lust zu gleiten in kristallne Weiten,
Wellen hingegeben, leicht dahinzuschweben.
Wogen spielen, entfliehen. Hoch die Wolken ziehen.
Ufer nahn, versinken. Horizonte winken.

Grüner Berge Seiten stumm vorübergleiten.
Über Schneekulissen blitzts aus Wolkenrissen.
Gärten bunt zerfliessen über dunkeln Tiefen,
und auf schwanken Wogen tanzen Bilderbogen.

Wollen weiter gleiten in die blauen Weiten,
Wellen hingegeben in die Ferne schweben.
Heimlich sind verschwunden alle dunkeln Stunden.
Keine Sorgen dräuen, woll'n des Glücks uns freuen.

Der Dialekt im Oberaargau

Innere Gliederung und Beeinflussung von aussen
am Beispiel einiger Wörter und Begriffe

Marcel Zumstein

1. Fragestellung

Die am stärksten gewichtete Frage meiner Arbeit lautet: Findet man innerhalb des Oberaargaus lokale Unterschiede bezüglich des Dialekts, und wie ausgeprägt wären diese?
Ausserdem schneide ich die folgenden Probleme an: Wie sieht der Oberaargauer Dialekt aus, und in welchem Verhältnis steht er zu benachbarten Mundarten? Welchen Einflüssen und Veränderungen ist der Oberaargauer Dialekt unterworfen?
Um ein möglichst aktuelles Bild zu geben, behandle ich diese Fragen anhand der Sprache der Jugendlichen in meinem Alter, und ich schliesse auch diejenigen ein, die zugezogen sind und deshalb keinen reinen Oberaargauer Dialekt sprechen.

2. Das Vorgehen

2.1 Die Erstellung des Fragebogens

Um Unterschiede im oberaargauischen Dialekt zu untersuchen, habe ich einen Fragebogen mit 27 Wörtern ausgearbeitet. Dieser ist im Anhang vollständig wiedergegeben. Es sind alles Wörter, von denen man im Oberaargau zwei oder mehr Variationen bezüglich Aussprache oder Vokabular hört. Ein Teil davon ist mir von Kollegen vorgeschlagen worden, andere habe ich nach meinem eigenen Sprachgefühl oder nach den Karten aus dem Sprachatlas der Schweiz ausgewählt. Inzwischen würde ich den Fragebogen nicht mehr genau so gestalten. Einige Wörter haben nur wenig brauchbare Ergebnisse gebracht. Andere, die sehr interessant gewesen wären, kamen mir hingegen erst hinterher in den Sinn, entweder durch

Anregung von den befragten Personen oder auch einfach durch bewusstes Hinhören, wenn jemand Dialekt sprach.

2.2 Die Befragungen

Anhand des Fragebogens habe ich 127 Personen aus dem ganzen Oberaargau befragt. Das geschah dadurch, dass ich ihnen das jeweilige hochdeutsche Wort vorlas und sie bat, es in den Dialekt zu übersetzen. Die Antworten schrieb ich selber aufs Blatt, um eine einheitliche Schreibweise zu gewährleisten und Missverständnissen vorzubeugen.

Alle Befragten waren zwischen 15 und 20 Jahre alt. Diese Altersgruppe habe ich deshalb gewählt, weil ich nicht den «traditionellen» Oberaargauer Dialekt erfassen wollte, sondern, wie ich in der Fragestellung schon erwähnt habe, einen möglichst aktuellen. Das brachte es allerdings mit sich, dass einige Wörter den Befragten Mühe bereiteten. Beispiel dazu sind *Salatkopf* und *Kirschen pflücken,* die nicht unbedingt zum Wortschatz eines Jugendlichen gehören. Aber auch häufig gebrauchte Wörter waren nicht unproblematisch. Mehr als einmal fiel mir auf, dass jemand beim freien Sprechen anders sprach als beim Ausfüllen des Fragebogens. Ein weitergehendes Befragungsverfahren erschien mir aber zu aufwändig. Schon der Fragebogen alleine beanspruchte eine Zeit von etwa fünf Minuten pro Person für die Befragung, und dazu noch die Zeit zum «Organisieren» und Aufsuchen der Leute. Wenn ich also eine grosse Anzahl Personen erfassen wollte, um ein gutes Bild über die geographische Aufteilung zu erhalten, war der Fragebogen die einzige realistische Methode.

Ein anderes Problem war die Tatsache, dass 45 Prozent aller Befragten in ihrer Wohngemeinde zugezogen waren, und zwar oft sogar aus anderen Kantonen. Das liess mich zwar daran zweifeln, ob in einem so kleinen Gebiet wie dem Oberaargau überhaupt noch Dialektunterschiede von einem Ort zum andern vorhanden waren, es bot aber gleichzeitig auch die Chance, auch die Einflüsse «von aussen» mit einzubeziehen.

2.3 Der Oberaargau

Der Oberaargau ist der nordöstlichste Teil des Kantons Bern. Er wird von der Aare durchflossen und liegt zwischen dem Jurasüdfuss und den Hügeln des Emmentals. Politisch gesehen besteht er aus den Ämtern Wangen und Aarwangen. Bei einer geographischen Abgrenzung muss auch

noch ein Teil des Amtes Trachselwald dazugezählt werden, nämlich die Gemeinden Walterswil, Dürrenroth, Wyssachen, Eriswil und Huttwil, die nördlich der Wasserscheide zwischen Aare und Emme liegen. Dazu kommt noch die solothurnische Enklave Steinhof; in meiner Arbeit habe ich sie nicht berücksichtigt.

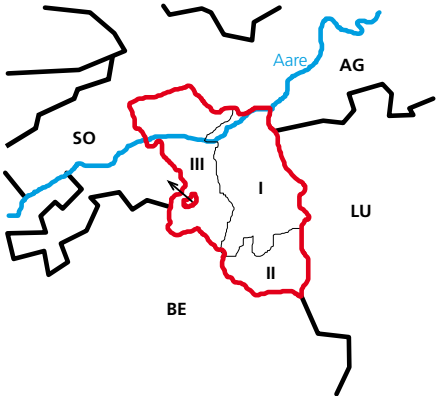


Abb.1: Die Lage des Oberaargaus mit seinen drei Amtsbezirken.
I: Aarwangen, II: Trachselwald, III: Wangen.

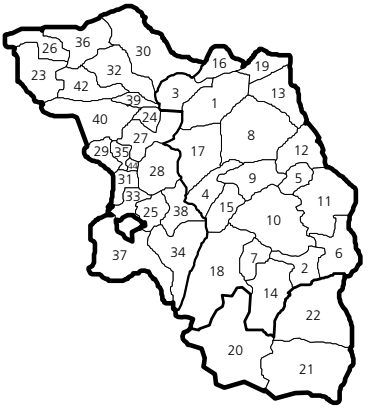


Abb.2: Die Untersuchungseinheiten der Arbeit. Die Legende zur Nummerierung befindet sich in der untenstehenden Tabelle.

Tab.1: *Die Gemeinden in den drei Amtsbezirken alphabetisch geordnet.* Gemeinden, in denen ich keine Befragungen durchgeführt habe, sind kursiv numeriert und sind auf den Karten mit einer unter der gleichen Nummer aufgeführten Nachbargemeinde zusammengeschlossen. Zusammenstellung nach dem Jahrbuch des Oberaargaus, Einwohnerzahlen der Volkszählung 1990.

Nr.	Geme inde	Ein-wohner	Befragte Personen	Nr.	Gemeinde	Ein-wohner	Befragte Personen
I.	*Amtsbezirk Aarwangen*						
1	Aarwangen	3664	4	*9*	Gutenburg	106	0
2	Auswil	469	1	7	Kleindietwil	494	3
3	Bannwil	681	2	8	Langenthal	14350	20
4	Bleienbach	652	3	*18*	Leimiswil	461	0
5	Busswil	197	3	9	Lotzwil	2282	2
6	Gondiswil	735	1	10	Madiswil	1826	4

Nr.	Gemeinde	Einwohner	Befragte Personen	Nr.	Gemeinde	Einwohner	Befragte Personen
11	Melchnau	1504	33	15	Rütschelen	495	1
12	Obersteckholz	411	1	16	Schwarzhäusern	432	1
18	Oeschenbach	295	0	17	Thunstetten	2879	3
11	Reisiswil	187	0	*12*	Untersteckholz	164	0
13	Roggwil	3674	3	18	Ursenbach	883	1
14	Rohrbach	1357	3	19	Wynau	1714	1
14	Rohrbachgraben	474	0				
	II. Amtsbezirk Trachselwald (Anteil Oberaargau)						
20	Dürrenroth	1058	2	*20*	Walterswil	536	0
21	Eriswil	1477	3	*21*	Wyssachen	1257	0
22	Huttwil	4809	4				
	III. Amtsbezirk Wangen						
23	Attiswil	1324	2	33	Oberönz	887	1
24	Berken	58	1	34	Ochlenberg	708	6
25	Bettenhausen	424	1	35	Röthenbach	341	1
25	Bollodingen	238	0	36	Rumisberg	442	1
26	Farnern	205	1	37	Seeberg	1311	4
27	Graben	262	0	38	Thörigen	898	2
27	Heimenhausen	347	5	39	Walliswil-Bipp	198	1
37	Hermiswil	109	0	*40*	Walliswil-Wangen	552	0
28	Herzogenbuchsee	5195	21	40	Wangen	1784	1
29	Inkwil	642	2	*40*	Wangenried	375	0
30	Niederbipp	3512	2	41	Wanzwil	257	1
31	Niederönz	1229	3	42	Wiedlisbach	2173	1
32	Oberbipp	1315	1	*36*	Wolfisberg	149	0
Total						74458	127

2.4 Die Auswertung

Die exakte Auswertung der Befragungen ist ausschliesslich auf die geografische Verteilung von Dialektmerkmalen ausgerichtet. Sie macht also keine Aussagen über Unterschiede in bezug auf Alter, Herkunft oder Bildung der befragten Personen.

Die Antworten zu jedem Wort habe ich in den Computer eingegeben, um sie mit Hilfe des Tabellenkalkulationsprogramms Microsoft Excel, Version 4.0, möglichst schnell sortieren zu können. Anschliessend habe ich sie zu Kuchendiagrammen zusammengefasst und in einigen Fällen auf einer

Karte nach Gemeinden geordnet. Aus einigen kleinen Gemeinden hatte ich keine Daten; diese habe ich in der Kartendarstellung einer benachbarten Gemeinde angeschlossen, da bei sehr kleinen Gemeinden ein gröberes Raster ohnehin zweckmässiger ist. Trotzdem ist in einigen Gebieten die Anzahl der Befragten pro geographische Einheit immer noch zu klein, um brauchbare Schlüsse zu ziehen. Wo bei der Interpretation der Karten Vorsicht angebracht ist, ist in der Tabelle im Kapitel 2.3 ersichtlich. Nur für Langenthal und Herzogenbuchsee können die Daten repräsentativ sein, bei anderen Gemeinden werden höchstens Tendenzen angezeigt.
Wenn in einer Gemeinde zwei Wörter genau gleich häufig waren, habe ich sie der Gruppe zugeordnet, die im gesamten Oberaargau weniger stark vertreten ist. Um besondere regionale Unterschiede hervorzuheben, sind manchmal auch die Kuchendiagramme nach einzelnen Teilen des Oberaargaus aufgegliedert. Diese kleineren Gebiete sind nachfolgend dargestellt:

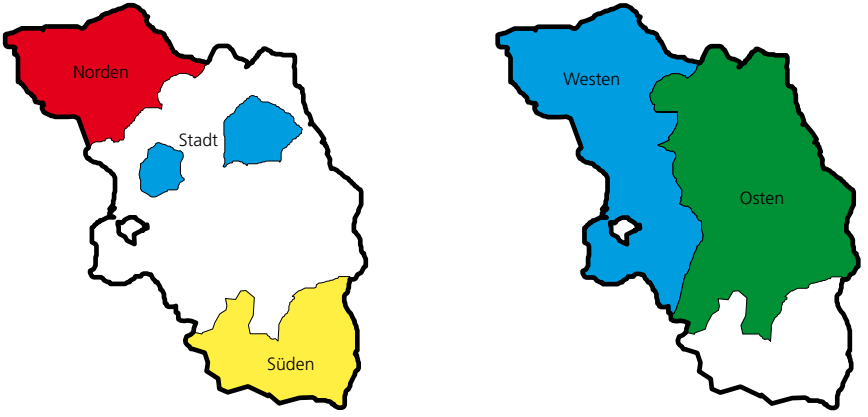


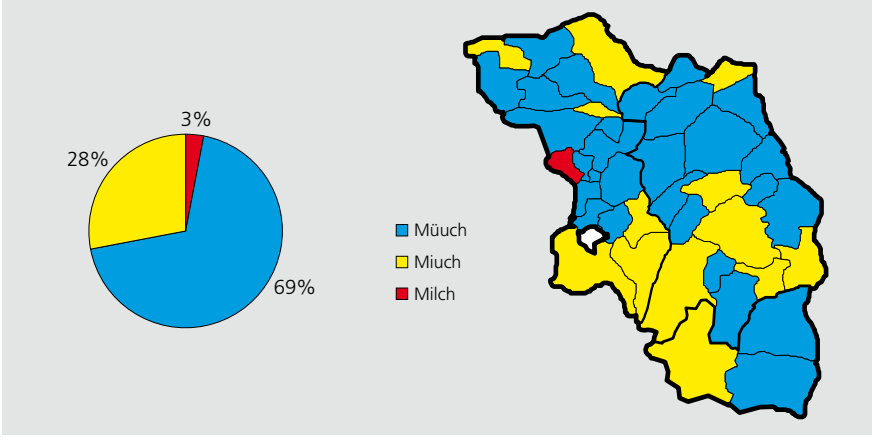
Abb. 3: Die zur Auswertung zusammengefassten Teile des Oberaargaus

Bei der Gegenüberstellung von Norden und Süden sind nur die beiden äussersten Gebiete berücksichtigt. «Nördliche» Phänomene sind, wie sich im nächsten Kapitel zeigen wird, meist auf diesen engen Raum beschränkt. Besonderheiten des Südens sind dagegen eher schlecht zu lokalisieren, und dieser kleine Abschnitt soll einfach das andere Extrem zeigen. Mit «Stadt» sind Herzogenbuchsee und Langenthal gemeint, die oberaargauischen Gemeinden mit den meisten Einwohnern. «Westen» und «Osten» umfassen jeweils das gesamte Amt Wangen beziehungsweise Aarwangen.

Um zu erkennen, aus welcher Gegend fremde Einflüsse kommen und welche Veränderungen sich in letzter Zeit im Oberaargau ergeben haben, nahm ich Karten aus dem Sprachatlas der Schweiz zu Hilfe, die zu den meisten Wörtern vorlagen.

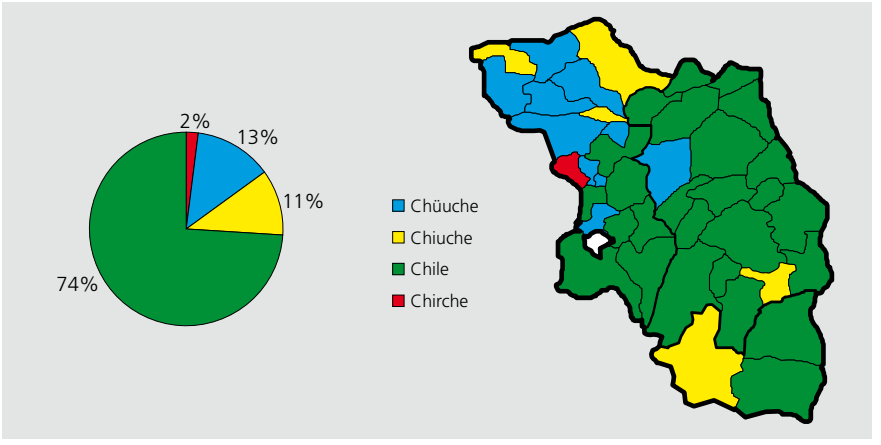
3. Die Ergebnisse

3.1 Milch



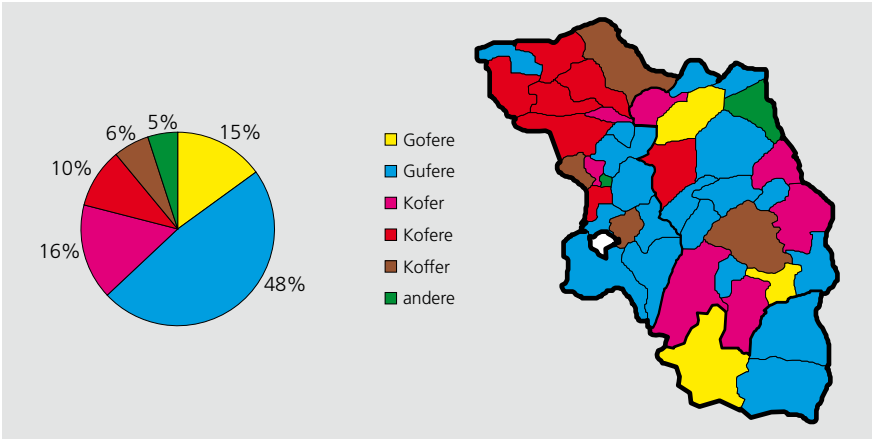
Die unterschiedliche Lautung bei *Müuch* und *Miuch* ist ein typischer Unterschied zwischen dem Oberaargau und dem Emmental. So überrascht es auch nicht, dass *Miuch* im Süden häufiger ist. Es kommt aber, etwas dünner gestreut, bis ganz in den Norden vor. Doch in allen Fällen, wo *Miuch* nördlich der Linie Herzogenbuchsee–Langenthal auftritt, ist die betreffende Person entweder aus einem südlicheren Teil des Kantons zugezogen oder die Eltern stammen von dort. Zugezogen sind auch ausnahmslos alle, die *Milch* sagen. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Südhälfte des Oberaargaus zum *Müuch-Miuch*-Mischgebiet gehört, die Nordhälfte jedoch eindeutig zum *Müuch*-Gebiet.
→ vgl. SDS I 165

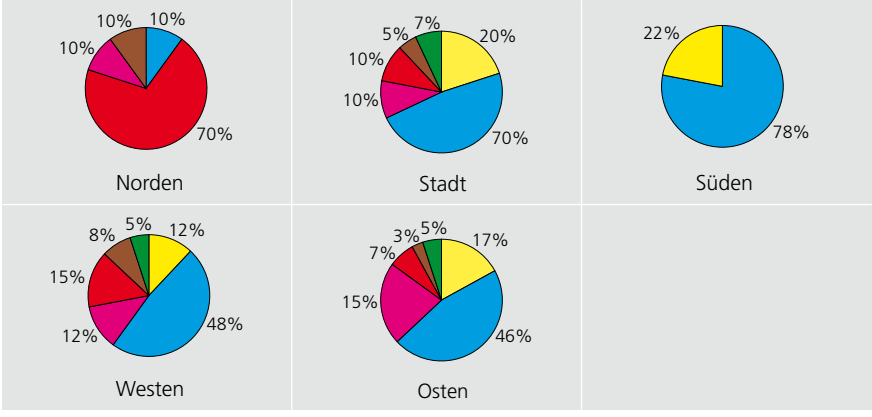
3.2 Kirche



Chile überwiegt deutlich. Dieses Wort ist ursprünglich nicht Berndeutsch. Es ist aus dem Luzernischen und dem Aargauischen in den Oberaargau gekommen. So findet man es auch hauptsächlich im Osten. Es ist aber auch im Südwesten in der Überzahl gegenüber dem emmentalischen *Chiuche.* Im Nordwesten sind hingegen *Chüuche* und *Chiuche* häufiger, das entspricht dem Südsolothurnischen. Die Unterschiede zwischen *Chüuche* und *Chiuche* sind die gleichen wie zwischen *Müuch* und *Miuch.*
→ vgl. SDS V 39

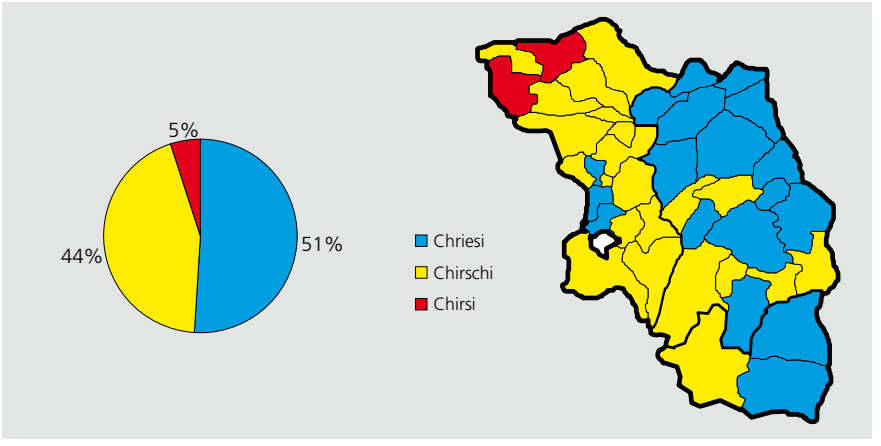
3.3 Koffer

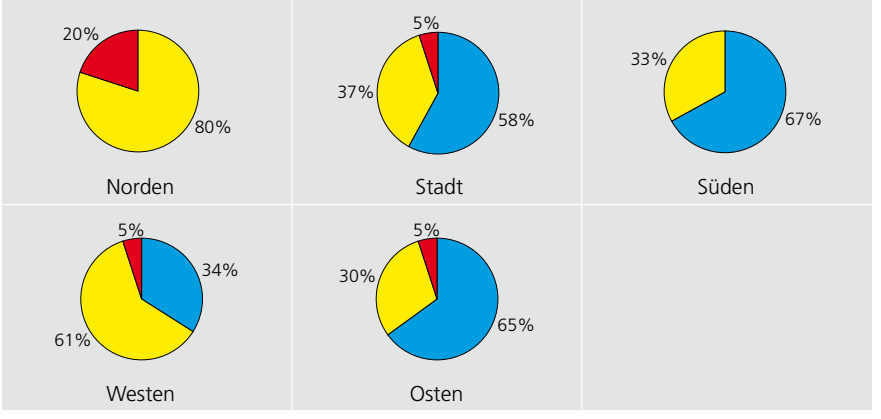




Die Karte bietet ein sehr uneinheitliches Bild. Das einzige, was sich ablesen lässt, ist das Überwiegen von Formen, die mit K beginnen, im Nordwestzipfel. Eine Aufschlüsselung der Kreisdiagramme nach kleineren Gebieten zeigt dies noch deutlicher. Gerade das Gegenteil gilt für den Süden, hier kommen ausschliesslich Formen mit G vor. Ausser an diesen beiden extremen Orten findet man nirgends eine klare Situation. In Herzogenbuchsee und Langenthal ist die Verteilung etwa gleich wie im gesamten Oberaargau. Die West-Ost-Unterschiede sind klein. Am grössten ist die Differenz bei *Kofere* und *Kofer,* wobei das erste eher im Westen vorkommt und das zweite eher im Osten. Selten genannte Formen, die unter der Rubrik «andere» zusammengefasst wurden, sind *Gufer, Gofer* und *Kufere.*

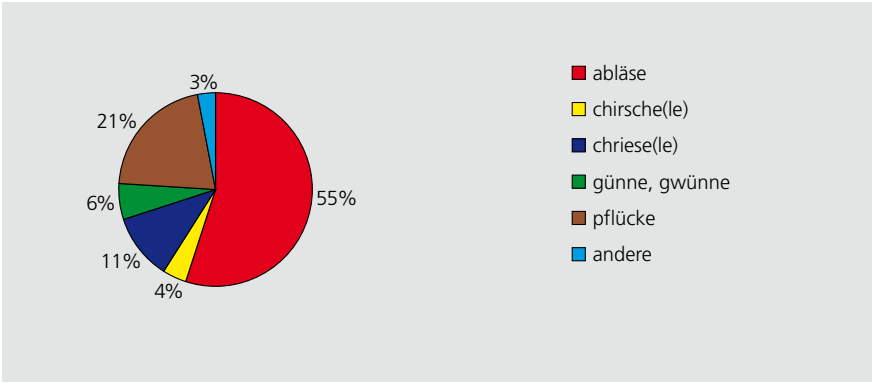
3.4 Kirsche

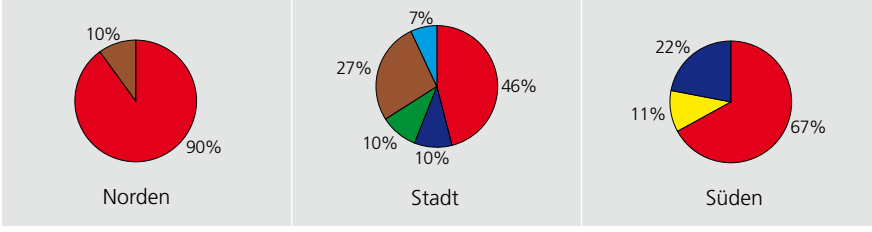




Der Unterschied zwischen *Chriesi* und *Chirschi* ist vor allem ein West-Ost-Unterschied. Nimmt man die Situation im Westteil des Oberaargaus genauer unter die Lupe, tauchen aber auch Differenzen zwischen Stadt und Land auf. In Herzogenbuchsee und Umgebung sind beide Formen gleich häufig, in den ländlichen Gemeinden südlich davon überwiegt hingegen eindeutig *Chirschi*. Der Nordwestzipfel bildet erneut einen Sonderfall. *Chriesi* kommt hier überhaupt nicht vor, dafür überdurchschnittlich häufig die solothurnische Form *Chirsi*.
→ vgl. SDS VI 167

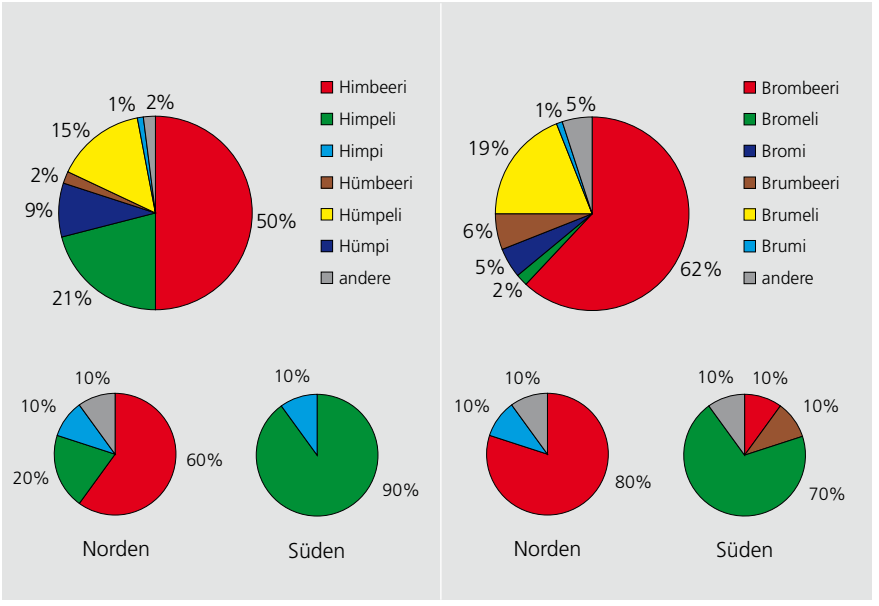
3.5 Kirschen pflücken





Das Wort, mit dem die Tätigkeit «Kirschen pflücken» bezeichnet wird, hängt offenbar stark davon ab, ob die betreffende Person selber Kirschen pflückt und deshalb dieses Wort häufig braucht. Viele sagten, sie würden die Ausdrücke *chriesele, chirsche* oder *Chriesi gwünne* kennen, sie bräuchten sie aber nie. In den städtischen Gebieten ist sogar das Dialektwort *abläse* seltener als im Durchschnitt, dafür kommt *pflücke* häufiger vor. Das kommt wahrscheinlich daher, dass diese Personen diesen Ausdruck überhaupt nie benützen und auf dem Fragebogen die hochdeutsche Vorgabe einfach wörtlich übersetzten.
Zu *Chriesi* wird wesentlich häufiger das Verb gebildet als zu *Chirschi.* Und *chriesele* ist etwa gleich häufig wie *chriese,* während *chirschele* nur gerade einmal genannt wurde. Ein paarmal taucht auch der Ausdruck *Chriesi günne* auf. Das ist aber nicht Berndeutsch und alle diese Personen stammen ursprünglich aus den Kantonen Baselland, Aargau und Zürich. Der ursprüngliche oberaargauische Ausdruck ist nach dem Sprachatlas *Chriesi gwünne.* Er kommt nur ein einziges Mal vor.
→ vgl. SDS VI 169

3.6 Himbeere, Brombeere



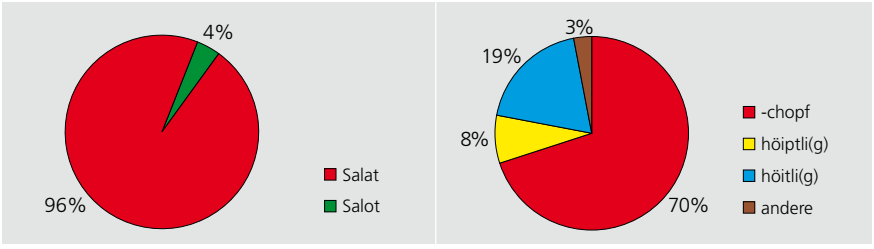
Die grosse Häufigkeit von *Himbeeri* und *Brombeeri* ist wahrscheinlich auf die Beeinflussung durch das Hochdeutsche zurückzuführen. Die älteren Oberaargauer Dialektwörter kommen vor allem in ländlichen Gebieten vor, und zwar mit Unterschieden zwischen Norden und Süden. *Hümpeli, Hümpi, Bromeli* und *Bromi* sind eher nördlich und *Himpeli, Himpi, Brumeli* und *Brumi* eher südlich.

Für *Hümbeeri* und *Brumbeeri* gibt es zwei Erklärungsmöglichkeiten. Entweder sind es Mischformen aus *Himbeeri* und *Hümpeli* beziehungsweise *Brombeeri* und *Brumeli,* oder sie kommen aus einem anderen Dialekt. Bei den meisten Personen findet man bei früheren Wohnorten oder dem Herkunftsort der Eltern einen Nordschweizer Kanton, das spricht für die zweite Hypothese.

Daneben kamen noch fünf weitere Formen vor. *Brami, Hinti* und *Hinteli* sind keine oberaargauische Formen. In allen Fällen, in denen sie vorkommen, stammen ein oder beide Elternteile aus dem Südteil des Kantons. *Hümpi* und *Brombi* sind Mischformen, die auf keine bestimmte Herkunft schliessen lassen.

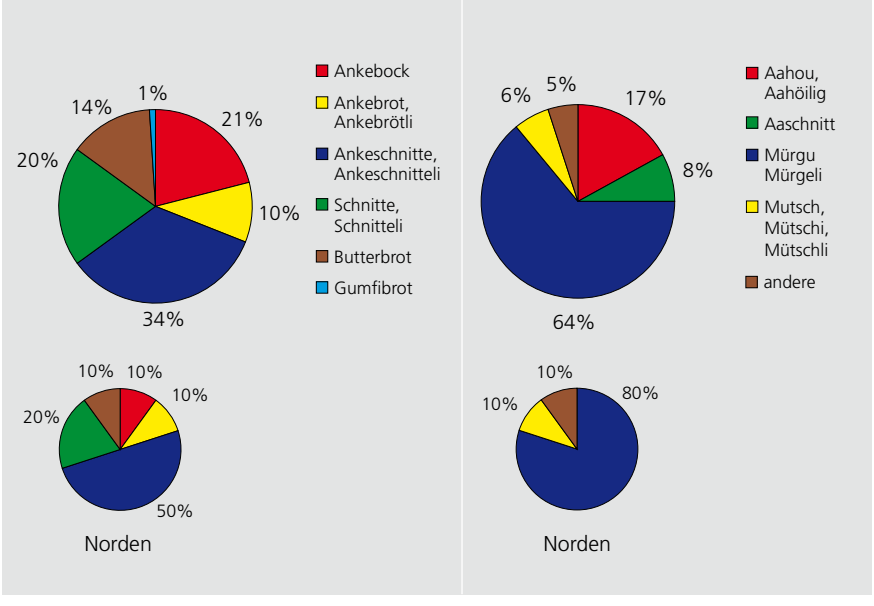
→ vgl. SDS VI 142,141

3.7 Salat, Salatkopf



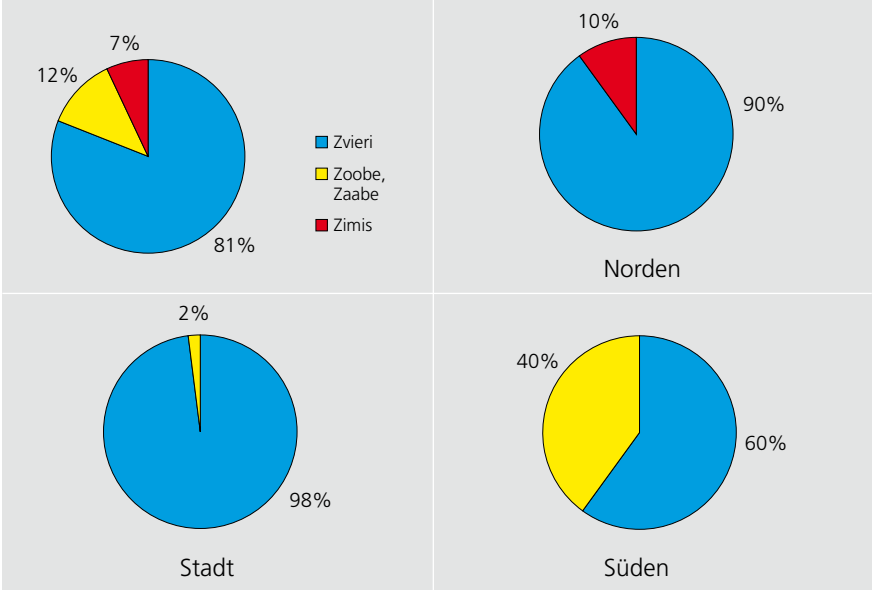
Im Sprachatlas ist die Lautung *Salot* für den Oberaargau aufgeführt, doch sie scheint inzwischen veraltet zu sein. Die fünf Personen, die dieses Wort so aussprechen, haben alle Eltern aus anderen Kantonen, nämlich Solothurn, Aargau, Luzern, Thurgau und Graubünden. So kann man sagen, *Salat* sei die einzige im Oberaargau gebräuchliche Form.
Die Ausdrücke *Salathöitli* und *Salathöiptli* findet man fast nur noch auf dem Land. Ein grosser Teil der Befragten brauchen diesen Ausdruck gar nie und gaben deshalb *Salatchopf* an, wie im Hochdeutschen.
→ vgl. SDS VI 200, 201

3.8 Butterbrot, Anfangsstück des Brotes



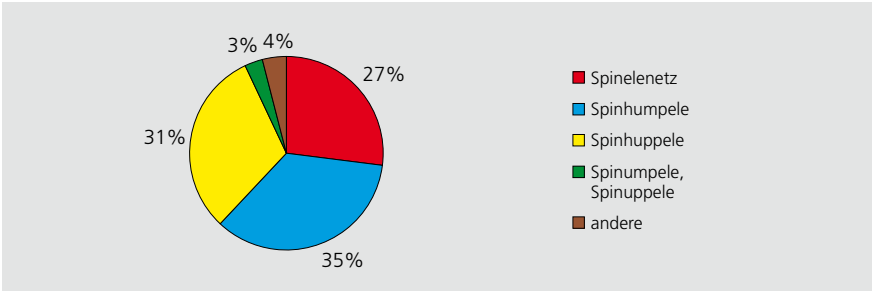
Ankebock ist ein alter bernischer und luzernischer Ausdruck, der aber noch recht häufig ist, besonders im Süden. Im Norden und Osten sagt man eher *Schnitte* oder *Ankeschnitte*. *Ankebrot* und *Butterbrot* kommen vor allem in der Stadt und bei Zugezogenen vor.
Mürgu ist klar der häufigste Ausdruck für das Anfangsstück des Brotes. Ausser ganz im Norden findet man aber auch überall die Ausdrücke *Aahou* und *Aaschnitt*. *Mutsch* ist eigentlich luzernisch, aber es kommt im ganzen Oberaargau vor. Daneben gibt es eine ganze Palette von seltenen Wörtern: *Aahöilig, Mürgeli, Mügerli, Mütschi, Mutschi, Mütschli, Chnübeli, Füdle, Gupf* und *Käppli.*
→ vgl. SDS V 178,171

3.9 Nachmittagsimbiss



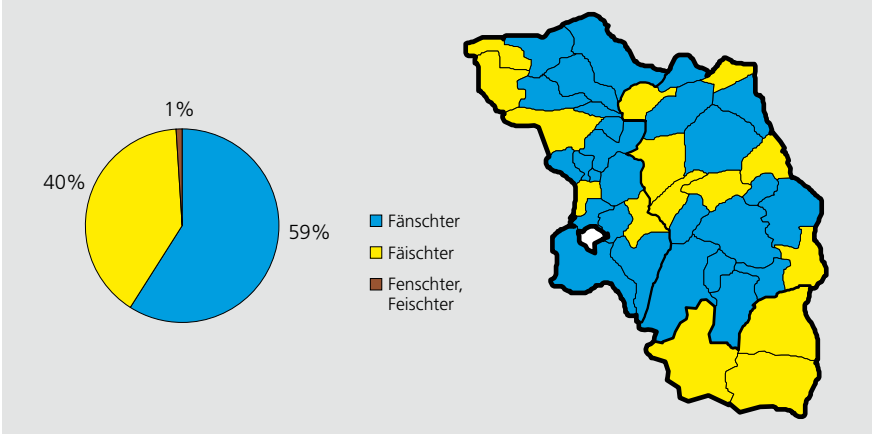
Hier ist die geografische Aufteilung sehr einfach. Zvieri ist überall in der Mehrheit, daneben kommen im Norden noch Zimis und im Süden Zoobe vor. Im Sprachatlas kommt Zvieri nur sehr selten vor, dafür aber über die ganze Deutschschweiz verstreut. Es scheint ein Wort zu sein, das die Vielfalt der alten Wörter, die vor allem noch auf dem Lande vorkommen, langsam verdrängt.
→ vgl. SDS V 158

3.10 Spinngewebe



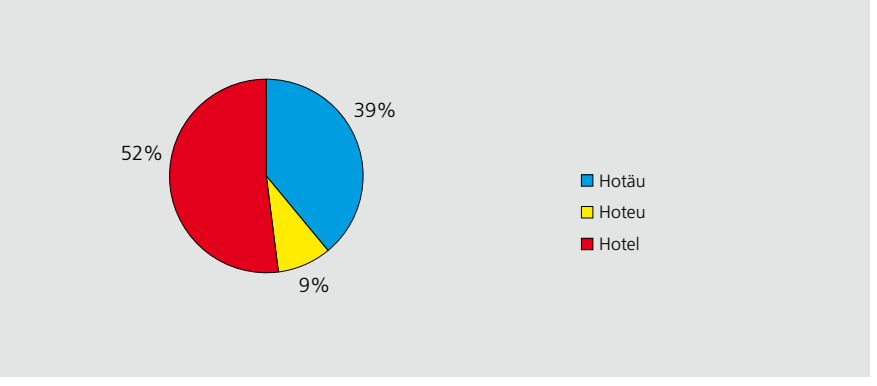
Neben *Spinelenetz,* das vorwiegend im Westen vorkommt, sind *Spinhumpele* und *Spinhuppele* fast gleich häufig. Doch auch hier gibt es geografische Unterschiede. *Humpele* ist im Norden häufiger und *Huppele* im Süden und Osten.
→ vgl. SDS VI 240

3.11 Fenster



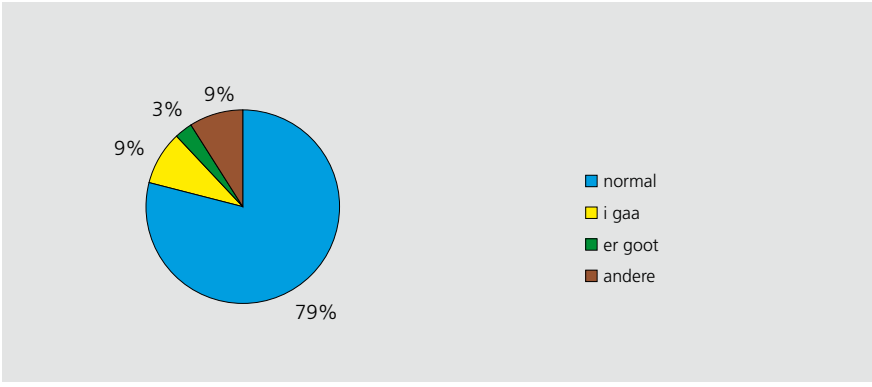
Fäischter wird oft für ein emmentalisches Wort gehalten. Es ist aber im ganzen Oberaargau anzutreffen, und abgesehen davon, dass es im äussersten Süden etwas häufiger vorkommt, ist es gleichmässig verteilt.
Die Verteilung ist auch eine ganz andere als bei *Miuch,* dessen emmentalische Herkunft im Kapitel 3.1 deutlich zu erkennen war. Von den Personen, die *Fäischter* sagen, sagen 27,5% *Miuch,* und diejenigen, die *Fänschter* sagen, brauchen zu 28,4% *Miuch.* Das heisst, es ist überhaupt keine Korrelation beim Vorkommen der beiden Wörter feststellbar. *Fäischter* kann also nicht auf die gleichen Einflüsse zurückgeführt werden wie Miuch.
→ vgl. SDS II 128

3.12 Hotel



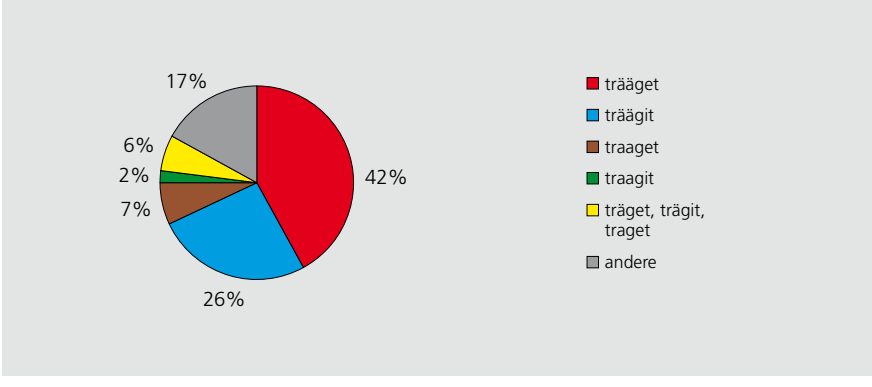
Im Berndeutschen wird das l hinter einem Vokal immer als u ausgesprochen, ausser wenn anschliessend wieder ein Vokal folgt. Bei Fremdwörtern wird diese Regel nicht immer eingehalten, wie auch hier bei *Hotel.*
Viele der Befragten waren sich überhaupt nicht sicher, wie sie eigentlich sagen. Auch der Unterschied zwischen *Hoteu* und *Hotäu* ist eher eine Frage des Zufalls. *Hoteu* wäre eine emmentalische Form, doch eine Übereinstimmung mit *Miuch* ist wie schon bei *Fäischter* praktisch nicht vorhanden.

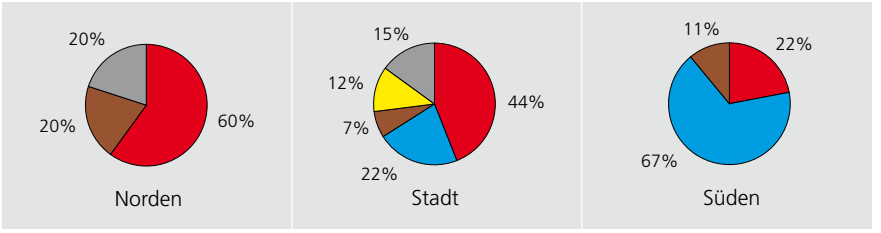
3.13 gehen



Die normale Konjugation für gehen ist *i goo, du geisch, är geit, mir göö, dir gööt, si göö.* Die häufigste Abweichung davon ist *i gaa.* Dieser Unterschied deckt sich bis auf drei Ausnahmen mit dem Unterschied bei *jo* und *ja* (siehe Kapitel 3.16). Ein paar Mal taucht *du goosch, är goot* auf, und zwar überwiegend nicht bei Zugezogenen, sondern bei Einheimischen aus Roggwil und Langenthal. Das deutet auf den Einfluss des Kantons Luzern hin. Weitere Formen findet man nur bei Leuten, die zugezogen sind oder deren Eltern aus einem anderen Kanton stammen. Am häufigsten sind hier *mir gönd* und *mir göi,* wobei oft bernische und nichtbernische Formen durcheinander angegeben wurden, zum Beispiel *mir göö* und *si gönd.*
→ vgl. SDS III 56-58

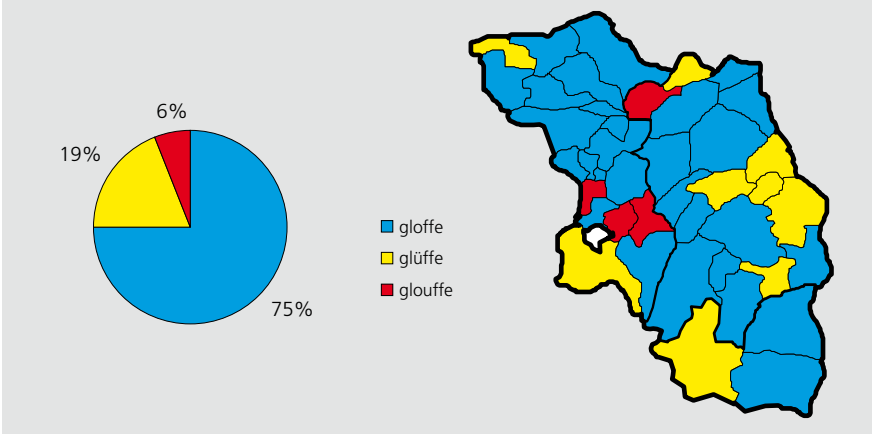
3.14 tragen





Trääge ist typisch oberaargauisch, *traage* hingegen stadtbernisch, aber auch seeländisch. Im Diagramm ist die zweite Person der Mehrzahl aufgeführt. Dabei tritt der inneroberaargauische Unterschied zwischen *dir trääget* und *dir träägit* deutlich hervor. Woher die Version mit dem kurzen ä oder a kommt, ist nicht klar. Nach dem Sprachatlas ist sie nordostschweizerisch, doch darauf findet man bei den Personen, die sie brauchen, keinen Hinweis.
→ vgl. SDS II 88

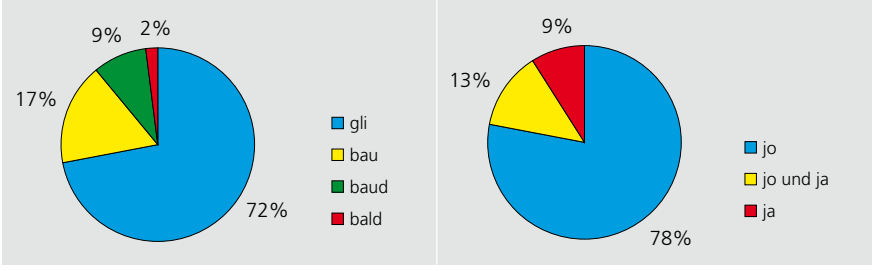
3.15 gelaufen



Bei diesem Wort ist der Oberaargau Grenzgebiet zwischen drei Sprachregionen: In Solothurn sagt man *gloffe,* in Luzern *glouffe* und in Bern *glüffe.* Dass die Einflüsse aus drei Richtungen kommen, ist aber auf der Karte kaum ersichtlich. Klar ist die Situation nur im Nordwesten. Andere Formen als *gloffe* brauchen nur Leute, deren Eltern aus einer anderen Region stammen. *Glüffe* findet man hauptsächlich im Süden, es ist aber stark mit *gloffe* durchmischt. *Glouffe* kommt erstaunlicherweise nicht an der

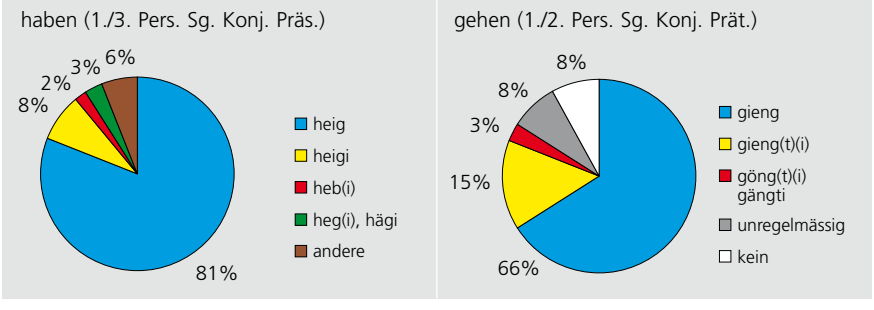
Luzerner Grenze vor, sondern sogar eher im Westen. In etwa der Hälfte der Fälle stammen aber die Eltern aus Luzern oder aus dem Aargau.
→ vgl. SDS III 8

3.16 bald, ja



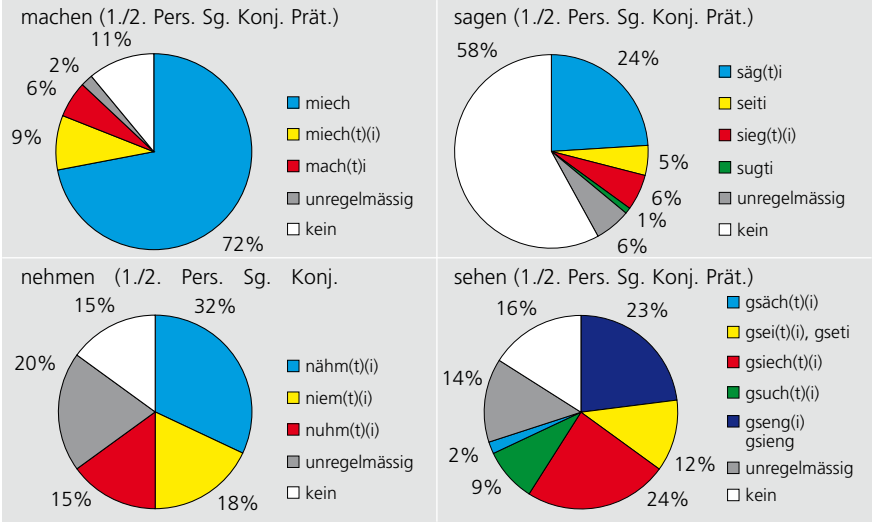
Die Bedeutungen des hochdeutschen «bald» und des berndeutschen «bau» decken sich nicht ganz. «Bald» wird meistens mit gli übersetzt. Aber auch die Übersetzung mit bau ist im Berndeutschen korrekt. Bald ist hingegen zürichdeutsch. Baud stammt entweder aus einem anderen Dialekt oder es ist eine Mischform.
Für «ja» habe ich auch Doppelantworten einbezogen, denn besonders viele sagen sowohl jo als auch ja. Wahrscheinlich ist ihr Anteil noch grösser als 13%. Es kam zweimal vor, dass jemand die Frage «Seisch Du usschliesslech ‹ja›?» mit «jo» beantwortete. Diejenigen, die nur ja sagen, stammen alle aus einer anderen Region. Bei denjenigen, die beides brauchen, gibt es auch ein paar Einheimische, und zwar eher in den Städten als im Süden.
→ vgl. SDS VI 30

3.17 Möglichkeitsformen



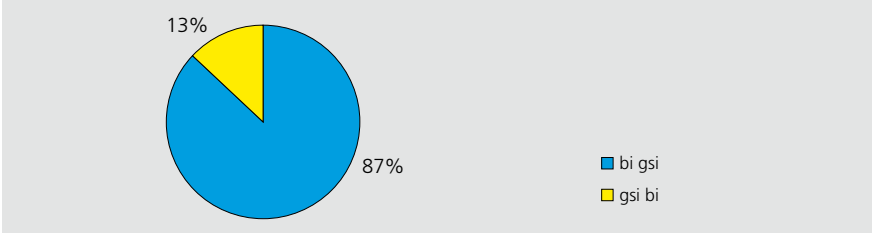
Heig ist die Möglichkeitsform der Gegenwart, man braucht sie zum Beispiel im Satz «Er glaubt, ich habe es gestohlen.» Weil im Hochdeutschen die Form mit dem Indikativ übereinstimmt, erkannten einige der Befragten die Zeit nicht auf Anhieb und gaben zuerst den Indikativ an. Sie korrigierten sich jedoch meistens, bis auf wenige, die auf *i ha* und *är hett* beharrten oder überhaupt keine Form wussten. Auch *i hett, i hetti* und *i hätt* wurden in Einzelfällen als richtig empfunden, obwohl es eigentlich Möglichkeitsform der Vergangenheit wäre.
Heigi ist nach Sprachatlas eigentlich oberländisch, aber nur gerade in einem von zehn Fällen deutet die Herkunft der Eltern darauf hin. Wie auch die nachfolgenden Beispiele noch zeigen werden, ist es eher zufällig, ob eine berndeutsche Möglichkeitsform am Schluss ein i hat oder nicht. Eindeutig nicht berndeutsch sind hingegen die Formen *heb, hebi, heg, hegi* und *häg.* Sie stammen ausnahmslos von Leuten, die zugezogen sind.
→ vgl. SDS III 49

In den nächsten fünf Fällen geht es um die Möglichkeitsform der Vergangenheit. Diese wird recht häufig mit *würd* gebildet, also *i würd go, du würdsch go.* Ich habe aber nur Formen berücksichtigt, die aus einem Wort bestehen. Wenn jemand überhaupt nie eine solche Form brauchte, habe ich das unter «kein» eingeordnet.
Die übliche Möglichkeitsform von gehen ist sicher *i gieng* und *du giengsch.* Recht häufig ist auch *i giengi.* Bei der zweiten Person kommt das i seltener vor. Noch seltener ist *i giengti* und *du giengtisch.* Alle diese Formen kommen aber im ganzen Oberaargau vor, sowohl bei Einheimischen als auch bei Zugezogenen. Einige nannten zwei Formen und sagten, es sei egal, ob am Schluss noch ein i komme. Die Endung ist also nicht eine Frage des Dialekts.
Auch die Formen *i göngti, i gängti* und ähnliche kommen wahrscheinlich nicht aus einem anderen Dialekt. Dafür spricht schon, dass sie mehrheitlich nicht regelmässig konjugiert werden, sondern gemischt mit der normalen Form, also zum Beispiel *i gängi, du giengsch*. Je einmal tauchen auch *i göi-i* und *du göisch* auf. Das ist eigentlich Möglichkeitsform der Gegenwart. *I göngi* könnte also auch von dieser beeinflusst sein.
→ vgl. SDS III 118



Bei *miech* zeigt sich das gleiche Bild wie bei *gieng,* nur eine Endung wird hier weniger häufig angehängt.
Die Möglichkeitsform von sagen ist fast ausgestorben, das zeigt sich auch daran, dass die schwachen Konjugationen *seiti* und *sägti* häufiger sind als das ursprüngliche berndeutsche *sieg.*
Bei «nehmen» und «sagen» wissen zwar die meisten noch eine Möglichkeitsform, doch ganz verschiedene Versionen kommen wild durcheinander vor, wobei eine spezielle geografische Verteilung nicht feststellbar ist.
Der Rückgang der Möglichkeitsformen ist ein allgemeines Phänomen, das auch für andere Dialekte und sogar für die Schriftsprache gilt. Was jedoch beim Oberaargau besonders auffällt, ist die grosse Anzahl Variationen für jedes Wort.
→ vgl. SDS III 125, 122, 116, 117

3.18 Wortstellung



Im Berndeutschen ist die Wortreihenfolge weniger stark geregelt als im Hochdeutschen. Den Satz «Als ich noch ein kleiner Junge gewesen bin» kann man auf drei Arten übersetzen. Nämlich: «*Woni no e chline Gieu bi gsi*», «*Woni no e chline Gieu gsi bi*» und «*Woni no bi e chline Gieu gsi*». Die erste Version überwiegt klar, und die dritte kommt überraschenderweise kein einziges Mal vor, obwohl sie im Nachhinein, als ich sie ebenfalls vorschlug, von niemandem als falsch empfunden wurde.
→ vgl. SDS III 261

4. Zusammenfassende Interpretation der Ergebnisse

4.1 Die Innere Gliederung des Dialekts im Oberaargau

Tab.2: Nord-Süd- und West-Ost-Gegensätze

Norden – Süden	*Westen – Osten*
Müuch – Miuch	Chüuche – Chile
Chüuche – Chiuche	Chirschi – Chriesi
Kufere – Gufere	Spinelenetz – Spinhuppele
Chirsi – Chirschi	
Himbeeri – Himpeli	
Brombeeri – Brumeli	
Ankeschnitte – Ankebock	
Zimis – Zoobe	
Spinhumpele – Spinhuppele	
dir trääget – dir träägit	
gloffe – glüffe	

Die Tabelle zeigt, dass Nord-Süd-Gegensätze wesentlich häufiger sind als West-Ost-Gegensätze. Auf diese Tatsache werde ich in Kapitel 4.2 noch einmal zurückkommen. Nicht bei allen Wortpaaren verlaufen die Trennungslinien am gleichen Ort, und nicht bei allen sind sie gleich scharf. Auf der nachfolgenden Karte habe ich versucht, diese Linien grob zu ziehen und die dadurch abgegrenzten Regionen zu charakterisieren.

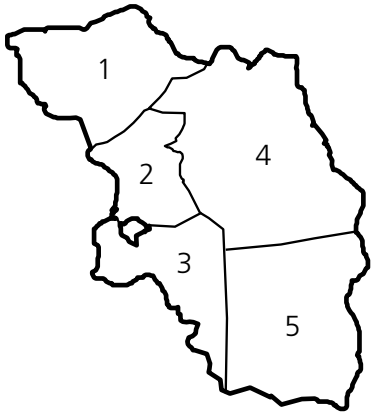


Abb. 4: Die Einteilung des Oberaargaus in fünf Gebiete mit unterschiedlichen Dialektmerkmalen.

1) Der Nordwestzipfel, der sich am leichtesten abgrenzen lässt. Man findet hier solothurnische Wörter, beispielsweise *Zimis* oder *Chirsi.* Einflüsse aus dem Süden und dem Osten, wie *Miuch* und *Chile,* die sonst über den ganzen Oberaargau verstreut sind, kommen hingegen überhaupt nicht vor. Einen weiteren Unterschied bildet das Wort *Kofere,* gegenüber dem überwiegenden *Gufere* im restlichen Oberaargau.
2) Die Region um Herzogenbuchsee. Bei Nord-Süd-Gegensätzen kommt meistens die südliche Form auch noch vor, sie ist aber selten. Häufiger sind hingegen Wörter, die aus dem Osten kommen. Das grenzt diese Gegend vom übrigen Amt Wangen ab.
3) Die Buchsibärge. Von der Region 2) unterscheidet sie sich beispielsweise dadurch, dass *Chirschi* häufiger vorkommt und der Wortschatz eher ländlich ist. Südliche Formen sind fast so häufig wie in der Region 5).
4) Der nördliche Teil des Amtes Aarwangen. In der Gegend von Aarwangen, Langenthal und Roggwil sind Wörter aus dem Osten, besonders aus dem Kanton Luzern, eindeutig am häufigsten. Einflüsse aus dem Emmental sind ebenso selten wie in der Region 2). Die Grenze nach Süden zur Region 5) lässt sich nicht genau festlegen, der Übergang erfolgt allmählich.
5) Der südliche Teil des Amtes Aarwangen und das Amt Trachselwald. Diese Region ist am stärksten vom Emmental beeinflusst. Bei Ost-West-Unterschieden gehört sie zum Osten, allerdings nicht so ausgeprägt wie die Region 4), da neuere Wörter aus nichtbernischen Dialekten auf dem Land weniger schnell Fuss fassen.

Interne Unterschiede im Oberaargauer Dialekt sind also vorhanden, und zwar sogar überraschend viele, wenn man bedenkt, dass fast die Hälfte der befragten Personen mindestens einmal die Wohngemeinde gewechselt hat. Zudem stammen auch bei denjenigen, die nie umgezogen sind, die Eltern aus anderen Gebieten, oft sogar aus anderen Kantonen. Der Dialekt ist also recht stark ortsgebunden, und Auswärtige passen sich ihm schnell an. Dass eine Tendenz zur Dialektvereinheitlichung vorhanden ist, lässt sich aber auch nicht abstreiten. Die Unterschiede zwischen den fünf Regionen, die ich unterscheide, sind gering und nur an einigen speziellen Wörtern erkennbar. Und ausser bei der Region 1), deren Südgrenze ungefähr mit der Aare zusammenfällt, sind die Übergänge von einer Region zur andern immer fliessend.

4.2 Der Oberaargau in der Schweizer Sprachlandschaft

Der Oberaargau ist derjenige Teil des Kantons Bern, der am meisten zum zentralen und östlichen Mittelland hin exponiert ist. So ist es auch klar, dass sich Wörter aus anderen Dialekten hier besonders schnell einbürgern. Ein Beispiel aus dem Fragebogen ist *Chile*. Der Vergleich mit dem Sprachatlas zeigt, dass es sich erst in jüngerer Zeit gegenüber *Chüuche* durchgesetzt hat. Nichtbernische Formen wie *du goosch* und *du trägsch* sind zwar klar in der Minderheit, doch sie nehmen tendenziell zu. Alle diese Veränderungen kommen vom Kanton Luzern her. Meistens sind auch das aargauische und das zürcherische Wort gleich.

Im Fall von «gelaufen» nimmt das solothurnische *gloffe* zu und das luzernische *glouffe* ab. Allerdings ist hier Luzern isoliert, und Solothurn stimmt mit Zürich und dem Aargau überein.

Es gibt aber auch gegenläufige Tendenzen. Nach dem Sprachatlas kommt die dem Hochdeutschen entsprechende Wortreihenfolge «*Woni no e chline Gieu gsi bi*» in der ganzen Ost-, Zentral- und Nordschweiz einschliesslich des Oberaargaus vor. «*Woni no e chline Gieu bi gsi*» findet man hingegen nur gerade in den Kantonen Bern und Wallis. Die Ergebnisse des Fragebogens zeigen hingegen, dass sich die bernische Reihenfolge im Oberaargau wieder durchgesetzt hat. Emmentalische und stadtbernische Wörter sind zwar noch nicht in der Mehrheit, aber sie sind recht weit nach Norden vorgedrungen.

Das Verhältnis des Oberaargaus zur restlichen Deutschschweiz wird besonders klar, wenn man inneroberaargauische Unterschiede in einen grösseren Zusammenhang stellt. Dazu habe ich Karten aus «Die Sprach-

landschaften der deutschen Schweiz» beigezogen. Die Karten 18 bis 23 zeigen, dass Grenzen, die in Nord-Süd-Richtung verlaufen, sehr oft mit der Ostgrenze des Oberaargaus zusammenfallen und nie weiter westlich verlaufen. Somit gehört der Oberaargau innerhalb des West-Ost-Gegensatzes ganz eindeutig zum Westen. Die in meiner Arbeit aufgezeigten östlichen Einflüsse sind im Vergleich zu dieser klaren Abgrenzung sehr gering. Das erklärt auch die in Tab. 2 dargestellte Tatsache, dass intern nur wenig West-Ost-Gegensätze zu finden sind. Tendenzen, die eine Abkehr vom Berndeutschen darstellen, dürften eher auf den Einfluss des gesamten zentralen Mittellandes, insbesondere Zürich, zurückzuführen sein als auf das luzernische Grenzgebiet. Und die bernisch-luzernische Grenze ist nach wie vor eine deutlich ausgeprägte Dialektgrenze, wenn auch vielleicht nicht mehr ganz so stark wie auf den Karten des Sprachatlas dargestellt.
Für Nord-Süd-Gegensätze, auf den Karten 4 bis 8 dargestellt, bietet sich ein ganz anderes Bild. Es gibt im Bereich des Kantons Bern nirgends mehrere zusammenfallende Trennlinien. Der Oberaargau grenzt sich weder vom bernischen noch vom nordwestschweizerischen Sprachraum deutlich ab. Deshalb ist er sowohl gegenüber dem Solothurnischen als auch gegenüber dem Emmentalischen ziemlich offen, und beide Einflüsse sind deutlich spürbar.

4.3 Der Einfluss des Hochdeutschen

Tab.3: Annäherung des Dialekts an die Schriftsprache

ältere Form	*neuere Form*
Gufere	Koffer
Chriesi gwünne	Chriesi pflücke
Himpeli	Himbeeri
Brumeli	Brombeeri
Salothöitli	Salatchopf
Ankeschnitte	Butterbrot
Spinhumpele	Spinelenetz
Hotäu	Hotel
gli	bau/baud/bald

Die Tabelle zeigt Beispiele für Dialektwörter, die durch das Hochdeutsche ersetzt werden oder sich ihm annähern. Nicht bei allen ist diese Tendenz

gleich stark. Salot oder Chriesi gwünne sind praktisch ausgestorben, gli wird hingegen noch von einer Mehrheit gebraucht. Allesamt handelt es sich um Wörter, die nur im Oberaargauischen und in verwandten Dialekten vorkommen, aber nicht in der ganzen Schweiz. Die Schriftsprache setzt sich also hauptsächlich dort durch, wo kein einheitliches schweizerisches Wort vorhanden ist.
Bei Chile und der berndeutschen Wortreihenfolge geht die Entwicklung sogar weg vom Hochdeutschen. Einen generellen Trend in Richtung der Schriftsprache gibt es also nicht, der Trend zur gegenseitigen Angleichung der schweizerischen Dialekte ist wesentlich stärker.

Anhang

Benutzte Literatur

Sprachatlas (SDS):	Sprachatlas der deutschen Schweiz, begründet von Heinrich Baumgartner, Rudolf Hotzenköcherle. Bern, Basel 1962 ff.
Sprachlandschaften:	Rudolf Hotzenköcherle, Die Sprachlandschaften der deutschen Schweiz, Band 1, Aarau 1984.
Jahrbuch:	Jahrbuch des Oberaargaus 1992, 35. Jahrgang. Karte und Verzeichnis der Gemeinden S. 274/275.

Verdankung

Danken möchte ich natürlich vor allem sämtlichen 127 Leuten, die mehr oder weniger freiwillig einen Fragebogen ausgefüllt haben und dadurch diese Arbeit erst ermöglicht haben. Wichtige Hilfen waren auch Peter Iseli, mein Klassenlehrer, der mir unter anderem zum Sprachatlas verholfen hat, Thomas Lüthi, der die Arbeit zumindest teilweise kritisch durchgelesen hat, sowie all die vielen Personen, die mich bei der Suche nach Literatur, nach Dialektwörtern und nach Fragebogenausfüllern und -füllerinnen tatkräftig unterstützt haben.

Dieser Beitrag ist eine Schülerarbeit der Abschlussklasse 1993 des Gymnasiums Langenthal, mit der der Autor 1994 am Wettbewerb «Schweizer Jugend forscht» teilnahm.

Der Fragebogen

Fragebogen Nr. _____

Name _____

Wohngemeinde _____

Geburtsjahr _____

Geschlecht ❍ w ❍ m

Zugezogen? ❍ ja ❍ nein Wenn ja wann? _____

Frühere(r) Wohnort(e) _____

_____

_____

_____

Herkunft Mutter: ❍ Oberaargau Ort: _____

❍ Kanton Bern Region: _____

❍ Schweiz Kanton: _____

❍ Ausland Land: _____

Sprache Mutter: _____

Herkunft Vater: ❍ Oberaargau Ort: _____

❍ Kanton Bern Region: _____

❍ Schweiz Kanton: _____

❍ Ausland Land: _____

Sprache Vater: _____

Fragebogen Nr. _____

Milch _____

Kirche _____

Koffer _____

Kirsche _____

Kirschen pflücken _____

Himbeere _____

Brombeere _____

Salat _____

Salatkopf _____

Butterbrot _____

Anfangsstück des Brotes _____

Nachmittagsimbiss _____

Spinngewebe _____

Fenster _____

Hotel _____

gehen: ich _____
du _____
er _____
wir _____
ihr _____
sie _____

tragen: ich _____
du _____
er _____
wir _____
ihr _____
sie _____

gelaufen _____

haben *1. Pers. Sg. Konj. Präs.*
Er glaubt, ich *habe* es gestohlen.

_____

1./2. Pers. Sg. Konjunktiv Prät. von:

gehen _____
_____

machen _____
_____

sehen _____
_____

sagen _____
_____

nehmen _____
_____

Wortstellung:
Als ich noch ein *kleines Mädchen*$_1$ *gewesen*$_2$ *bin*$_3$.

bald _____

ja _____

Von der Rekrutenschule zur Grenzwache im Jura

Gottlieb Käser von Käsershaus erlebt die Grenzwache
im Deutsch-Französischen Krieg 1870

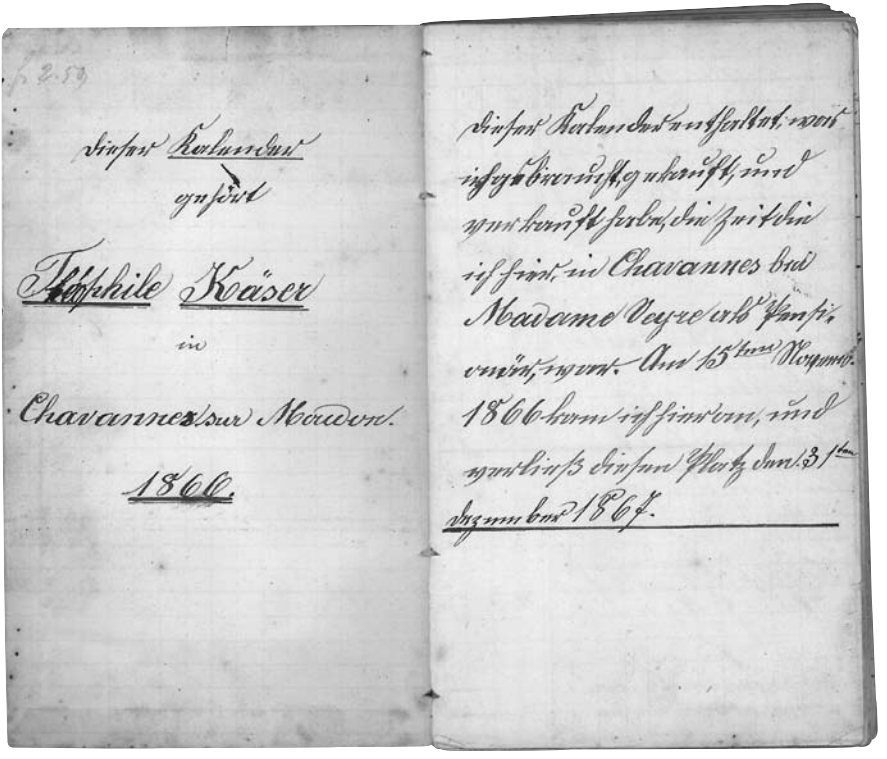
Rosmarie Käser-Nyfeler

Einleitung:
Der «Kalender» von Theophile alias Gottlieb Käser von Käsershaus

Zum «Kalender» und zur Textwiedergabe

Unter den alten Dokumenten der Familie Peter Käser von Käsershaus, Gemeinde Leimiswil, befindet sich ein auf den ersten Blick unscheinbares Büchlein, ein kleiner, 1,2 cm dicker Kalender im Format von 13 cm x 8 cm mit einem Umschlag aus schwarzem Karton. Innen auf der Umschlagseite steht in französischer Schrift «Dieser Kalender gehört Theophile Käser, Chavannes sur Moudon, 1866». Danach folgen die Kalender-Einträge, aber alle in der damals hierzulande verwendeten deutschen Kurrentschrift, und zwar in gleichmässig kleiner Schrift, mit zumeist dicht und randvoll beschriebenen Seiten ohne Seitenzählung.

Auf den ersten Seiten verzeichnete der Inhaber des Kalenders seine Ausgaben während des Welschlandjahres im waadtländischen Chavannes-sur-Moudon. In dieser Zeit, nämlich vom 15. November 1866 bis zum 31. Dezember 1867, nannte sich Gottlieb, sinngemäss und französisch angepasst Theophile (griech. *theos* = Gott; *philein* = lieben). Nach seiner Rückkehr nach Käsershaus betitelte er – erneut in französischer Schrift – seine weiteren Kalendereintragungen mit «Gottlieb Kaeser à Kaesershaus à Leimiswil (Comune), 1868». Unter diesem Titel folgen sich die Eintragungen wieder in deutscher Kurrentschrift. Aufgezeichnet wurden eingangs unterschiedliche Rezepturen, so «Ein Mittel gegen stichgiftige Insekten», eines «Gegen Ungeziefer», ein weiteres «Gegen Unkraut, mehrere Jahre wirkend», ferner ein «Mittel gegen Sommerflecken» sowie eine «Anleitung zum Auffinden von Wasserquellen». Auf die Rezepturen folgt die Beschreibung des Baumwärterkurses, den Gottlieb Käser vom 7. bis zum 23. April 1868 auf der Oschwand absolvierte. Daran schliessen



Die Aufzeichnungen über seine Welschlandzeit (1866/67) leitet der siebzehnjährige Gottlieb Käser mit «Théophile» Käser ein.

sich die hier veröffentlichten Aufzeichnungen zur Scharfschützenrekrutenschule und zur Grenzwache an. Diese sind keine eigentlichen Tagebuchnotizen, sondern wurden während der Rekrutenschule und während des Feldzugs etappenweise und aufsatzmässig niedergeschrieben. Dies jedenfalls legt das abschnittweise leicht variierende Schriftbild nahe. Über die Entstehung der Aufzeichnungen selbst hat sich Käser nicht geäussert.
Gottlieb Käsers Aufzeichnungen wurden buchstabentreu transkribiert. Um der besseren Lesbarkeit willen wurden Anpassungen an die heutige Rechtschreibung vorgenommen. So wird «th» durchwegs zu «t» vereinfacht (z.B. Wirth = Wirt) und ß als ss (z.B. Fuß = Fuss) wiedergegeben. Korrigiert und beim ersten Auftreten mit Fussnote versehen wurden Eigenheiten in Gottliebs Rechtschreibung, wie z.B. Quatier oder Quadier für Quartier. Belassen wurden die der französischen Militärsprache entnom-

menen Begriffe in der damaligen Schreibweise, z.B. Compagnie anstatt Kompanie. Zur leichteren Verständlichkeit sind ausgelassene Wörter in eckiger Klammer beigefügt. Ebenfalls der besseren Lesbarkeit zuliebe wurde die heutige Satzzeichengebung angewendet. An dieser Stelle danke ich Frau Dr. Anne Marie Dubler, Bern, für ihre aufmerksame und sachkundige Hilfe.

Der Autor der Aufzeichnungen

Gottlieb Käser kam am 3. Juni 1849 in Käsershaus in der Oberaargauer Gemeinde Leimiswil als jüngstes von sieben Kindern des Landwirts und Grossrats Samuel Käser und der Anna Maria Jost von Wynigen zur Welt und starb da als Inhaber des Grosshofes am 8. Januar 1907. Das Bauerngeschlecht der Käser, das dem Hof einst den Namen gab, sass ursprünglich auf dem Hof Oberurwil; dieser ist jedoch bereits vom 16. Jahrhundert an auch als Käsershaus urkundlich bezeugt. Als im Lauf des 16. Jahrhunderts nachgeborene Söhne mit Höfen ausgestattet werden mussten, wurde zum einen vom Hof Oberurwil/Käsershaus aus in der Nähe weiter gerodet und neues Bauernland erschlossen, zum andern wurden angrenzende Höfe erworben oder erheiratet und zum Dritten teilte man den Hof Käsershaus verschiedentlich unter Söhnen auf. Unter Gottliebs Vater Samuel Käser kamen erbbedingt vorher getrennt bewirtschaftete Höfe wieder zusammen. Solchermassen gebot Samuel und nach ihm auch Gottlieb über einen Grosshof von etwas über 100 Hektaren, der damals die Höfe Käsershausgasse und Buchihof sowie die heutigen Höfe Käsershaus umfasste. Zum damals vereinigten Hofstattbezirk von Käsershaus zählten fünf Bauernhäuser samt Ökonomie und ein Wohnstock, umgeben von Nebengebäuden wie Hofkäserei, Speicher, Holzhaus, Ofenhaus und separater Garnbauche. Die Überlieferung weiss zu berichten, dass zu jener Zeit dank der vielen Bauernhäuser keine der Bäuerinnen gezwungen war, sich mit ihrer Schwiegertochter in die gleiche Haushaltung teilen zu müssen.

Gottlieb wuchs in Käsershaus auf, besuchte die Primarschule Leimiswil und anschliessend die Sekundarschule in Kleindietwil. Im Jahr seines Schulabschlusses, 1865, wurde während einer Gewitternacht eines von drei nahe beieinander stehenden Bauernhäusern von Käsershaus vom Blitz getroffen und ein Raub der Flammen. Es war das Haus, das die

Gottlieb Käser und seine vier Kinder aus erster Ehe. Von links: Marie Rosa (1875–1940), Samuel Gottlieb (1877–1937), Elisa Frieda (1882–1961), Gottlieb Käser (seit 1888 verwitwet), Rosa Elise (1879–1936). Foto Does, Solothurn (1889)

Eltern Samuel Käser mit Jung-Gottlieb vorübergehend bewohnt hatten. Beim Wiederaufbau und beim Herrichten des Hauses scheint sich Gottlieb kenntnisreich und mit praktischem Sinn tatkräftig eingesetzt zu haben. Wie es über Generationen unter Bauernsöhnen der Brauch war, zog Gottlieb im Jahr darauf ins Welschland zur Erlernung der französischen Sprache. Zurück in Leimiswil begann die Ausbildung zum Landwirt. Dazu gehörten unter anderem der Baumwärterkurs auf der Oschwand und der Besuch eines der ersten landwirtschaftlichen Winterkurse in Burgdorf anfangs der siebziger Jahre. Gottlieb war sein Leben lang bestrebt, sich neben seiner praktischen Tätigkeit die wissenschaftlichen und volkswirtschaftlichen Neuerungen in der Landwirtschaft zu eigen zu machen. Unter seiner Regie entstand zum Beispiel das geschickt angelegte und bis heute gut unterhaltene Entwässerungssystem mit Tonröhrensickerleitungen durch Felder und Matten. Chäsershus-Gottlieb, wie man ihn in der Gemeinde nannte, nahm regen Anteil am öffentlichen Leben. Viele Jahre lang war er Mitglied des Gemeinderates, davon während zwölf Jahren Gemeindepräsident, und zwanzig Jahre lang Mitglied der Sekundarschulkommission. Das Schulwesen lag ihm am Herzen, weshalb die Lehrerschaft in ihm stets einen praktischen Berater und eine Stütze fand. Er war ein engagierter Schütze, der in der Schützengesellschaft und an zahlreichen Schützenfesten mitwirkte und aus seiner patriotischen Haltung kein Hehl machte.

Persönliches über Gottlieb Käser erfahren wir aus der Trauerrede, die Pfarrer Albert Schädelin an der Trauerfeier im damals neuen Leimiswiler Schulhäuschen neben dem 1886 eingerichteten Friedhof hielt. Nach Schädelin war Gottlieb ein freundlicher und gemütvoller, zugleich ein ernster Mensch. Er war besonnen und mit Gerechtigkeitssinn und Weitblick ausgestattet. Zeit seines Lebens war er mit Leib und Seele Bauer. Ein Zeitgenosse beschrieb ihn, wie er beim Aussäen der Saat mit Inbrunst, Ehrfurcht und Würde, geradezu feierlich über die Äcker schritt und die moderne Sämaschine ungenutzt stehen liess. Seinen Dienstleuten und den zahlreichen Taglöhnern sei er wie ein Freund und Vater gewesen. Auch kein Bettler hätte mit leeren Händen oder leerem Magen weiterziehen müssen, wenn er in Käsershaus um eine Gabe anhielt. In seiner Rede bezeichnete Pfarrer Schädelin Gottliebs Wirken als einen Segen für seine Familie und für die ganze Gemeinde.

Gottlieb Käser muss ein eher stiller Mensch gewesen sein, der sich –

gleichwohl erzählfreudig – gerne schriftlich ausdrückte. Dies tat er bereits in jungen Jahren im hier auszugsweise wiedergegebenen Kalender und ausgiebig in einer Reihe von Tagebüchern, in denen er, minutiös berichtend, der Nachwelt einen Einblick in den Tagesablauf seines grossen Bauerngehöfts und in die Arbeitsvielfalt eines Grossbauern hinterliess, nämlich mit Ackerbau, Obstbau und Waldwirtschaft, mit Milch- und Viehwirtschaft und der hofeigenen Käserei. Mit Eifer war er bei der Sache, mit Wissbegier und Lebensfreude nahm er Eindrücke und Erlebnisse in ihrer Bedeutung wahr und verzeichnete sie zwar trocken, doch auch mit Humor.

Gottlieb Käser wurde von persönlichen Schicksalsschlägen nicht verschont. Im Juni 1888 starb seine Frau Anna Maria Leuenberger an einer «schleichenden Krankheit». Sie hinterliess ihm vier unmündige Kinder, von denen das jüngste bloss vierjährig war. Im Mai 1893 heiratete Gottlieb die Witwe Margaritha Furrer, geborene Grossenbacher, eine Schwester der Ehefrau von Regierungsrat Alfred Scheurer. Margaritha gebar ihm den Sohn Johannes. Dieser Hans Käser wurde nicht Landwirt, sondern studierte und arbeitete später als Ingenieur im Eisenwerk Klus in Balsthal. Er ist der Autor des Aufsatzes «Käsershaus vor 100 Jahren», erschienen im Jahrbuch des Oberaargaus 1993.

Der geschichtliche Hintergrund der Aufzeichnungen

In der Auseinandersetzung zwischen Frankreich und Preussen um die Thronfolge in Spanien erklärte Frankreich am 19. Juli 1870 Preussen den Krieg; es musste ihn schliesslich gegen ganz Deutschland führen. Vorsorglich schon am 16. Juli erklärte die Bundesversammlung die Schweiz als neutral und erteilte der Landesregierung Vollmachten. Diese untersagte Waffenlieferungen an Kriegführende und bot 37 000 Mann auf zur Sicherung der Grenzübergänge von Schaffhausen bis zum Pruntruterzipfel, da man den Einbruch der Franzosen im Jura und ihr Vorrücken über Schweizer Gebiet in Richtung Süddeutschland befürchtete. Als Frankreichs Kriegserklärung an Preussen am 19. Juli vorlag, wurde Hans Herzog zum Oberbefehlshaber und am Tag darauf Rudolf Paravicini zum Chef des Generalstabs gewählt. Der befürchtete Einbruch der Franzosen fand indes nicht statt. Im Gegenteil entfernte sich mit dem Rückzug der französischen Ar-

meen der Kriegsschauplatz von der Schweizer Grenze weg, sodass ab dem 18. August die aufgebotenen Truppen entlassen wurden.
Es war die erste eidgenössische Grenzbesetzung im Deutsch-Französischen Krieg, die Gottlieb Käser erlebte und in seinem Kalender beschrieb. Nicht bekannt ist, ob Gottlieb Käser an der zweiten Grenzbesetzung im Jura vom Dezember 1870 beteiligt war, in deren Gefolge der Grenzübertritt der französischen Bourbaki-Armee in Les Verrières stattfand.
Gottlieb Käser erweist sich in seinen Aufzeichnungen als intelligenter, wacher Beobachter. Bei der Grenzbesetzung lernte er die wichtigsten Kommandanten des eidgenössischen Heeres – General Hans Herzog, Oberinstruktor Jakob von Salis und Oberst-Inspektor Johannes Isler, beide Kommandanten der eidgenössischen Scharfschützen – persönlich kennen. Er erlebte als Scharfschütze und damit als Angehöriger einer Spezialwaffengattung die Grenzbesetzung bei den eidgenössischen Truppen, anders etwa als die Infanteristen, die zu den kantonalen Truppenteilen gehörten. Als angehender Scharfschütze absolvierte er daher auch die eidgenössische Rekrutenschule in Luzern zusammen mit Scharfschützen-Rekruten aus neun anderen Kantonen. Er bezog vom Bund eine neue Scharfschützenuniform und ein amerikanisches Peabody-Gewehr, die damals beste Waffe. Noch musste er aber aus eigenen Mitteln an die Uniform zahlen und für den Tornister ganz aufkommen. Das waren Reste der bis dahin üblichen Selbstbewaffnung des Soldaten. Gottlieb Käser erlebte damit den Übergang vom alten kantonalen zum neuen eidgenössischen Militärwesen mit seiner verstärkten, aber noch nicht vollständigen Zentralisation des Beschaffungswesens.
Wach beobachtet hat der junge Soldat Käser auch die Bevölkerung. So beschrieb er die Haltung der Delsberger Bevölkerung gegenüber den eidgenössischen Truppen als unfreundlich und ablehnend, was Jahrzehnte später im Ersten und Zweiten Weltkrieg von den damaligen Grenzwachtruppen ebenfalls zu hören war. Dagegen erwies sich die Bevölkerung der kleinen Grenzdörfer gegenüber den Soldaten als freundlich und dankbar für den Schutz.
In Gottlieb Käsers junge Jahre fielen die Anfänge des Eisenbahnzeitalters. Die Eisenbahnlinie verband ab 1857 die Oberaargauer Orte Langenthal, Herzogenbuchsee, Riedtwil und Wynigen mit Bern. Aber welches Verkehrsmittel verband damals Käsershaus mit diesen Bahnstationen? Man erzählt sich noch heute, dass Gottliebs Vater, Grossrat Samuel Käser, den

Weg zu den Grossratssitzungen nach Bern von Käsershaus aus zu Fuss zurückgelegt hatte. Als dann die Dampfeisenbahn 1857 den Betrieb aufnahm, wanderte Grossrat Samuel zum Bahnhof Riedtwil und wartete hier auf das Erscheinen der viel gepriesenen Bahn. Weil eine solche weit und breit nicht zu sehen war, wurde ihm die Sache zu ungewiss; so wanderte er erst einmal in Richtung Bern zu Fuss weiter. Ungefähr auf der Höhe von Zollikofen habe ihn dann die Bahn schnaubend und pfeifend überholt. Gottlieb Käser beschreibt eindrücklich die langen Fussmärsche bei der Verlegung an die französische Grenze, weil es einen Zug noch nicht gab. Die jurassischen Eisenbahnlinien zwischen Biel und Delsberg entstanden erst zwischen 1873 und 1877. Bei ihrer Heimkehr aber benützten die Grenzwachttruppen ab Solothurn die Bahn auf der Linie Biel–Burgdorf via Herzogenbuchsee bis zum Nachtlager in Wynigen.
Vom Teilhaben am Umbruch zur modernen Schweiz künden nicht nur die hier publizierten Aufzeichnungen, sondern auch die Tagebücher, in denen Gottlieb Käser über seinen Landbesitz Rechenschaft ablegt und dabei die einzelnen Matt- und Ackerstücke teils noch in Schweizer Massen – nämlich in Quadratfuss – verzeichnete, die ab 1838 bis zur Einführung des metrischen Systems 1877 gegolten hatten.

1. Scharfschützen-Rekrutenschule in Luzern vom 12. Juni bis 16. Juli 1870

Vorkurs in Bern vom 3. bis 11. Juni 1870
Den 3ten Juni rückten die als Scharfschützen-Rekruten eingeschriebenen Mannschaften des Canton Bern in der Stadt Bern ein. Darunter war auch ich. Selbentags wurden wir noch auf den Wyler[1] geführt, wo wir unsere Kunst im Schiessen zeigen mussten. Dies dauerte auch noch den nächsten Tag. Am Abend des 4. Juni wurde denjenigen, die nicht als tüchtig genug erfunden wurden, angezeigt, dass sie nicht angenommen werden können und sich morgens nach Hause begeben [sollen]. Das war traurig für diejenigen; aber wir, die Angenommnen, waren freudevoll und konnten uns am süssen Saft der Reben nicht genug erlaben, und nachts in der Caserne war von Ruhe keine Rede. Und schon morgens um 3 Uhr waren wir auf der Schanze und spazierten hin und her, und Gedanken von gefeierten, vielgenannten Schützen und Kriegshelden durchzuckten unser

Gehirn, bis das Zeichen zum Frühstück geblasen wurde. Nach dem Frühstück mussten wir antreten und wurden in die neue Caserne geführt, wo wir uns alsbald der Civilkleider entledigen mussten und ganz nagelneue Scharfschützenuniformen dafür empfingen. Wenn schon ein wenig an unsere Börsen geklopft wurde – das machte nichts, die Freude überwog alles. Bis zur Mittagszeit erhielten wir die erste Theorie über den Wachtdienst. Nachmittag wurde scharf exerziert auf der Schützenmatte.
Das Exerzieren wurde nun alle Tage fortgeführt. Am 6ten Juni exerzierten wir aber noch ohne Gewehr. Den 7ten Juni erhielten wir, in den Zeughaushof geführt, das Lederzeug (Cänture[2], Patronentasche und Gamelle) und den Stutzer (Peabody[3] Gewehr). [Es] wurde schon wieder an [unsere] Börse geklopft: den Haversack[4] musste sich jeder selbst anschaffen; die Effekten, die darin gehörten, erhielt man beim Kleiderfassen, d.h., dasjenige, das man nicht selbst besitzte [!].
Am 8. bis 12ten Juni wurde uns die Soldatenschule oberflächlich eingepaukt. Am Morgen vor dem Frühstück gab's jedesmal Theorie über den Wachtdienst. Die acht Tage in Bern wurden lustige, kurzweilige Tage; von Strenge war fast keine Rede. Wir bekamen noch wenig Begriff von der Disziplin.

[Rekrutenschule in Luzern]
Sonntag, den 12. Juni morgens, verliessen wir Bern per Eisenbahn und kamen um 2 Uhr in Luzern an, wo wir die eidgenössische Rekrutenschule passieren mussten, die bis zum 16. Juli dauerte. Es kamen noch Scharfschützen-Rekruten ausser dem Canton Bern von folgenden Cantonen: Solothurn, Baselland, Aargau, Luzern, Zug, Nid- und Obwalden und Uri, also von neun Cantonen.
In Luzern wurden wir in Compagnien[5] eingeteilt, jede Compagnie zählte bei 120 Mann, die 1. Compagnie bildeten wir Berner, die 2te Compagnie Luzerner und Berner (20 Mann), die 3te Aargauer und Basselländer und Solothurner, die 4te Compagnie Uri, Unterwalden, Zug. Unsere Compagnie kam in den zweiten Boden = Boden I Sektion, Zimmer No. 10.
Wir erhielten Mayor Brunner vom Canton St. Gallen. Schulkommandant war Scharfschützen-Oberinstruktor Jakob von Salis[6], eidgenössischer Oberst. Die Casernen entsprachen unseren Wünschen, war[en] geräumig und hell und wurde[n] mit Gas beleuchtet, die Zimmer waren mit guten Betten ausgerüstet. Der Hof war gross, an der Reuss gelegen, so dass

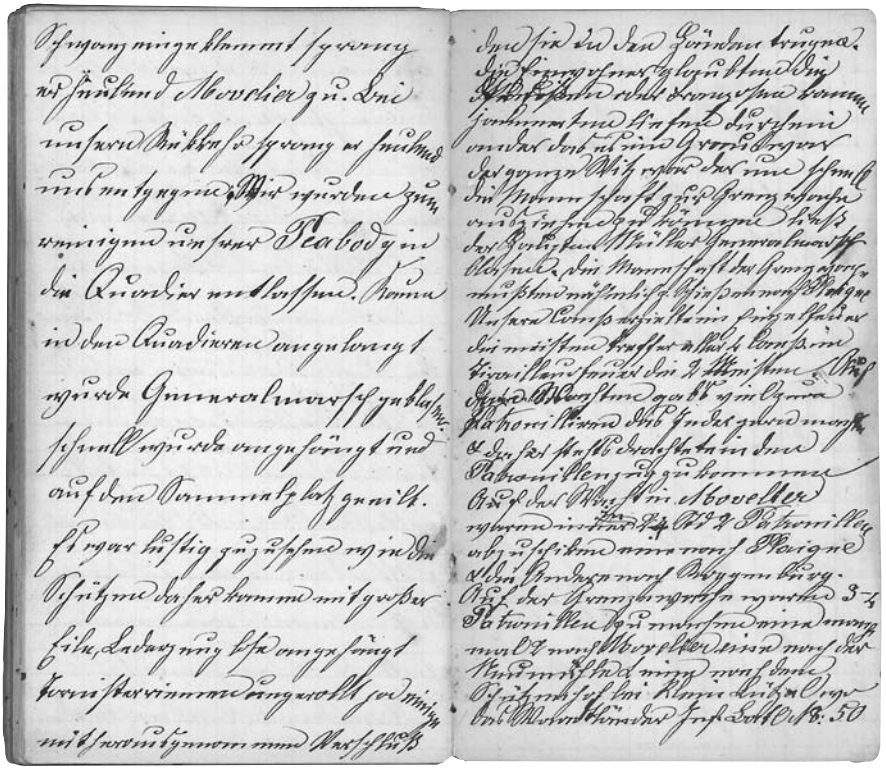
sämtliche Rekruten dort aufgestellt werden konnten. Vom Hof gingen zwei Treppen an die Reuss hinab. An der waren zwei flache Boote angekettet, auf denen man sich ganz füglich waschen konnte und auch Strümpfe. Gerade vis-à-vis war eine Waschanstalt, wo man die Hemder schnell waschen lassen konnte. Von 4 Uhr bis 10 Uhr hatten wir frei, ausgenommen unser zehn Mann oben ab der ersten Compagnie, die gerade auf die Wacht ziehen mussten, was nicht ganz nach unserem Geschmacke war, doch mit dem Trost, dass wir dann lange Zeit Ruhe haben werden davon und Zeit genug bekämen, die Stadt zu besehen.
Den andern Tag (13. [Juni]) musste alles ausrücken auf den Exerzierplatz, die Wache auch, die Unteroffiziere ausgenommen. Auf [dem] Exerzierplatz angelangt, der eine halbe Stunde von der Stadt gegen Horw liegt, mussten wir, jede Compagnie unter einem Instruktor stehend, exerzieren. Lernten die Soldatenschule, Compagnie- und Bataillons-Schule, eins nach dem andern kennen während den fünf Wochen. Jeder Rekrut hatte 250 Patronen (scharfe) zu verschiessen. Eine Compagnie nach der andern hatte Scheibenschiessen, anfangs ohne Sack, von 200 Schritt[7] Distanz bis auf 800 auf stehendes Ziel, auf bewegliches 300–400 Schritt. Nach dem musste mit Sack auf jede Distanz geschossen werden, und da ging's auf Prämie.
So zerrann die Zeit: Morgens 3½ Tag[wacht], nach 4 Uhr Turnen oder Theorie, von 4–6 Uhr Baden, nachher Frühstück. 6½ Ausrücken zum Exerzieren oder Schiessen (Zeigen), 10½ Uhr Einrücken, um sogleich zu essen, 11½ Wacht aufstellen, nachher Ausgehen (frei) bis 1½ bis 2 Uhr, dann wieder Ausrücken bis abends 6 Uhr, 6½ Uhr Ausgehen bis Abends 10 Uhr Zapfenstreich, 10½ Zimmerappell. Wer zu spät kam, konnte ins Cachot[8] spazieren. 10½ Uhr Licht auslöschen, da musste alles zur Ruh und stille verhalten.

[Feuersbrunst vom 6./7. Juli]
In der Nacht vom 6. auf den 7. Juli brach in der Stadt gerade oben der Casernen-Stallungen Feuer aus um 1 Uhr in der Nacht. Ich erwachte um selbe Zeit, hörte Läuten in der Stadt, was mir gar nichts Ausserordentliches war. Hingegen bemerkte ich, dass Strassenlaternen brannten, was ich um diese Zeit noch nie gesehen hatte, ferner hörte ich Leute in raschen Schritten vorbeimarschieren. Ich eilte ans Fenster, sah auf die Strasse hinab und sah Mannschaft vom Feuerwehrkorps im Eilschritte

nach der untern Stadt vorbeimarschieren. Ich bog mich noch mehr zum Fenster hinaus um zu beobachten, ob ich nichts von einer Feuersbrunst entdecken könnte, konnte aber nichts wahrnehmen. Da hörte ich, dass die Wachmannschaft sich sehr stark unterhielt, ich lauschte besser und hörte einen sagen: «Ha, in der Caserne ist noch kein Licht, es merkt noch niemand, dass es brennt!» Nun war ich meiner Sache gewiss. Ich machte sofort Lärm im Zimmer und rief: «Auf, auf, Buben, es brennt!» Potz Kreuzfahne, wie wirkten diese paar Worte, im Nu war alles auf den Beinen. «Wo, wo?» fragten alle. «Unten in der Stadt», gab ich zur Antwort. «Flink Licht gemacht, zündet den Kerzenstumpen an», herrschte der Zimmerchef [uns an], aber seinem Befehl war ich bereits zuvorgekommen. «Nun kleidet euch rasch an. So, wir werden wohl die ersten sein auf dem Platze», herrschte unser Chef [uns] weiter [an].

Ho! Was ist das? Die Trompeter blasen General[marsch]. Hinaus, hinaus! Und im Nu waren wir unten im Hof und stellten uns [in] Reih und Glied. Bevor ein Mann oder ein Offizier von den andern Compagnien im Hof unten war, so stunden wir und harrten auf weitere Befehle und hatten Musse, dem Treiben der andern zu[zu]sehn: Das war ein Laufen, Springen, Schreien nach allen Seiten, dass einem die Sinne fast vergingen. «Erste Compagnie!» rief plötzlich mit Stentorstimme unser Hauptmann Vögeli. «Holt die Waffen, aber flink!»

In zwei Minuten waren wir wieder unten und marschierten zum Tore hinaus der Stätte des Unglücks zu. Die erste Sektion musste Wache halten, bei der auch ich eingeteilt war. Die andern mussten zu den Spritzen und diese bedienen, was keine leichte Arbeit war, denn alle waren wir in Schweiss gebadet bei der Rückkehr. Bei einer Stunde ungefähr waren wir auf der Stätte, und der Brand war schon so bewältigt, dass die nächsten Häuser so viel als ausser Gefahr waren. Da sah ich ein[en] Hauptmann der Feuerwehr, Cigarren rauchen, nicht weit vom Oberst von Salis stehen, der rief: «Warum stehen da die Schützen, währenddem hier Spritzen sind, die gar keine Bedienungsmannschaft haben?» Die dazugehörende Löschmannschaft stund nicht weit davon ganz müssig und schaute zu. Wie er dies gesagt, schlug ihm der Oberst die Cigarre aus dem Mund und sagte: «Für was hat die Stadt ein Feuerwehrkorps? Und glauben Sie, dass Rekruten da sind, Sie allfällig zu ersetzen?» Und «in die Kasernen, Marsch!» commandierte er. «Bravo, Oberst Salis lebe hoch!» und [wir] zogen sofort von der Stätte ab in die Kasernen.



Gottlieb Käser schreibt in deutscher Kurrentschrift. Übersichtlich geschriebene Abschnitte wechseln mit klein und eng gehaltenen Seiten.

[Manöver bei der Hohlen Gasse]

Morgens, den 7ten Juli 5 Uhr, zogen sämtliche vier Compagnien durch die Stadt in der Richtung nach Meggen und Küssnacht, einen dreitägigen Ausmarsch zu machen. Unsere Compagnie wurde vorgeschickt und nahm auf dem Berg, der zwischen Luzern und Meggen sich hinzieht, Position und erwarteten die übrigen. Als diese auf 1000 Schritt Distanz angelangt waren, eröffnete die erste Sektion, die als Tirailleur[9] etwas vorgeschickt und hinter einem Hag gut versteckt lagen, das Feuer gegen den anrückenden Feind, der sofort seine ganze Macht gegen uns entfaltete, mit einem mörderischen Feuer antwortete und gegen uns vorrückte. Der linke Flügel war bald bedroht, umgangen zu werden, was zur Folge

hatte, dass wir uns schnell zurückzogen, frisch Position fassten. Aber all unsere Tapferkeit und Eifer, die wir dabei zeigten, nützten wenig, wir mussten immer zurück. So von Position zu Position gedrängt, gelangten wir im Dorfe Meggen an, sammelten uns schnell und zogen uns durch das Dorf auf der Strasse nach Küssnacht zurück, die Unmöglichkeit einsehend, uns hier länger gegen diese Übermacht zu verteidigen.
In Küssnacht langten wir 10½ Uhr an. Da gab's eine Stunde Halt. Hatten Zeit, einige Erfrischungen zu uns zu nehmen. Um 11½ [Uhr] war Abmarsch nach der berühmten Hohlen Gasse, denn die übrigen waren auch schon in's Dorf eingerückt. Bei der Kapelle, wo Tell den Gessler erschoss, nahm die erste Sektion Stellung, die 2te rechts von uns auf dem Höhenzug, die 3te und 4te links von uns ob der Hohlen Gasse durch. Wir hielten uns gut versteckt und warteten der Dinge ab, die da kommen sollten. An jedem konnte man lesen, dass er freudig bereit sei, diese jedem Schweizer geheiligte Stätte, wo Tell der Zwingherrschaft ein End setzte, mit Mut und aller Kraft zu verteidigen und nicht von der Stelle zu weichen und den Feind um keinen Preis durchzulassen.
Lange brauchten wir nicht zu warten, der Feind erschien, marschierte ruhig durch die Strasse. Wir verhielten uns mäuschenstill, dass er ja nichts von [uns] merke. Doch was war das? Die zwei ersten Compagnien bogen links und rechts ab, breiteten sich 100 Schritt vor den übrigen, die durch die Strasse vordrang[en], in Tirailleurkette[10] aus.
Ja, ja, für euch links und rechts ist schon gesorgt, ihr werdet sogleich empfangen werden. Und richtig, sogleich eröffneten unsere beiden Flügel ein kräftiges Feuer gegen die der feindlichen. Jetzt glaubte das feindliche Centrum, der Augenblick des Handelns sei auch für sie gekommen, und drangen [im] Sturmschritt nach der Hohlen Gasse vor, um sich so zwischen uns hineinzuwerfen. Aber das hiess die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Wir verhielten uns ruhig in unserem Versteck, bis sie in der Hohlen Gasse eingedrungen waren. Nun war auch der Augenblick für uns gekommen, rasch stellten wir uns in der Gasse auf und feuerten ebenso schnell vier Salven ab. Nun glaubten wir schon, bereits gewonnene Sache zu haben. Aber oh weh! «Zurück! Zurück!» hiess es, «oder wir sind gefangen!» Und rückwärts ging's, so schnell uns unsere Füsse tragen konnten hinter einige Häuser, die der Feind noch nicht in Besitz hatte, von wo wir sogleich zu feuern begannen.
Der Feind hatte nämlich unser[en] rechten Flügel zurückgedrängt, und

eine Abteilung hatte sich zwischen uns hier und dem rechten Flügel hineingedrängt und war uns schon bereits im Rücken. Durch diese Bewegung war auch der linke Flügel genötigt, sich zurückzuziehen. Und was wir glaubten, nicht verlieren zu müssen, war nun im Besitz des Feindes, nämlich unsere erste Stellung. Die zweite Stellung, die wir nahmen, so bald wir uns vereinigt hatten, war nicht geeignet, uns lange Schutz zu gewähren, denn wir waren zu fest dem feindlichen Feuer ausgesetzt und mussten uns bald gänzlich zurückziehen und dem Feinde den Platz räumen, was uns sehr verdriesslich stimmte.
Der Rückzug ging nicht recht vonstatten, die Sonne drängte sengend auf uns herab und die schon müden Glieder erschlafften müde. Niedergeschlagen, vom Feinde verfolgt, gelangten [wir] um 5 Uhr abends an unserm Bestimmungsorte, in Arth, einem Flecken im Kanton Schwyz, am Zugersee gelegen, an.

[Wache stehen]
Das Schulhaus wurde uns zum Nachtquartier angewiesen und auch unseren verd… Feinden, die uns nachgekommen waren und mit uns ins Dorf eingezogen waren. Das konnte mir's langsam, und ich beschloss, mich freiwillig auf die Wache zu melden. Ich wusste, dass es noch einmal an mich kommen würde in Luzern. Gesagt, getan. Ich kam vors Gewehr und musste von 6–8, von 10–12, von 2–4 Uhr stehen. Um 4 Uhr zog die Wache auf in ein Gebäude nah am See. Ich hatte zwei Stunden Zeit und beschloss zu baden. Ich ging zum See hinab, zog mich aus, kühlte mich mit Wasser ab, lief in den See hinaus. Ich fühlte, wie sich meine müden Glieder in den kühlenden Fluten erfrischten und erholten. Ich schaute den andern zu, wie sie sich hineinwarfen in die Fluten und mit gewaltigen Armen die Wogen zerteilten und weit in den See hinausschwammen. Ich glaubte, auch ein wenig Schwimmer zu sein. Als Schulbube konnte ich gut schwimmen und konnte's lange aushalten, hatte mich seither aber wenig geübt, glaubte, es aber immer noch gleich zu können. Nun ich fing an zu arbeiten und war bald ziemlich weit im See aussen. Ich fühlte mich auf einmal sehr ermüdet und wusste nicht, wie weit draussen ich war, glaubte, noch Boden finden zu können, ohne unter Wasser zu kommen, wollte ein wenig ausruhen. Aber oh weh! Ich konnte keinen Boden finden und versank immer tiefer. Trotz allen Anstrengungen konnte ich mich doch nicht sogleich ans Tageslicht hinauf befördern.

Endlich gelang es mir, es war auch Zeit, hatte aber noch kein Wasser verschluckt.
Natürlich schwamm ich jetzt aus Leibeskräften dem Lande zu und sah nun erst, wie weit ich davon entfernt war, doch näherte ich [mich] ihm zusehends. Die Furcht, ertrinken zu müssen, verlieh mir neue Kräfte. Ich erreichte bald meine Kameraden, die im Wasser stunden. Nun wagte ich auch wieder abzustehen und lief ans Land, kleidete mich an und lief dem Dorf zu, ohne auf die Kameraden zu achten, die mir zuriefen, doch zu warten, trat in die erste Wirtschaft ein, befahl einen Schoppen und etwas zum Beissen, verzehrte das, ging auf die Wache zurück und trat meinen Posten an und stund bis 8 Uhr. Als ich abgelöst [wurde], ging ich ins Lokal, streckte mich aus aufs Stroh und fing an zu plaudern mit den andern. [Wir] erzählten einander, was sich durch den Tag Lächerliches zugetragen. So zerrann die Zeit, und ich musste wieder auf meinen Posten.
Ich war nicht lange gestanden oder vielmehr gesessen, als mich dringende Umstände nötigten abzutreten. Und ersuchte einen, der gerade aus dem Lokal heraustrat, ob er nicht einen Augenblick für mich [Wache] stehen wolle. So und so, er willigte ein, ich trat ab, verrichtete meine Sache, kleidete mich eben an, da ging ein Schuss los, und [zwar] unmittelbar auf der Wache und wahrscheinlich aus meinem Gewehr. Ich eilte dummerweise schnell auf den Posten. Und richtig – dä Kerl het dä Schuss ou usaglahn gha. «Dumma Donner, was machst du iza?» Er: «Warum hescht du's Gwehr g'lata g'han?» Ich: «Das ist nit wohr, und übrigens wärs di nüt agange! Ich ha der s'Gwehr nit gäh zum Schiessä, und cha nit gloube, das es gladen gsi sig, du hest denk no glade!» Diesem Gespräch, dem bald Tätlichkeiten gefolgt wären, machte der Postenchef, ein Luzerner Offizier, ein Ende, in dem er uns notierte und uns einen tüchtigen Rüffel gab.
Dieser [der geschossen hatte] machte sich sofort ins Lokal (Wittwer von Oberland), auch der Chef ging, und ich war wieder allein, grollte und dachte mir schon, dass das mit Strafwacht oder einem 24 Pfünder[11] endigen werde. Wurde durstig, trank Wasser, wurde immer durstiger, trank immer mehr Wasser. Da – ja, was muss das geben, wo will das am Ende noch hinaus? Obenaus! Äh! Äh! Äh! Da haben wir's, dacht ich und setzte mich[12]. Ich musste noch ob all dem Spe[k]takel lachen und dachte, wenn's auch jetzt ein Ende hat. Und so war's! Ich wurde wieder abgelöst und

schlief bis am Morgen um 3 Uhr, stund auf, löste ab. Um 4 Uhr war ich reisefertig, frühstückte.

[Manöver im Raum Rossberg–Steinen–Schwyz–Muotatal]
Um 5 Uhr marschierten wir ab. [Die] 1. Compagnie, 1. Sektion bildete die Arrièregarde[13]. Jetzt wurden die andern vorgeschickt in der Richtung nach Goldau, wo sie uns bald in dem ungeheuern Schutthaufen des Bergsturzes vom Rossberg[14], der sich links von uns erhob (und rechts die Rigi), gänzlich verschwanden. Nun hiess es, sie aufsuchen und aus diesem Chaos hinaus zu jagen, was sicher keine leichte Aufgabe war (uns war die halbe 3te Compagnie noch zugeteilt). Unsere Vorposten trafen bald mit denen des Feindes zusammen und eröffneten das Feuer, warfen sich nach kurzem, kräftigem Widerstand zurück. Die Hauptmacht drang jetzt wohl vor, griff die des Feindes an, der aus gutem Versteck die Angreifer empfing. Nun kommen wir nach; gab [einen] Halt: Wir stiegen auf einen mächtigen Felsblock neben der Strasse, von der aus man das ganze Gefecht überblickte. Welch Anblick! Welch Geknatter. Nichts als Felsblöcke von allen Grössen übereinander getürmt. Vom Feinde sah man wenig, der Rauch der Schüsse verriet sie. Neben, hinter und auf den Felsblöcken konnte man die Köpfe sehen und nicht mehr. Nach dem Schuss da rückten die unsrigen immer mehr vor, obschon das Terrain sehr schwierig war zu übersteigen, was nicht ohne Beulen und Risse an Kleidern und Haut ablief. Hin und wieder sah man einen ab einem Felsblock hinunter purzeln, die, unten angekommen, noch tüchtig ausgelacht wurden. Nun hiess es wieder «Vorwärts!», und der Feind zog sich zurück. Das gab den unsern Mut und drangen immer vor, bis endlich der Feind zu feuern aufhörte und sich gen Steinen zurückzog. Wir folgten nach.
Um 10 Uhr erreichten wir Steinen, berühmt durch Werner Stauffacher und seine Frau. Es gab einen Stundenhalt. Während dieser Zeit war der Feind vorangegangen, wohin, das sollten wir erfahren. Als wir das Dorf verlassen [hatten], sahen wir unsere Compagnie, die bei der Kapelle, wo Stauffachers Haus gestanden haben soll, halten. Die Musik spielte «Rufst du mein Vaterland», und wir sangen mit aus Leibeskräften. Von da ging's links den Berg hinauf gegen ein Hotel, das den Namen «Die Burg» trägt und an der Strasse von Schwyz nach Einsiedeln liegt. Warum jetzt da hinauf bei dieser Hitze und nicht gerade fort? Das ist aber Quälerei, die doch nichts nützt. Die Compagnie hatte ungefähr den halben Weg zu-

rückgelegt, als sie – ihr und uns unerwartet – vom Hotel aus mit einer Salve begrüsst wurde, der bald noch mehrere folgten. Unsere Compagnie liess sich nicht abschrecken, entfaltete sich in Tirailleurkette und drang unaufhaltsam den steilen Berg hinan, vertrieb den Feind aus seiner Position, verfolgte ihn in der Richtung nach Schwyz zu. Wir kamen an einem ohnmächtig daliegenden Trompeter vorbei, dem wir Gepäck und Trompete abnahmen und ihn dem uns begleitenden G'fratter[15] überliessen. Endlich, von Schweiss triefend, erreichten wir das Hotel, durften aber nichts haben. Doch, ich irre mich, der Feind hatte vier Tornister im Stiche gelassen, die wir ihm nachtragen mussten: «Die donnersch d…!»

Um 2 Uhr erreichten auch wir den schönen Flecken Schwyz, wo wir sehr gastlich empfangen wurden. Im Zeughaus oder Kaserne, was es sein sollte, wurden wir untergebracht im zweiten und dritten Boden. Etwas gefiel uns nicht: Auf dem Boden war Stroh, auf dem wir lagen, die Fenster vergittert, die Treppe, die hinunter führte, so schmal, dass nur ein Mann nach dem andern hinunter konnte. Sollte Feuer ausbrechen, so konnten unmöglich alle gerettet werden. Dem wurde so viel [als] möglich vorgebeugt, dass keiner rauchen durfte. Es unterliess [dies] jeder gern; man sah keinen rauchen. Und wurde aus Freiwilligen die ganze Nacht Wache gehalten. Die Nacht lief ohne Unfall ab.

Samstag morgens um 4½ [Uhr] brachen wir wieder auf. Wir folgten der Strasse und gelangten ins Muotatal. Die andere Compagnie musste links über den Berg ziehen. Die Strasse zieht sich auf der rechten Seite des Tales hin, aber so, wie wir marschierten, war's die linke Seite, denn zur rechten brauste und tobte in schauerlicher Tiefe die wilde Muota, links himmelhohe Felswände, die [an] vielen Orten so weit über die Muota hinaus ragten, dass mittels des Sprengstoffs Raum für die Strasse gewonnen werden musste. Wir waren ungefähr vom Eingang ins Tal weg eine Stunde der Strasse taleinwärts gefolgt, als wir zu einer Brücke kamen, die über die Muota führt. Diese Brücke ist bekannt durch ein Gefecht[16], das sich hier Russen und Franzosen lieferten.

Bei dieser Brücke gab's Halt. Das erste Peloton[17] passierte die Brücke, schwenkte links ab und verteilte sich hinter die herabgerollten Felsblöcke, so dass man bald keinen mehr sehen konnte.

Das zweite Peloton blieb noch auf dieser Seite der Brücke. Und so erwarteten wir den Feind, der über den Berg steigen und gegen uns herab kommen musste. Die vierte Sektion war bei 600 Schritt gegen den Feind

vorgeschoben und lag nicht weit von der Strasse gut versteckt, um die feindliche Wehrhut überraschen zu können, was auch ausserordentlich gut gelang, so dass sie wahrscheinlich Reissaus genommen haben würden, wenn nicht sofort die Hauptmacht vorgedrungen wäre. Natürlich zogen sich jetzt die unsern zurück. Und nun kamen sie auch in unseren Bereich, feuerten so schnell, so dass wir vor dem Rauch bald keinen Feind mehr sahen. Dieser, der uns ohnedies nichts anhaben konnte, benützte diese Gelegenheit. [So stiegen?] schnell die Urner und Unterwaldner, schwindelfreie Kerls, schon an der entgegengesetzten Bergseite durch ein Felsband hindurch, von wo aus sie uns hinter den Steinen erblickten und auf uns zu feuern anfingen.
Wir mussten die Stelle verlassen, denn wir konnten ihm [dem Feind] dort oben nichts anhaben, zogen uns hinter einen Hag, wo wir uns seinen Blicken entziehen konnten. Sie erkannten bald, dass es unnütz sei, noch mehr zu feuern, folgten dem Band noch mehr links, kamen zu einem Wald und liessen sich durch den hinab und hätten dem zweiten Peloton bald den Rückzug abgeschnitten. Dies gewahrten sie noch zur rechten Zeit und zogen sich auf die Brücke zurück, die verbarrikadiert wurde. Der Feind drängte von allen Seiten nach der Brücke vor. Wir sammelten uns hinter derselben und empfingen sie mit furchtbarem Salvenfeuer. Doch am End mussten wir uns zurückziehen und schlossen Frieden.
Von da zogen wir links über den Berg nach Axenstein, wo's Halt gab und wir auch einige Erfrischungen einnehmen durften. Der Axenstein ist ein sehr nett gelegenes Hotel, hoch gelegen, gerade über dem Vierwaldstättersee-Arm von Uri. Rechts unten erblickten wir Brunnen. Von da stiegen wir auf die Axenstrasse hinab und folgten dieser bis nach Brunnen, wo wir eine Stunde Halt bekamen und uns 'was zum Beissen verschafften.
Um drei Uhr kam das Dampfschiff («St. Gotthard») und nahm uns an Bord, führte uns den See hinauf nach dem Grütli[18], wo wir ausstiegen und diese Stätte, auf der der Schweizerbund 1308[19] geschlossen wurde, betraten. Ein Schwyzer Offizier, der uns begleitete, hielt eine sehr schöne Rede über dies, was sich hier ereignete, das jedem Schweizer bekannt ist. Oberst Jakob von Salis hielt eine ergreifende Rede an uns. Schade, dass ich sie nicht besser hören konnte. Kein Auge blieb tränenleer. Am Schlusse feuerten wir drei Salven ab und verliessen das Grütli. Tausend Gefühle durchwogten die Brust des jungen Kriegers. Das Schiff brachte uns wohlbehalten um 6 Uhr nach Luzern, wo uns die Stadtmusik empfing.

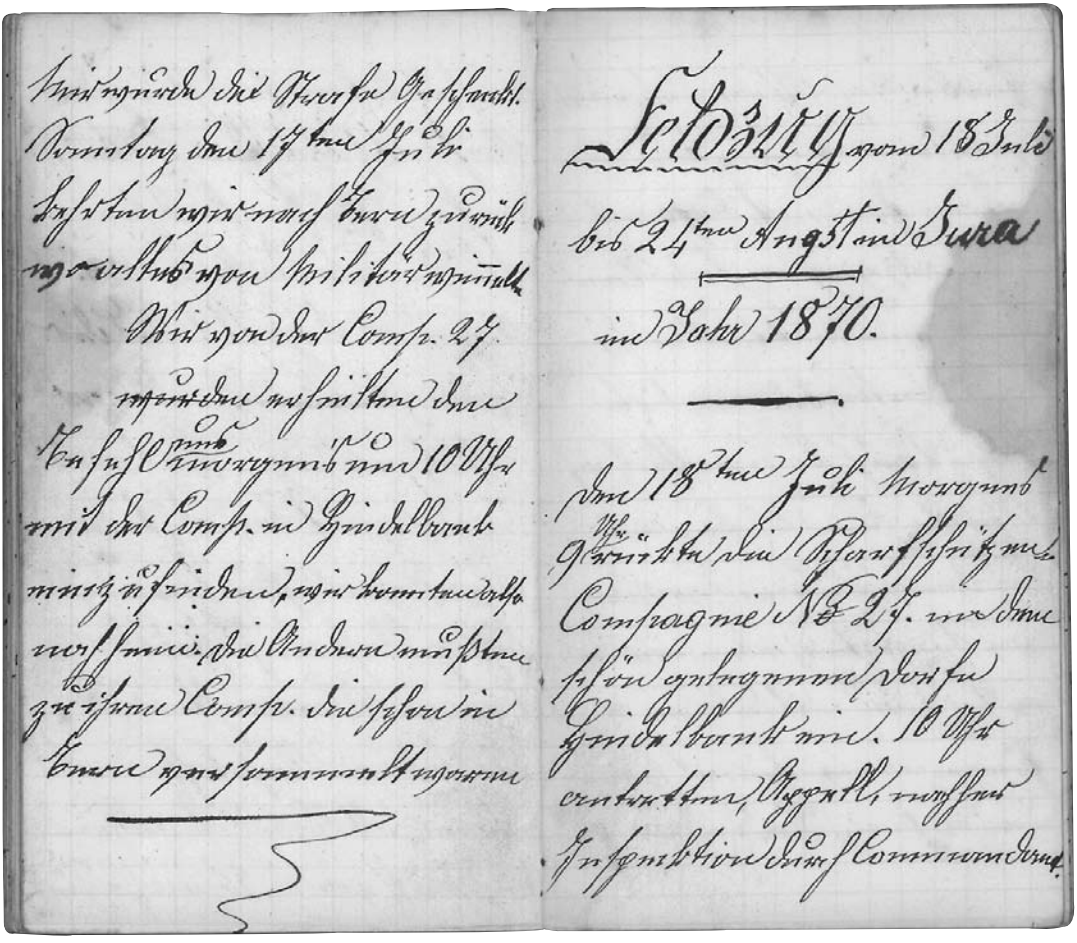
[Kriegsausbruch]

Sonntag, den 10. Juli, hatten wir Inspektion und [ein] paar Mal Appell. Sonst durften wir ausruhen. Donnerstag den 14., Freitag, den 15. und Samstag den 16. Juli waren die eidgenössischen Inspektionstage. Wir wurden durch Oberst Isler[20] inspiziert: Donnerstag Inspektion über die Bewaffnung und Bekleidung, [am] Nachmittag Manövrieren, Schiessen und Distanzen-Schätzen, Freitag Inspektion über die gehabte Theorie und Turnen, nachher Ausmarsch in der Richtung nach Littau. Unsere Compagnie hatte Sicherheitsmarsch. Ich war auf dem rechten Flügel, wir waren schon weit über Littau hinaus, als der Befehl kam, sich auf Littau zurückzuziehen. In Littau konnten wir einige Erfrischungen nehmen, bis die andern ankamen. Nachher mussten wir als Lagerwachen auf unsere Posten.

Wir waren ungefähr bei einer halben Stunde auf unserem Posten, als der Stabshauptmann Lémault dahergesprengt kam, was das Pferd nur laufen mochte, es war ganz mit Schaum überdeckt. Er fragte, wo die Obersten sich befänden. Wir wiesen ihn in den Garten, wo sie waren. Sofort wurde General[marsch] geblasen. Wir sammelten uns blitzschnell, und sofort wurde wieder auf Luzern zu marschiert. Warum diese Eile? Was ist das? wurde gefragt. Da kam der Instruktor Brunner. Der erklärte es uns mit [ein] paar Worten. Er sagte: «Frankreich hat Preussen den Krieg erklärt, die 1te, 2te und 6te Division sind aufgeboten, die erste hat Oberst Egloff, die zweite Oberst von Salis und die sechste Oberst Paravicini!»

«Müssen wir auch fort? Zu welcher Division gehören wir?» – «Ja, ihr müsst fort, wenn eure Compagnien zu diesen Divisionen eingeteilt sind. Da ich die neue Einteilung noch nicht kenne, kann ich Ihnen nicht ganz Aufschluss erteilen.» Unter solchen Gesprächen ging's der Stadt zu. Einige sangen, andere plauderten, die dritten schimpften und die vierten lachten. Doch waren alle ernster gestimmt als sonst, und auch in der Caserne ging's ruhiger her als sonst.

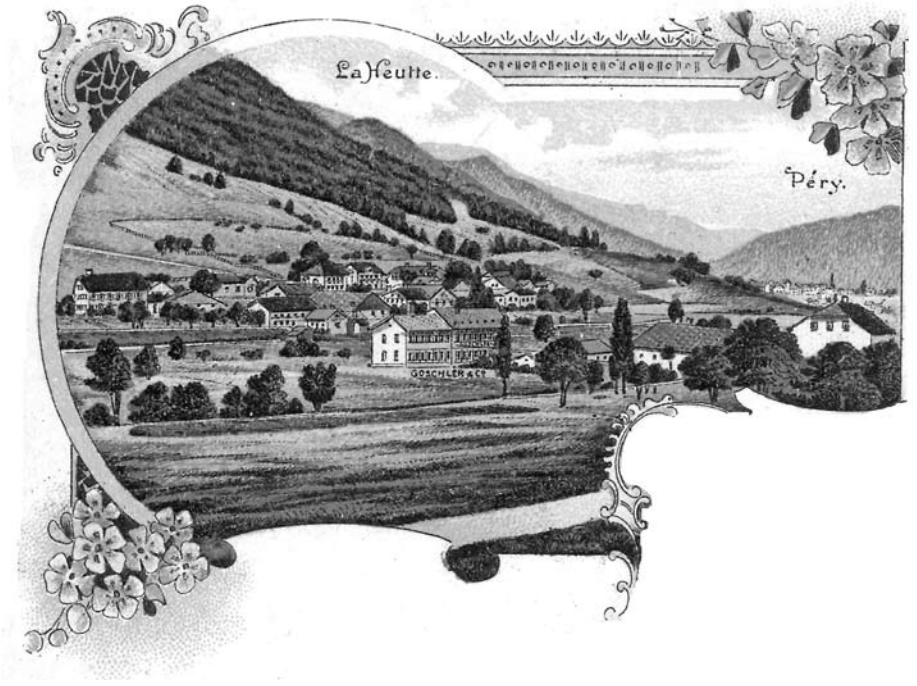
Samstag Morgen verliess uns Oberst von Salis. Nachmittags war die Prämienverteilung. Ich erhielt Prämien in Distanzenschätzen, [im] Schnellfeuer die 8te und total die 46te. Nachher wurden die zehn besten Schützen vorgerufen (der erste war Haas, [ein] Luzerner, [der] zweite Rolli, [der] dritte Meyer, [ein] Berner). Diese zehn mussten auf unbekannte Distanz der Reihe nach, wie das Loos sie traf, auf ein Pulverkästchen schiessen. Der erste war ein Aargauer Korporal, und der sprengte es auch und war Schützenkönig. Somit war die Lehrzeit beendigt. Der Abend ver-



lief noch ziemlich lustig. Unsrem Instruktor Brunner übermachten wir einen ledernen Reisekoffer mit einem halb Dutzend Flanellhemden im Wert von Fr. 80.– zum Geschenk. Mir wurde die Strafe[21] geschenkt. Sonntag, den 17. Juli, kehrten wir nach Bern zurück, wo alles von Militär wimmelte. Wir von der Compagnie 27 erhielten den Befehl, uns morgens um 10 Uhr mit der Compagnie in Hindelbank einzufinden. Wir konnten also noch heim. Die andern mussten zu ihren Compagnien, die schon in Bern versammelt waren.

2. [Der] Feldzug vom 18. Juli bis 24. Augst im Jura im Jahr 1870

[Der lange Weg von Biel an die französische Grenze bei Roggenburg]
Den 18ten Juli morgens 9 Uhr rückte die Scharfschützen-Compagnie No. 27 in dem schön gelegenen Dorfe Hindelbank ein. 10 Uhr Antreten, Appell, nachher Inspektion durch Imobersteg. Als die Inspektion vorüber war, wurde ein Kreis formiert, Bajonett aufgepflanzt. Der Commendant trat in die Mitte, kommandierte: «Hut auf Bajonettspitze, Gewehr zum linken Fuss!» las den Fahneneid vor, dem wir nachschwörten, indem wir die rechte Hand mit den drei Schwörfingern gen Himmel hoben und riefen: «Wir schwören es!» Ja, das war ein feierlicher Augenblick. Jedes Gesicht drückte Ernst, aber auch Mut aus. Nach diesem wurden jedem 40 Patronen verabreicht und die Kapüte[22] ausgeteilt.
Als dies alles geschehen [war], verliess uns der Commendant und wir wurden im Dorf einqua[r]tiert, nachdem die Wachtmannschaft ausgezogen war. Nachmittags hatten wir frei, nur durften wir das Dorf nicht verlassen. Am Abend meldete uns der Hauptmann, dass wir morgens nach Biel müssten.
Den 19ten morgens drei Uhr Tagwacht, 4 Uhr Abmarsch nach dem 8 Stunden weit entfernten Biel. Das Gepäck liessen wir bis Bözingen führen. [Um] 3 Uhr erreichten wir müde und schweisstriefend Biel, wurden sofort einquartiert. Ich kam ins Grünquartier. Den 20ten Juli morgens 6 Uhr Antreten, Appell, nachher Abmarsch auf den Bahnhof, wo die andern Compagnien 18 Freiburg, 29 Bern (33 Bern fehlte noch), die zu unserm Bataillon gehörten, standen und das 2te Bataillon unserer Division wie folgende Compagnien 14 Neuenburg und 17 Neuenburg, 25 Freiburg, 72 Genf. Hier hatten wir Revue[23] vor unserem Divisionsoberst Jakob von Salis. Nachher hatten wir frei ausser Mittag und Abend Appell, also Zeit, um das Städtchen ein wenig in Augenschein zu nehmen und auch noch um die Kanal-Arbeiten bei Nidau[24] zu sehen. Am Abend wurde uns noch angezeigt, dass wir morgens 6 Uhr von Biel abmarschieren werden.
In Biel waren wir sehr gut aufgenommen worden und verliessen es daher sehr ungern. Den 21ten Juli morgens 6 Uhr marschierten die Compagnien 13, 27 [und] 29 durch die Stadt. Bei obenher Bözingen bogen wir links ab über den Berg, passierten [La] Reuchenette, La Heutte. Die Strasse zieht sich durch eine enge Schlucht dahin, bald auf der linken, bald auf der rechten Seite, wo die Suze noch Platz gelassen. Die Sonne sendete [!]



La Heutte, zeitgenössische Postkarte (Postkartensammlung Lanz-Flückiger)

ihre heissen Strahlen in diese Schlucht hinein auf Soldaten, die sich langsam durch die staubige Strasse dahinzogen. Bei Sonceboz gab's Halt. Die Compagnien 13 und 29 blieben dort und konnten 'was geniessen, während unsere Compagnie, ohne 'was geniessen zu dürfen, über den Berg hinüber musste, der zwischen Sonceboz und Tavannes liegt.
Auf der nördlichen Seite geht die Strasse durch ein Loch im Felsen hindurch, das die Römer gemacht haben, [die] Pierre Pertuis; auf der nördlichen Seite steht eine lateinische Inschrift eingehauen. In Dachsfelden[25] machten wir Halt von einer Stunde. Dort erwartete uns die Compagnie 33, die vorangeschickt wurde. Von Dachsfelden ging's wieder weiter. Im Anfang war alles munter, wurde viel gesungen und geplaudert. Der Staub und die Sonne schienen nicht einverstanden mit uns. Es schien, als wollte die Sonne uns unsere Säfte aussaugen und der Staub uns ersticken. Das Plaudern verging uns bald und Ruhe trat ein. So passierten wir Reconvilier, Malleray und Bévillard. Wir glaubten's nicht mehr auszustehen und muss-

ten noch bis Sorvilier. Vor Sorvilier gab's noch Halt. Auf der Strasse mussten wir an der Sonne braten, durften während des Marsches nicht Wasser trinken. Wer nichts in der Feldflasche hatte, verdurstete fast. Als wir aufstunden in Reih und Glied, um ins Dorf zu marschieren, fiel mein Nebenmann (Vetter Rudolf Ingold) zur Linken ohnmächtig zur Erde. «Rechts um, vorwärts marsch!» Den Ohnmächtigen überlies man dem Dokter, und vorwärts ging's ins Dorf hinein. Dort wurden Quartierbillet ausgeteilt, wir bezogen sofort unsere Quartiere[26]. Die Compagnie 13 und 33 mussten noch bis Court. Wir hatten sieben Stunden Wegs zurückgelegt. Wir wuschen und reinigten uns, nahmen 'was zu essen im Quartiere. Nachher ging's ins Wirtshaus, wo bald alles fröhlich wurde. Wir gingen um 9 Uhr ins Bett, denn morgens mussten wir weiters.

In unserem Schlafzimmer waren zwei Bett[en] am Boden hart nebeneinander und ein [drittes] stehendes. Sechs Mann nahmen Besitz von denen am Boden. Nun sollten drei noch in dieses [stehende] hinein. Das gab nun zu reden und lachen, bis am End der Gastgeber kam und einen mit sich nahm. Bis 2 Uhr war keine Ruh. Es wurde gelacht, gesungen, geplaudert und geschimpft.

Den 22ten Juli morgens 6 Uhr stunden wir schon wieder in Reih und Glied und marschierten mit klingendem Spiel zum Dorfe hinaus. In Court trafen wir die andern. Und fort ging's bis nach Münster[27], wo wir um 10 Uhr anlangten. Es gab Halt bis um 12 Uhr, also genügend Zeit, um die durstigen Kehlen gehörig abzukühlen und 'was auf den weitern Marsch zu sacken, denn wir hatten schon 3 Stunden zurückgelegt und mussten noch mehr als 4 Stunden machen bis nach Delsberg. Wie uns angezeigt war, gab's keinen Halt die nächsten 3 Stunden. Schlag 12 Uhr marschierten wir ab, die Batterie 5 Bern hatte in Münster sich uns angeschlossen. Eine halbe Stunde folgten wir der Strasse nördlich, bis wir ein Wirtshaus erreichten, wo sich die Strasse teilte. Eine führte nördlich nach Gänsbrunnen, die andere, der wir folgten, bog nach Westen ab durch eine enge Talschlucht. Hart rechts neben der Strasse erhoben sich senkrecht ungeheure Felsen, die fortwährend drohten einzustürzen, links floss die Birs langsam dahin, und auf dem linken Ufer erhoben sich gleich wie auf der rechten Seite der Strasse die Felsen in beträchtliche Höhe. Auf der Strasse lag zwei Fuss hoch Staub, der durch die vielen Füsse und Schritte aufgerührt wurde. Er erhob sich und umhüllte uns wie Nebel, so dass man nicht 20 Schritte um sich sehen konnte und bald waren die schwarzen

Jäger in weisse verwandelt, dazu noch die unerträgliche Hitze, kein Lüftchen wehte. Immer die gleiche Schlucht, sie wollte kein Ende nehmen.
Endlich öffnete sich das Tal ein wenig und wir erblickten eine Eisengiesserei nebst anderen Gebäuden. Vorbei ging's ohne Halt. Das Tal verengte sich allmählig wieder, und wir waren wieder in einer gleichen Schlucht. Gleich Schatten zogen wir durch die Strasse dahin, wenig hörte man ein paar Worte sprechen und diese waren immer die gleichen – von Durst und Hitze und von zu strengem Marsche. Viele hatten sich so wund gelaufen, dass ihnen das Gehen fast zur Unmöglichkeit geworden [war]. Noch immer waren wir in der Schlucht, die uns eine Ewigkeit von Länge dunkte, noch immer konnten wir das Ziel unserer Reise nicht sehen. Wir glaubten vor Durst verschmachten zu müssen. Wenn wir schon bei einer Quelle oder Brunnen vorbeizogen, so konnten wir nicht einmal einen Schluck frischen Wassers trinken. Immer war unser Brigadier Anderegg[28], ein St. Gallerfötzel, mit Reitpeitsche dabei und züchtigte jeden, der wagte, einen Schluck zu nehmen. Er wurde auch gehörig zum Teufel gewünscht.
Juhe! Endlich kommen wir doch ans Ende der Schlucht. Sehet, dort öffnet sie sich ja, man erblickt schon Courrendlin. Vor dem Dorfe gab's Halt, die Compagnien 13, 33 und 29 dürfen ein wenig Erfrischungen nehmen, die Compagnie 27 geht als Tirailleur vor. «Hol dich der Henker, Lump Anderegg», sagte jeder, [doch] das nützte uns nichts, er (der Henker) liess ihn sein, und wir mussten vorwärts durchs Dorf gen Delsberg zu, das nun gerade vor uns über der Ebene, die uns noch davon trennte, zum Vorschein kam.
Die 1te und 4te Sektion zogen durch die Strasse, die andern links und rechts in Tirailleurkette durch die Felder, so gut es gehen konnte, der Fruchte[29] musste geschont werden. Wir hatten ein Haus vor uns, bei dem wir vorbei mussten. Wir steuerten lebhaft darauf los, erreichten es, ohne dass Anderegg es merkte, drangen in [die] Küche und bemächtigten uns des Wassers dort und erlabten uns an demselben. Aber wir hatten das Haus schon im Rücken, als unser Andereggli dahergesprengt kam. Seine Donnerwetter, womit er uns begrüsste, wurden gar nicht beachtet. Wir marschierten ruhig weiter bis vors Städtchen, wo wir uns sammelten und mit klingendem Spiele einzogen.
Auf dem Schlosshofe wurden wir aufgestellt und dort bei zwei Stunden stehen gelassen, ohne was zu erhalten, denn zum Durst hatte sich nun

auch der Hunger gesellt. Den Compagnien 27 und 29 wurde eine alte Eisengiesserei unterhalb Delsberg zum Quartier angewiesen. Die Eisengiesserei wurde nicht mehr betrieben. Da stunden die Gebäulichkeiten alle, die Kohl-Scheunen und drei Arbeiterwohnungen. Von letzteren wurden die zwei grössten, die unbewohnt waren, in Besitz genommen. Jeder Zug kam in ein Gehalt, das in drei Zimmer abgeteilt war, das heisst zwei Zimmer und eine Küche. Auf dem Boden war kurzes Stroh, das uns zu Betten dienen sollte. Kaum hatten wir von unseren [Betten] Besitz genommen, als wir auch schon wieder mit Sack und Pack zum Appell mussten. Als wir endllich frei hatten, war's 6½ à 7 Uhr. Wohl begreiflich, dass nach solchem Marsch jeder müde, hungrig und durstig war. Wir gingen ins Städtchen, um unsern Hunger und Durst zu befriedigen, was denn nicht leicht zu machen war, denn alle Wirtshäuser wimmelten von Soldaten. 10½ Uhr waren wieder alle in der Giesserei, das Plaudern, Lachen und Singen wollte kein Ende haben, denn wir wussten, dass wir einige Tage hier bleiben konnten.

Den 23. hatten wir morgens, mittags und abends Appell im Schlosshof. Vormittags waren wir konseniert[30]. Diese Zeit benutzten wir und richteten uns so bequem als möglich ein, schlugen Nägel ein, die man in der Giesserei fand, machten Bänke, wo sie nur anzubringen waren. Gerne hätten wir auch frisches Stroh genommen, denn das, auf dem wir liegen mussten, war schmutzig und voll Ungeziefer, das die jurassische Infanterie, die vor uns hier gewesen, zurückgelassen hatte, aber die Delsberger waren zu fromm und knausrig, um das einzusehen. Es wurde geklagt, half aber nichts. Ueberhaupt hörte man alle Militär, die in Delsberg waren, über dessen Bewohner klagen. Die Wirte hatten die Preise an Speise und Trank um die Hälfte oder noch mehr erhöht, was sehr böses Blut gab. Den 24. Juli war Sonntag: Vormittag Feldpredigt, Nachmittag konseniert bis 3 Uhr, nachher frei.

Montag, Dienstag und Mittwoch hatten wir Vormittag und Nachmittag [ein] paar Stunden Exerzieren. Dienstag musste ich auf die Wache, in der übrigen Zeit suchte man sich zu kurzweilen, wie [es] nur eben gehen wollte. Die Einten stöckelten, verschlugen Gussplatten und verhalfen sich so zu den Platzgen [31]. Andere amüsierten sich in der Eisengiesserei [mit] Fensterscheiben zertrümmern und was sonst am Zerfall litt, gänzlich zu vernichten. Wiederum schleppten andere ein grosses schweres Gussrad den Berg hinauf und liessen es dann hinunter donnern oder die zwei

gusseisernen Karren, die noch vorhanden waren. Am Dienstag kaufte unser Büchsenschmied Aebi einen Hund (Compagnie-Hund), der «Anderegg» getauft wurde, später «Bismark». Es war ein Tier mittlerer Grösse, von Farbe schwarz mit grau gemischt. So wurde viel unnütz verderbt, der Schadenersatz belief sich auf 200 Franken, den die beiden Compagnien zahlen mussten.

[Quartier in Movelier, Grenzwache im Abschnitt Lützel–Kleinlützel]
Den 28. Juli war Abmarsch nach Movelier an die französische Grenze, das ist 2½ Stunden weit von Delsberg entfernt, und zwar in nord-westlicher Richtung. Wir wurden einquartiert. Ich und Korporal Howald kamen zu Simon Brechet [in] ein passables Quartier. Ein Zug der Compagnie war immer in Roggenburg und Neumühle 24 Stunden, später 4 Stunden auf der Grenzwache, 1 Stunde von Movelier[32] entfernt. In Movelier wurde im Anfang auch ein Zug auf die Polizeiwache beordert, so dass immer die halbe Compagnie auf der Wache war. Da gab's nicht viel zum Schlafen. Dem half Oberst von Salis, als er uns besuchte, ab. Jeder Zug musste zwei Tage auf der Grenzwache bleiben und nur zehn Mann auf die Polizeiwache. Wer nicht auf der Wache war, hatte frei.
Im Anfang ging's nicht gar lebhaft zu, wir waren zu streng auf die Wache kommandiert. Movelier oder Modersschwyl[33] ist ein armes Bergdörfchen. Die Strasse von Delsberg nach Neumühle führt durch das Dorf. Die Einwohner, stille, friedliche Leut, leben vom Ertrag ihrer Weiden und Felder, der aber gar kein grosser ist; die Lage ist zu rauh und der Boden zu mager und zu steinig. Roggenburg (ganz an der Grenze zu Frankreich) ist ein kleines Dörfchen mit Kirche, sein Territoir grenzt ans französische, an die kleine Lützel[34], die die Grenze bildet. Es ist viel tiefer gelegen als Movelier, doch liegt es nicht in der Talsohle unten wie Neumühle, das zu Roggenburg gehört. Ein Grenzposten liegt hart an der Lützel. In beiden Orten waren wir sehr gut aufgenommen, und die Bewohner gaben sich Mühe, es uns so bequem als möglich zu machen. Wir benahmen uns rücksichtsvoll gegen ihnen. Wir fühlten uns lang wöhler bei diesen schlichten Leuten als bei den Finsterlingen in Delsberg. Obschon wir bereits von allen Comunications-Mitteln abgeschlossen waren, der Wein und Tabak fehlte uns nicht, das konnte man noch ziemlich billig erhalten. Fleisch und Brot bekamen wir alle Tage von Delsberg. Das war genügend, um leben zu können. Was uns am meisten freute, war, dass Oberst von Salis unsern

Brigadier Anderegg heimschickte und für diesen Oberstlieutenant Metzener[35] von Bern erhielten, einer der tüchtigsten Offiziere der Eidgenossenschaft.
Wir mussten auch hie und da [ein] paar Stunden exerzieren, was nie zu streng getrieben wurde. Die Offiziere plagten uns nicht mehr, als sie gerade mussten, kurz, wir waren zufrieden mit unserer Lage, während die Compagnien 29 und 13 klagten über allzu strengen Dienst. Sie waren in Pleigne[36], eine Stunde obenher Movelier stationiert. [Die] Compagnie 33 war in Bourrignon noch eine Stunde südlich von Pleigne stationiert. Der Divisionsstab war von Biel nach Delsberg übergesiedelt, und auch unser Brigadenstab war dort.
Der Grenzwachdienst bot viel Unterhaltendes, obschon wir wenig von den Preussen und Franzosen hörten, es war immer zu spät. Wir vernahmen das, was sich zugetragen, und fast immer ungeheuer übertrieben, so dass man's nicht glauben konnte. So kamen Nachrichten, die Franzosen hätten gewonnen; den andern Tag hiess es, die Preussen seien Sieger und dringen in Frankreich ein, 80 000 Mann kämen den Rhein nach hinauf um Strassburg, Mühlhausen und Belfort zu besetzen. Für bestimmt urteilen zu können, fehlten uns alle offiziellen Nachrichten. Dass die Franzosen verlieren, schlossen wir daraus, dass seit [ein] paar Tagen die Franzosentruppen sich mit Gepäck auf Schweizergebiet flüchteten und allerlei Nachrichten von grossen Niederlagen brachten.
Es versteht sich, dass den angrenzenden Bewohnern dadurch nicht wohl zu Mute war und dass sie froh waren über uns und uns alles mitteilten, was sie sagen hörten. So z.B. war der 2te Zug unter dem Kommando des Oberlieutenants Müller, bei dem ich eingeteilt war, auf der Grenzwache. Es war nachts um 1 à 2 Uhr, als ich Schildwache vor dem Gewehr stehen musste. Das Wetter war trüb und finster, dass man die Hand vor den Augen nicht sehen konnte. Alles war in Ruhe, nichts war zu hören als das Räuspeln der Blätter, vom Winde bewegt. Mit einem Male hörte ich jemanden mit Holzschuhen die Strasse hinabspringen dem Dorfe zu; er schien sehr Eile zu haben. Als er dem Wachtlokal gegenüber war, das ungefähr 30 Schritt abseits der Strasse lag, hörte ich, dass er abbog und gegen mich kam und sogleich merkte ich auch, dass es zwei waren. Ich säumte nicht lange und rief sie an. «Schweizerbürger, gut Freund», war die Antwort. «Schildwacht, habet nicht Furcht, wir kommen in guten Absichten und bringen euch Nachrichten!» Ich liess sie näher zu mir kom-

men. Sie kamen nun ganz zu mir heran, und beim Schein der Laterne konnte ich sie näher betrachten. Es war ein alter Mann mit einem uralten verrosteten Feuergewehr bewaffnet. Neben ihm stand ein Jüngerer, wahrscheinlich sein Sohn, mit einer Mistgabel bewaffnet. Auf die Frage, was es nun Neues gebe, erzählte mir der Alte unter vielen Gestikulationen, dass sie kämen, um uns zu warnen. Der Feind, die Preussen, seien im Anmarsche, die Franzosen flüchteten sich, ich solle nur hören, was für ein Geschrei im nächsten französischen Dorfe Kiffis sei. Wirklich hörte ich nun auch Wagengerassel, vermischt mit Menschenstimmen. «Sie kommen haufenweise zu uns herüber und bringen immer neue Nachrichten. In unserem Dorfe stehen bei 30 Mann unter Waffen. Es wird wirklich Ernst.»

Ich konnte mich beinahe des Lachens nicht enthalten, als ich die beiden Kerls betrachtete und dachte, was wohl die 30 Mann mit ihren Mistgabeln ausrichten würden. Der Postenchef hörte uns diskutieren und kam hervor, frug was das sei. Ich erstattete sofort Bericht, worauf er die zwei ins Wachtlokal führte und sie ausfrug. Ich hörte, wie er nun von Neuem anfing zu erzählen, aber am Ende noch tüchtig ausgelacht wurde von allen [und] mit den Worten verabschiedet wurde: «Gehet heim ins Bett, wir werden sie schon im Zaum halten. Die Sache ist nicht so gefährlich.»

Um die Mittagszeit, wir wollten eben die Suppe fassen, rief die Schildwache vor dem Gewehr: «Die Wacht ins Gewehr!» Hoho! Das gab Leben unter der Wachmannschaft, und im Husch war alles auf den Beinen und angetreten. Das war ein Gefrage: «Was ist los? Was ist los?» Da kam eine Schildwache vom Posten No. 2 und berichtete, dass ein ganzes Regiment die Strasse längs der Grenze hinauf marschiere der Neumühle zu. Der Oberlieutenant hatte Mühe, uns auf dem Platz zu halten, denn jeder wollte gehen und sehen, ob dem wirklich so sei. Zwei konnten ihm entwischen und sprangen bis zur Neumühle, um die dort postierten Kameraden zu benachrichtigen. Das Stehen langweilte mich am End und ich schlich mich ins Wachtzimmer, um den Sack abzulegen. Wie ich eintrete, ist schon einer drinnen und rollte den Kaput. Ich bemerkte sogleich, dass er weinte, frug ihn, was er denn noch mache. «He ich roue de Kaput, es wird wohl dä letst Rung si», war die Antwort und weinte dazu.

Ich zog mich zurück und lachte herzlich. Mit dem kamen die zwei zurück und sagten, sie hätten nichts gesehen, worauf wir uns hinter die Suppe hermachten. Der ganze Spe[k]takel war nichts als eine Ente, ein Stücklein

von unserem Oberlieutenant arrangiert. Er ging nämlich zum Posten No. 2 und gab ihnen den Befehl zu alarmieren, er wolle nur sehen, was wir tun werden. Er bezeugte uns nachher seine Zufriedenheit über unser schnelles Antreten und den Mut, den wir zeigten, den Feind sehen zu wollen. Ich erinnere mich gut, wie er sich des Lachens fast nicht enthalten konnte, als wir in Reih und Glied stunden.

Am andern Morgen, den 8. August, arretierte die Grenzwache in Neumühle einen schweizerischen Trainsoldaten, der in Uniform auf französischem Boden war, und brachten ihn nach Roggenburg auf die Hauptwache. Dort sagte er dem Postenchef, er sei auf Urlaub heimgegangen und sein Vater führe ihn wieder zurück. Sein Corps stehe in Sissach, Baselland, die Strasse führe von Lützel nach Kleinlützel auf französischem Boden bei keiner Ortschaft vorbei, und so dachte er, der Kürze halber ungehindert passieren zu können. Ich und noch zwei, Samuel Käser und Niffeler Fritz, wurden beordert, ihn bis Kleinlützel auf Schweizerboden zu transportieren, was sofort mit Freude gemacht wurde. In Kleinlützel zahlte uns dessen Vater einige Flaschen, die getrunken wurden und uns den Rückweg erleichterten.

Eines Tages, wir waren wieder in Movelier, wir genossen der Ruhe, waren in Quartiere, brachte uns ein hohles Gerumpel ähnlich fernen Kanondonners aus der Ruhe. Wir liefen alle auf den Sammelplatz, mussten dort warten, bis Näheres bekannt werde. Einige wollten immer noch 'was hören, legten sich auf den Boden. Die meisten aber konnten nichts mehr vernehmen. Kurz, bald klärte sich der Kanonendonner so auf: Einem Einwohner, der Jauche auf den Berg führte, war der B'schüttikarren entronnen und hatte den Lärm verursacht.

Am 10. August mussten wir nach Pleigne zu einer Schiessübung, da bei uns unser «Bismark» (der Compagnie-Hund), wie er immer pflegte, uns zu begleiten und durch seine Sprünge uns erfreute. Wenn die ganze Compagnie auszog, war er stets dabei und suchte jedem zu gehorchen, ansonst er die Küche bewachte, der sich auch kein Bürger nahen durfte. Diesmal wurde seine Treue doch auf eine zu harte Probe gestellt. Als nämlich das Feuer eröffnet wurde, wurde ihm so Angst. Er lief von einem zum andern, flattierte, bis [es] sein feines Gehör nicht mehr aushalten konnte. Den Schwanz eingeklemmt, sprang er heulend Movelier zu. Bei unserer Rückkehr sprang er heulend uns entgegen.

Wir wurden zum Reinigen unserer Peabody in die Quartiere entlassen.

Kaum in den Quartieren angelangt, wurde Generalmarsch geblasen. Schnell wurde angehängt und auf den Sammelplatz geeilt. Es war lustig zu sehen, wie die Schützen daherkamen mit grosser Eile, Lederzeug lose angehängt, Tornisterriemen ungerollt, ja einige mit herausgenommenem Verschluss, den sie in den Händen trugen. Die Einwohner glaubten, die Preussen oder Franzosen kommen, jammerten und liefen durcheinander, dass es ein Graus war. Der ganze Witz war der: Um schnell die ganze Mannschaft zur Grenzwache ausziehen zu können, liess der Hauptmann Müller zum Generalmarsch blasen. Die Mannschaft der Grenzwach musste nämlich zum Schiessen nach Pleigne. Unsere Compagnie erzielte im Einzelfeuer die meisten Treffer aller vier Compagnien, [im] Tirailleurfeuer [die] zweitmeisten.
Auf den Wachen gab's viel zu patrouillieren, was jeder gern machte und daher stets trachtete, in den Patrouillenzug zu kommen […][37]

[Ende des Krieges, Ende der Grenzwache]
Am 18ten Augst kam Nachricht, dass wir nächstens zurückgezogen würden und abgelöst, freudige Botschaft! Nun gab's ein reges Leben. Die Soldaten dachten nicht mehr ans Sparen. Die beiden Wirtschaften waren am Abend immer angefüllt. Der Kreuzwirt, den wir den «Habensienur-Geduld» nannten, klagte und wünschte uns viel Stunden weit weg von uns, nur dass er ruhiger sein könnte. Am 18ten wurde beschlossen, den Compagniehund Bismark zu versteigern. Am Abend fand die Steigerung statt. Unser Spassmacher Rothenbühler machte den Weibel zum grossen Gaudium aller Anwesenden. Er erledigte sich seiner Sache zu aller Zufriedenheit und gab den Hund dem meistbietenden Freudiger von Niederbipp unter dem Vorbehalt, dass er den Hund, so lange die Compagnie unter Waffen stehe, derselben überlasse.
Am 20. August war Abmarsch von Movelier nach Delsberg. [Wir] waren 24 Tage dort [in Movelier] gewesen. In Delsberg war Zusammenzug der ganzen 2ten Division und auch der 6ten Division, wo alle bivakierten, 20 000 Mann. Das war schön zu sehen: Wie die Sterne am Himmel waren die Wachtfeuer anzusehen auf der grossen Ebene. Am 21ten war grosse Inspektion durch den General Herzog[38], nachher Defilieren der ganzen Division vor demselben und vor den Divisionären. Nach dem Defilé war Feldgottesdienst für die ganze Division. Es waren vier Abteilungen: 1 und 2 deutsch und französisch reformiert und 3 und 4 deutsch und französ-

Hans Herzog (1819–1894), während des Deutsch-Französischen Krieges General der Schweizer Armee

sisch katholisch. Pfarrer Ammann von Lotzwyl war unser Prediger. Nachmittag Ruh, Nacht biwakten [wir…] Den 22. [August] Abmarsch nach Crémines und biwakten [wir]. Daselbst kalte Nacht! Den 23ten Abmarsch über den Weissenstein nach Solothurn, in Solothurn Entlassung aus dem eidgenössischen Dienst. Von da fuhren wir per Bahn nach Wynigen [und] wurden einquartiert. Am 24ten ging's nach Burgdorf zu. Dort wurden wir entlassen, aber stunden noch auf dem Piquet. Am Abend kam ich daheim an, nachdem ich fast ¼ Jahr im Dienst gewesen war, und zwar gesund und wohl und traf auch alles so an. Gott sei Dank!

Anmerkungen

1 Das Wylerfeld mit dem Schiessstand von 1869 im Bereich der heutigen Scheibenstrasse.
2 Centuron für Ledergurt.
3 Den Scharfschützen wurde die damals beste Waffe, das amerikanische Peabody, übergeben.
4 «Habersack» für Tornister.
5 Käser verwendete mit wenigen Ausnahmen, wie damals üblich, die französische Schreibung Compagnie und auch die Abkürzung Comp., die aufgelöst wurde.
6 Jakob von Salis (1815–1886), eidgenössischer Oberst 1856, Oberinstruktor der eidgenössischen Scharfschützen 1865–1874, Divisionskommandant bei der Grenzbesetzung 1870–1871.
7 Vor Einführung unserer heutigen Masse und Gewichte auf den 1. Januar 1877 galten ab 1835 die so genannten Schweizer Masse mit einem Schweizer Fuss von 30 Zentimenter und einem Schweizer Schritt (zu drei Fuss) von 90 Zentimeter.
8 Cachot für Gefängnis.
9 Tirailleur oder Scharfschütze.
10 In Schützenkette (Schützenlinie).
11 Arrest für 24 Stunden; der «Pfünder» ist eine Art Verballhornung für einen «Stünder», um das Gewicht der Strafe zusätzlich zu betonen.
12 Wohl gemeint, dass er sich ob all der Aufregung übergeben musste.
13 Nachhut.
14 Bergsturz von Goldau 1806: Ein Teil des Rossbergs glitt ab und zerstörte dabei Goldau und dessen Umgebung völlig.
15 Wohl für Sanitäter.
16 Genereal Alexander Suworow (1729–1800) war nach der verlorenen Schlacht bei Zürich mit seiner Armee von Altdorf aus am 26. September 1799 über den Kinzigpass ins Muotatal vorgestossen. Gegen den heftigen Widerstand der französischen Division Mortier setzte er sich durch und schlug den Weg über den Pragelpass nach Glarus und weiter über den verschneiten Panixerpass nach Graubünden ein.
17 Peleton für Gruppe.
18 Rütli.
19 Noch weit ins 19. Jh. hinein galt die Befreiungssage mit dem Rütlischwur vom Jahr 1307 (!), so wie sie der Glarner Humanist Aegidius Tschudy (1505–1572) aus den ihm damals vorliegenden Quellen rekonstruiert hatte, ohne den älteren Bundesbrief von 1291 «Anfang des Monats August» zu kennen.
20 Der Thurgauer Johannes Isler (1802–1882) war zu Käsers Rekrutenzeit Oberst-Inspektor der eidgenössischen Scharfschützen (1863–1874) und Oberstdivisionär bei der Grenzbesetzung von 1870.

21 Hinweis auf die eigentlich erwartete Strafe anlässlich der Übergabe der Wache an einen andern, der einen Schuss abfeuerte.
22 Soldatenmäntel (der Kaput, die Kapute).
23 Revue für Parade.
24 Bau des Nidau-Büren-Kanals 1868–75.
25 Der deutsche Ortsname für Tavannes.
26 Im Original meist als Quatier, auch Quadier geschrieben; hier vereinheitlicht.
27 Moutier.
28 Georg Friedrich Anderegg (1823–1883) von Wattwil SG, Baumwollfabrikant, Bataillonskommandant.
29 Frucht = Getreide.
30 Aus dem Sprachgebrauch übernommen: konseniert (von franz. consigne) = unter Konsine, d. h. unter Befehl stehend. Die Mannschaft hatte für die Zeit vor dem freien Ausgang in der Unterkunft zusammenzubleiben.
31 Die Platzgen = Wurfkörper für das Platzgern = Wurfspiel.
32 Im Original steht Morchèr, ein Ort, der im umfangreichen Ortsnamenbuch von Durheim (die Ortschaften des eidgenössischen Freistaates Bern) von 1838 nicht belegt ist, was eine Verschreibung, eventuell auch eine lokal übliche Verballhornisierung von Moderschwiler-Movelier nahe legt. Von der Sache her scheint jedenfalls Movelier gemeint zu sein.
33 Moderschwyler, heute Moderswyler.
34 Grenzflüsschen La Lucelle oder Lützel.
35 Friedrich Mezener (1832–1878), Instruktionsoffizier, u.a. Reorganisator der bernischen Miliz, Platzkommandant von Bern 1870–1871.
36 Im Original durchwegs Plaigne.
37 Es folgen längere, schlecht entzifferbare Sätze mit Angabe, wer wann und wie lange patrouillieren musste. Die letzten vier Seiten des Kalenders sind sehr eng beschrieben, wohl weil eben der Platz darin zu Ende ging, aber der Feldzug noch nicht ganz.
38 Hans Herzog (1819–1894) von Aarau wurde beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs am 19. Juli 1870 von der Bundesversammlung zum Oberbefehlshaber (General) der zur Grenzbesetzung aufgebotenen fünf Divisionen ernannt.

Demokratie im Dorf

Hintergründe der Entstehungsgeschichte des alten Madiswiler Dorfschulhauses 1893–1900 und der Weg seiner Umwandlung zum Dorfzentrum 1985–1999

Simon Kuert

Einleitung

Im November 1999 wurde in Madiswil das neue Dorfzentrum eingeweiht. Wesentlicher Teil dieses Komplexes ist das alte Dorfschulhaus, das bereits 99 Jahre zuvor, am 11. November 1900, feierlich eingeweiht worden war. Der markante, neoklassizistische Bau im Dorfzentrum wurde 1998/1999 mit der «Linksmähderhalle» – einem mit modernen Baustoffen gefertigten Mehrzweckgebäude – ergänzt (vgl. Abbildung 1).

Bild 1: Das Madiswiler Dorfzentrum im Frühling 2000. Foto Daniel Schärer

Sowohl dem Bau des Dorfschulhauses vor einem Jahrhundert als auch der Realisierung des heutigen Gebäudekomplexes gingen in Familien und Vereinen, an Wirtshaustischen und an öffentlichen Versammlungen heftige Diskussionen und ein jahrelanges, intensives Ringen um Entscheidungen voraus. Die Planung der beiden «Jahrhundertprojekte»[1] weckte im Dorf unterschiedliche Interessen und Emotionen, welche die Dorfexekutive geschickt aufzunehmen und zu beeinflussen wusste.
Aufgrund der Gemeindeprotokolle zeichnen wir zunächst den Weg zum um die Jahrhundertwende wohl schönsten Landschulhaus im Bernbiet[2] nach. Anschliessend werden aufgrund allgemein zugänglicher Quellen die Auseinandersetzungen im Zuge der Planung und Realisierung des heutigen Dorfzentrums beschrieben. Schliesslich soll die Wertung der beiden Entscheidungsprozesse aufzeigen, wie die Demokratie im Dorf funktioniert, wenn Einzelinteressen mit dem öffentlichen Interesse in Einklang gebracht werden müssen.

Der Weg zum Dorfschulhaus 1893–1900

Seit 1807 wurden in Madiswil die Schülerinnen und Schüler im damals neu erbauten Schulhaus bei der Kirche unterrichtet. Fast ein Jahrhundert diente der Holzbau auf dem Kirchplatz der Schuljugend und bildete zusammen mit der Kirche das Dorfzentrum. Die Kombination Kirche–Schulhaus spiegelte zudem die selbstverständliche Verantwortung der Kirche für die Heranbildung der Jugend zu treuen christlichen Bürgern. Mit den liberalen Forderungen von Gewissensfreiheit und Religionsfreiheit war im 19. Jahrhundert diese Symbiose ins Wanken geraten. Die Schulgesetze[3] verdrängten allmählich den Einfluss der Kirche, und die Schule stellte sich auf eigene, säkulare Füsse, allerdings ohne sich dabei ganz von den Grundlagen der christlichen Überlieferung entfernen zu können und auch zu wollen. Etwas von dieser Entwicklung lässt der repräsentative Bau des Dorfschulhauses erahnen, welcher an der Obergasse nun abseits der traditionellen kirchlichen Bildungseinrichtungen gelegen kam (vgl. Abbildung 2).

Wie ist dieser Bau entstanden? Am 30. Dezember 1893 wurde an der Gemeindeversammlung die Renovation des alten bzw. der Bau eines neuen Schulhauses im Dorf erstmals traktandiert.[4] Gemeindepräsident Johann

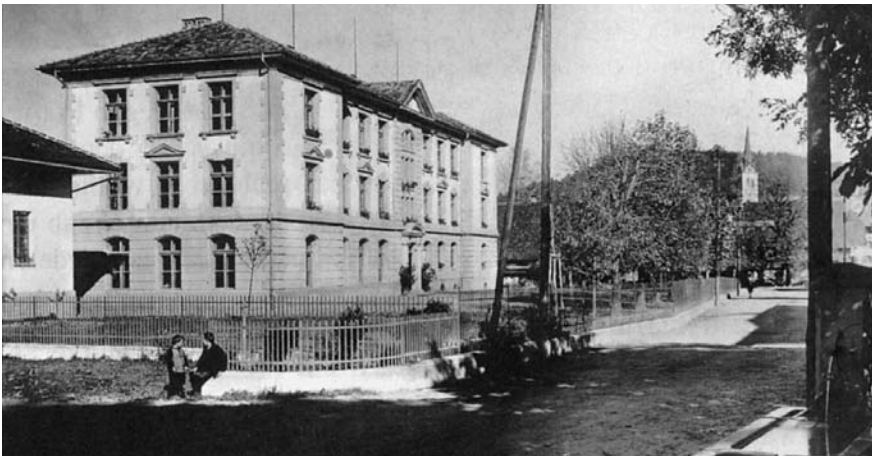


Bild 2: Das Dorfschulhaus – von der Kirche (im Hintergrund) getrennt. Die Loslösung der Bildung von der kirchlichen Bevormundung (aus «1200 Jahre Madiswil»).

Jakob Jäggi informierte die anwesenden Gemeindebürger: «Der Schulinspektor des Kreises will der Gemeinde Madiswil die staatliche Unterstützung der Schule entziehen, wenn nicht bald ein Neu- oder Umbau des Schulhauses erfolgt. Die Räume sind zu dunkel, und die hygienischen Einrichtungen entsprechen nicht mehr der Zeit».[5] Dieser Bericht machte die Madiswiler hellhörig. Auf Subventionen verzichten – nein, das kam nicht in Frage! Deshalb erteilten sie einer Kommission den Auftrag, Abklärungen für einen Um- bzw. Neubau zu treffen. Es dauerte zwei Jahre, bis die Kommission Resultate vorlegen konnte.

Am 28. Dezember 1895 berichtete der Kommissionspräsident: «Wir wollen in der Hofstatt des alten Schulhauses neu bauen. Architekt A. Schneeberger aus Herzogenbuchsee hat dazu ein Projekt ausgearbeitet. Es handelt sich um einen Riegbau, welcher sich schön in die Umgebung einfügt.»[6]

Zweifelnde Fragen von Bürgern führten zu einem Aufschub des Geschäfts.[7] Einige Monate später, an der Gemeindeversammlung vom 28. März 1896, vernahm man die Gründe. Gemeinderatspräsident Jakob Ledermann orientierte: «Es ist ein neuer, besserer Standort für ein Schulhaus vorhanden. Die Gemeinde kann am Laubenplatz die der Witwe Hasler von der Brüggenweid (Schür) gehörige Besitzung auf Abbruch er-

Bild 3: Das alte Madiswiler Dorfschulhaus beim Kirchplatz. Blick in die Schulhaushofstatt. Foto Kantonale Denkmalpflege

werben»[8]. Es handelte sich um ein baufälliges Bauernhaus mit einem noch gut erhaltenen Speicher und einem grossen Garten zum Preis von Fr. 12 000.–. Gemeinderatspräsident Jakob Ledermann vom Gässli[9] hatte den Handel selber vorbereitet. Aus seiner Sicht war es der ideale Standort für ein Schulhaus.

Der damalige Ortspfarrer Albrecht Rytz[10] hatte daran aber gar keine Freude. Er meinte auf die Ankündigung Ledermanns: «Dieser Bauplatz liegt neben einem Wirtshaus. Der Lärm und das Geläuf stören den Schulbetrieb.»[11] Sekretär Eduard Flückiger[12] und Tierarzt Scheidegger widersprachen: «Der Bauplatz am Laubenplatz ist von allen Plätzen, die bisher im Gespräch waren, der beste. Zentral gelegen und in der Nähe des Dorfbrunnens.»[13] In der nachfolgenden Abstimmung teilte die Mehrheit diese Meinung. Dem Kauf der Liegenschaft wurde zugestimmt.[14]

Endlich: Die Platzfrage gelöst – man atmete auf! Zwei Monate später, an einer ausserordentlichen Gemeindeversammlung, mussten die Madiswiler zur Kenntnis nehmen, dass die Erben der Witwe zwar auch verkaufswillig

Bild 4: Das alte Schulhaus auf dem Kirchplatz. Foto Kantonale Denkmalpflege

waren, nur: Sie wollten mehr Geld: Fr. 13 000.–. Einzelne Votanten wollten auf dieses Ansinnen der Erben eintreten. Die günstige Lage des Platzes rechtfertige den höheren Preis. Die Mehrheit hingegen wollte sich von den Erben nicht erpressen lassen.[15] Der Bauplatz am Laubenplatz wurde fallengelassen, und es wurde wieder geprüft.

In der Zwischenzeit entwickelte der Ortspfarrer eine neue Idee. An der nächsten Gemeindeversammlung machte er sie öffentlich: «Reisst das alte Schulhaus auf dem Kirchplatz ab. Und baut an seiner Stelle ein neues, grösseres.»[16] Für diese Idee konnte sich niemand so recht erwärmen. Das Abreissen des hundertjährigen Schulhauses, das vielen lieb geworden war, konnten sich die Madiswiler nicht vorstellen. Zu viele Erinnerungen waren damit verbunden.[17]

So kam nochmals die Liegenschaft am Laubenplatz ins Gespräch. In der Zwischenzeit war es nämlich den Gemeindevätern gelungen, bei den Erben den Verkaufspreis um Fr. 400.– zu drücken. Für Oberlehrer Gottlieb Ammann eine Chance: «Einen besseren Platz findet ihr im Dorf nicht!»

– Diesmal kreuzte der Pfarrer mit dem Lehrer die Klingen. Pfarrer Rytz hielt an dem Standort bei der Kirche fest und brachte wieder die ursprüngliche Idee ins Spiel: ein Neubau in der Schulhaushofstatt. Schliesslich wurde abgestimmt. Am Heiligen Abend 1896.[18] Es schien, als wollte man dem Pfarrer ein Weihnachtsgeschenk machen. Die Abstimmung ergab folgendes Bild:
24 wollten die Schulhaushofstatt;
19 stimmten für das Projekt am Laubenplatz;
22 waren für einen anderen Platz.

Damit war die Schulhaushofstatt als Standort beschlossen. Doch kaum beschlossen, fragte man sich: Kann man tatsächlich für ein Schulhaus einen Standort wählen, welchen die Mehrheit nicht will? Wieder zögerte die Exekutive und liess zwei weitere Jahre verstreichen. An der Gemeindeversammlung vom 7. Mai 1898 begründete Gemeinderatspräsident Jakob Ledermann das Zögern: «Es ist in der Zwischenzeit eine Bewegung für einen neuen Platz entstanden. Für einen Brandplatz an der Obergasse.»[19] Ledermann verwies zunächst auf die Schwierigkeiten, die sich bei der Erschliessung des Platzes in der Schulhaushofstatt ergeben hätten und pries anschliessend alle Vorteile des neuen Platzes an der Obergasse: «Hier kann ein repräsentatives Gebäude entstehen, eines, das den Bedürfnissen der Zeit und denjenigen der Schüler vollauf gerecht wird. Die Baukommission hat bereits einem Berner Architekten den Auftrag erteilt, zu planen.»[20] (vgl. Abbildung 5)
Im Laufe der Versammlung, an der der neue Platz und das grosse Projekt so hoch gepriesen wurden, vernahmen die Versammlungsteilnehmer auch Näheres über die Eigentumsverhältnisse dieses Bauplatzes, für den im Dorf plötzlich eine «Bewegung» entstanden war. Er gehörte dem Gemeinderatspräsidenten Jakob Ledermann selbst. Er hatte die ca. 27 Aren Land von drei verschiedenen Eigentümern[21] zu einem Preis von Fr. 1.60/ m^2 vorsorglich erworben.[22]
Bierbrauer Gottlieb Hirsbrunner[23] stellte sich gegen diesen Handel. Er brachte nochmals den Platz am Laubenplatz ins Gespräch und wusste zu berichten, dass in der Zwischenzeit die Besitzerin der Liegenschaft und ihre Erben die Forderungen zurückgeschraubt hatten und «nur» noch den ursprünglichen Preis von Fr. 12 000.– verlangten. Hirsbrunner stand auf verlorenem Posten. Die Versammlung folgte Ledermann und hob den

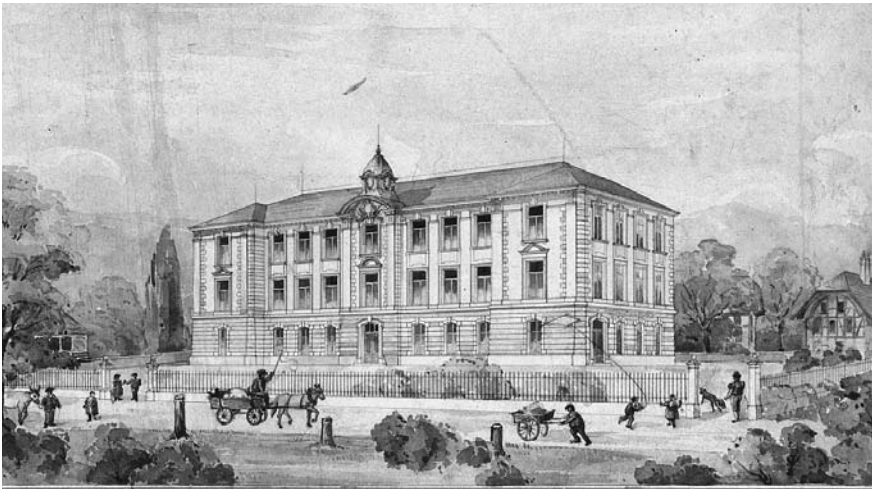


Bild 5: Das Projekt Bracher und Wiedmer. Reproduktion Kantonale Denkmalpflege

früheren Beschluss auf, welcher die Schulhaushofstatt als Bauplatz vorsah. Der Platz des Gemeindepräsidenten an der Obergasse wurde nun definitiv zum Bauplatz bestimmt.[24] Am 25. Juni 1898[25] verschrieb Ledermann sein Grundstück der Gemeinde zu einem Preis von Fr. 6500.–, d.h. Fr. 2.40/m^2.[26]

An der darauffolgenden Dezemberversammlung wurde bereits ein bestehendes Projekt des Berner Architekturbüros Bracher und Wiedmer diskutiert.[27] Es basierte auf einer Bausumme von Fr. 120000.–. Dieser Preis schien der Baukommission zu hoch. Zudem wollte sie den einheimischen Baumeister, Jakob Wolf aus Lotzwil, der für die Schulhaushofstatt vergeblich geplant hatte, nicht einfach fallen lassen. Deshalb liess sie Wolf für die entscheidende Versammlung vom Dezember 1898 ein Gegenprojekt ausarbeiten. Wolf stellte ebenfalls einen dreistöckigen Repräsentativbau vor (vgl. Abbildung 6). Sein Kostenvoranschlag: Fr. 106500.–. Die Differenz betrug immerhin Fr. 13500.–. Über 10% der Bausumme. So verwunderte es nicht, dass die Gemeindeversammlung beschloss, das Projekt Wolf zu realisieren.

Nun konnte endlich gebaut werden – doch nein, nochmals kam von höchster Stelle ein Stopp! Am 25. März 1899[28] erzählte der Gemeinde-

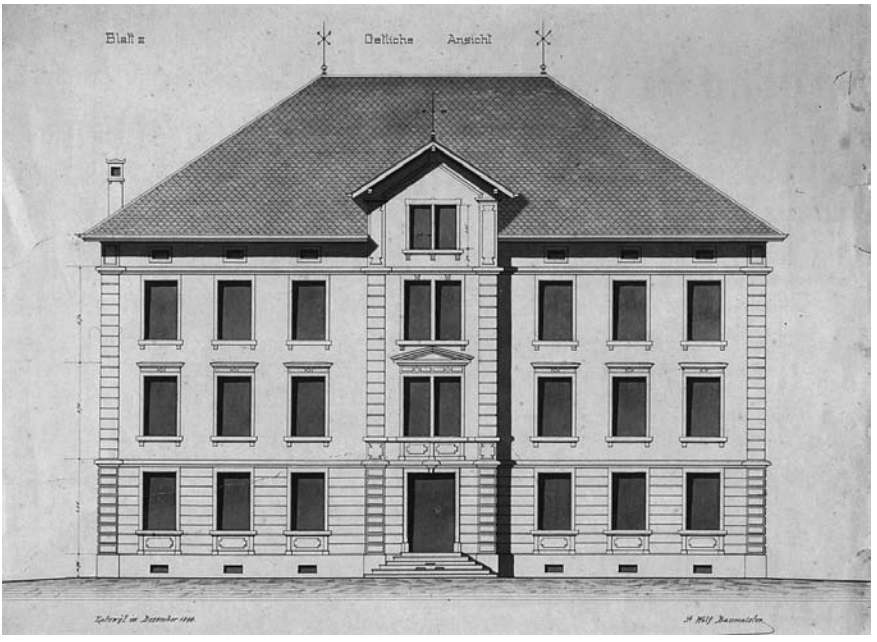


Bild 6: Das Projekt Wolf. Reproduktion Kantonale Denkmalpflege

präsident seinen Mitbürgern von einer Zusammenkunft mit dem Architekten Bracher. «Der Voranschlag von Bracher war bloss eine Schätzung. Er hat in die Unterlagen des Projektes Wolf Einsicht genommen und kann unter den gleichen Voraussetzungen um Fr. 10 000.– billiger bauen.»[29]
Nun lagen zwei gleichwertige Projekte vor. Der Gemeinderat musste sich für eines entscheiden. Zur Begutachtung zog er aussenstehende Fachleute bei. Einerseits den Langenthaler Bauinspektor Eugen Kohler und andererseits die kantonale Baudirektion. Wie Ledermann ausführte, zogen beide Experten das Projekt Bracher vor. «Gestützt auf diese kompetenten Urteile aussenstehender Fachleute, entschieden sich die Baukommission und der Gemeinderat für das Projekt Bracher».[30]
Auf diese Erklärung hin folgte auch die Gemeindeversammlung dem Gemeinderat und hob zum dritten Mal einen bereits gefassten Beschluss auf. Der neue Beschluss führte nun endlich zum Ziel: Im Frühling 1899 konnte der Bau des ambitiösen Projektes von Bracher und Wiedmer in Angriff genommen werden. Das Berner Büro fungierte als Generalunternehmer

für die Maurer- und Steinhauerarbeit. Die Zimmerarbeit wurde Gottfried Hasler, die Schmiedearbeit Johann Ulrich Hubschmied, die Schreinerarbeit Johann Lanz und die Spenglerarbeit Gottfried Güdel übertragen. Alles Madiswiler Handwerker. Am 11. November 1900 fand die feierliche Einweihung statt.

Den Alten zur Ehr
den Jungen zur Lehr
dem Dorfe zur Zier
steh stolz ich allhier.

Mit diesen Worten übergab Schulinspektor Wyss der Madiswiler Schuljugend «eines der schönsten Landschulhäuser im Kanton Bern».

Zusammen mit der 1924/25 erbauten Turnhalle[31] und dem nach dem Krieg (1948) erstellten Anbau diente das Schulhaus bis 1983 den Madiswiler Kindern und den zahlreichen Vereinen als Haus der dörflichen Bildung. 1983 konnte in der Neumatt die neue, den wachsenden Schülerzahlen angepasste Schule bezogen werden. Hier wurden nun alle Schülerinnen und Schüler der Gemeinde unterrichtet – die alten Schulhäuser – nicht nur das Dorfschulhaus, sondern auch die Schulhäuser von Mättenbach und Wyssbach – mussten neuen Zwecken zugeführt werden.[32]

Der Weg des Umbaus des alten Dorfschulhauses und des Neubaus der Linksmähderhalle 1985–1999[33]

Nachdem die Schülerinnen und Schüler ins Schulhaus Neumatt umgezogen waren, wurde das Schulhaus nicht mehr regelmässig genutzt. Es diente den Vereinen als Übungslokal, und die Gemeinde bemühte sich, hie und da WK- und RS-Truppen einzuquartieren. Auch dienten drei einfach umgebaute Räume zeitweise als Unterkünfte für Asylbewerber.

Bereits 1985 fragte sich der Gemeinderat: Was soll mittel- und langfristig mit dem mächtigen Bau an der Hauptstrasse geschehen? Welchen neuen Zwecken kann das Schulhaus künftig dienen? – Wie kann es umgenutzt werden? – Noch kaum jemand dachte an ein Verändern des Dorfbildes durch das Abreissen des Hauses. Sollte es umgenutzt werden, musste allerdings die Bausubstanz gesund sein. Das klärte ein Lotzwiler Architekt 1985 im Auftrag des Gemeinderates ab und kam zu folgendem Schluss:

Einweihung

des

neuen Schulhauses in Madiswyl

Sonntag den 11. November 1900, mittags 1 Uhr.

Programm

I. Abschied vom alten Schulhause.

1. Sammlung sämtlicher Ehrengäste, Behörden und Schüler beim alten Schulhause.
2. Musikvortrag.
3. Abschiedsrede von Lehrer Fr. Ammann.
4. Schülerchor: Lied Nr. 77 im Kirchengesangbuch.
5. Zug zum neuen Schulhause (event. in die Kirche).

II. Einweihung des neuen Schulhauses.

6. Männerchor: Laßt freudig fromme Lieder schallen.
7. Uebergabe und Empfangnahme des neuen Schulhauses.
8. Kirchenchor: Lobgesang.
9. Weiherede von Herrn Pfarrer Ryh.
10. Schülerchor: Bundeslied.
11. Ansprache der Vertreter der obern Schulbehörden.
12. Allgemeiner Gesang mit Musikbegleitung.

III. Gemütliche Vereinigung

sämtlicher Ehrengäste, Behörden, Vereine und Lehrer im Gasthof z. Bären.

Sie werden freundlich zu dieser Feier eingeladen.

Die Festkommission.

Bild 7: Programm der Einweihungsfeier vom 11. November 1900. (Gemeindearchiv Madiswil)

«Der Rohbau ist in relativ gutem Zustand und statisch ohne Probleme. Die einzelnen Risse in der Fassade sind nicht so schlimm und können behoben werden....»[34] (vgl. Abbildung 8)
Der Innenausbau allerdings, die Fenster und Installationen müssten vollständig erneuert werden. Der Architekt schätzte damals die Kosten für eine umfassende Renovation des Gebäudes auf 1,6 Millionen Franken. Aufgrund der erfolgten Bauanalyse skizzierte der Fachmann bereits 1985 den Gemeindeverantwortlichen das Vorgehen.[35]
Da der Bericht in das Ende einer Legislaturperiode des Gemeinderates fiel und bald Neuwahlen anstanden, liess man die Angelegenheit vorerst ruhen. Erst der neue Gemeinderat setzte 1988 eine Spezialkommission ein.[36] Sie wurde durch einen neutralen Architekten beraten.
Bald stellte die Kommission zwei Varianten vor: Die eine umfasste die Sanierung des Gebäudes zwecks Umnutzung, und die andere sah vor, das Gebäude abzureissen und durch einen Neubau zu ersetzen. Die Kosten für beide Varianten wurden auf etwa 8 Millionen Franken veranschlagt.
Nach welchen Kriterien sollte nun entschieden werden? Das Kostenkriterium war in der Beurteilung des Baufachmannes keines. Also brauchte es ein anderes. Aufgrund von kunsthistorischen Beurteilungen war das Schulhaus bereits vor Jahren in das Inventar der schützenswerten Ortsbilder der Schweiz (ISOS) aufgenommen worden.[37] In diesem von Kunsthistorikern erstellten Bundesinventar ist das Schulhaus mit dem Erhaltensziel A qualifiziert. An einer Orientierungsversammlung[38] erläuterte die Vertreterin der kantonalen Denkmalpflege[39] warum:
«Das Schulhaus spiegelt als neoklassizistischer Repräsentativbau die Aufbruchstimmung der Landbevölkerung um die Jahrhundertwende. Es ist damals bewusst ein mit Städtebau vertrauter Architekt beigezogen worden, um zu demonstrieren, dass die Landbevölkerung der städtischen Bevölkerung im Bildungswesen nicht nachstehe.»[40]
Solch differenzierende Gedanken kamen aber bei der Dorfbevölkerung nicht an. Das Schulhaus sei ein «Chlotz» und ein Fremdkörper im Dorf, wurde der Denkmalpflegerin entgegnet. Zudem seien die Madiswiler noch selber in der Lage zu bestimmen, was erhaltenswert sei und was nicht. «Kein Madiswiler hält das Gebäude für bemerkenswert. Da muss kein Auswärtiger kommen und uns sagen, dass das Haus erhaltenswert ist.»[41] Solche Voten kamen schon eher an. Sie verdrängten Äusserungen von andern Madiswilern, die versuchten, den Bau objektiv und emotions-

Bild 8: Das «verlassene» Schulhaus, nach 1983. Foto Kantonale Denkmalpflege

los aus kunsthistorischer Sicht zu beurteilen. In einer Eingabe war etwa zu lesen: «Eine intakte Dorfgemeinschaft sieht in der Bewahrung des Bewusstseins, dass sie in einer historischen Kontinuität steht, ein wichtiges Bildungsziel. Das Verschwinden des alten Dorfschulhauses führt in dieser Kontinuität zu einem Riss. Der Bau spiegelt nicht nur etwas vom damaligen Selbstverständnis der Dorfbürger, er führt auch ein bestimmtes Bildungsverständnis vor Augen. Das Gebäude wirkt zwar heute für viele Augen wie ein Fremdkörper im Dorfbild, aber genau diese Tatsache ist interessant und zeigt, wie die bäuerliche Dorfbürgerschaft um die Jahrhundertwende sich im Bildungswesen an städtischen Modellen orientierte. Es ist die Zeit eines grossen Aufbruchs im Bildungswesen, eine optimistische Zeit wo man glaubte, durch Erziehung und Bildung einerseits gute Staatsbürger heranzuziehen, aber auch mutige, selbstbewusste Dorfbürger, die sich gegenüber den städtischen Bürgern behaupten konnten. Das Schulhaus repräsentiert somit einen wichtigen Teil der Dorf-

geschichte. Ein Gemeinwesen darf sich dieses Teils erlebbarer Geschichte nicht ohne Not entledigen.»[42]

Auch bei der an die Orientierungsversammlung anschliessenden Befragung der Bevölkerung wurde das Votum, dass kein Madiswiler das Gebäude für erhaltenswert halte, widerlegt. Von 116 Stellungnahmen waren 45 für die Erhaltung des Gebäudes, immerhin 39%.[43] Es ist eine Realität der Dorfdemokratie, dass in ihr plakative, emotionsgeladene Äusserungen mehr mobilisieren als differenziertes, zurückhaltendes Argumentieren. Deshalb durfte sich der Gemeinderat einer Mehrheit sicher sein, als er im Oktober 1990 den Abbruch des alten Dorfschulhauses beschloss. Der Entscheid wurde am 8. November 1990 im Amtsanzeiger publiziert. Dazu wurde in der Presse der Gemeindepräsident zitiert:

«Die Umbauerei im alten Dorfschulhaus würde ins Unendliche gehen, und sie führt dennoch zu keinem erfreulichen Resultat.»[44] Zudem werde man mit dem Abbruchentscheid sicher auch Einsprachen und Einspracheverhandlungen erwirken. Diese «werden zeigen, ob ein Abbruch möglich ist oder ob ein jahrelanger Rechtsstreit zu erwarten ist».[45]

Der Gemeindepräsident schätzte die Situation richtig ein. Beim Regierungstatthalter wurden fristgemäss 6 Einsprachen eingereicht, darunter eine Kollektiveinsprache von Dorfbürgern und eine Einsprache der kantonalen Denkmalpflege.[46] Die berechtigten Einsprecher machten geltend, das alte Schulhaus sei im Inventar der schützenswerten Ortsbilder der Schweiz als Einzelgebäude mit dem Erhaltungsziel A qualifiziert und besitze daher auch national einen hohen Stellenwert. Auch stelle das Schulhaus eine Art «erlebbare Geschichte» dar, deren man sich nicht ohne weiteres entledigen dürfe. Insbesondere wird seitens der Denkmalpflege ausgeführt, dass sich das Schulhaus an einer markanten Lage im Ortsbild befinde und innerhalb einer eher bescheidenen Bebauung an diesem Hauptstrassenabschnitt eine sehr dominante Stellung einnehme (vgl. Abbildung 9).

Wenn beim Regierungsstatthalter Einsprachen gegen ein Projekt gemacht werden, welches eine Beeinträchtigung des Ortsbildes oder der Landschaft betreffen, muss dieser als Baubewilligungsbehörde zwingend die zuständigen kantonalen Fachstellen konsultieren.[47] Im Kanton Bern ist das die kantonale Kommission zur Pflege der Orts- und Landschaftsbilder (OLK). In ihrem Bericht vom 29. Mai 1991 stützte diese das Gutachten der Denkmalpflege und betonte insbesondere auch die kulturgeschichtliche

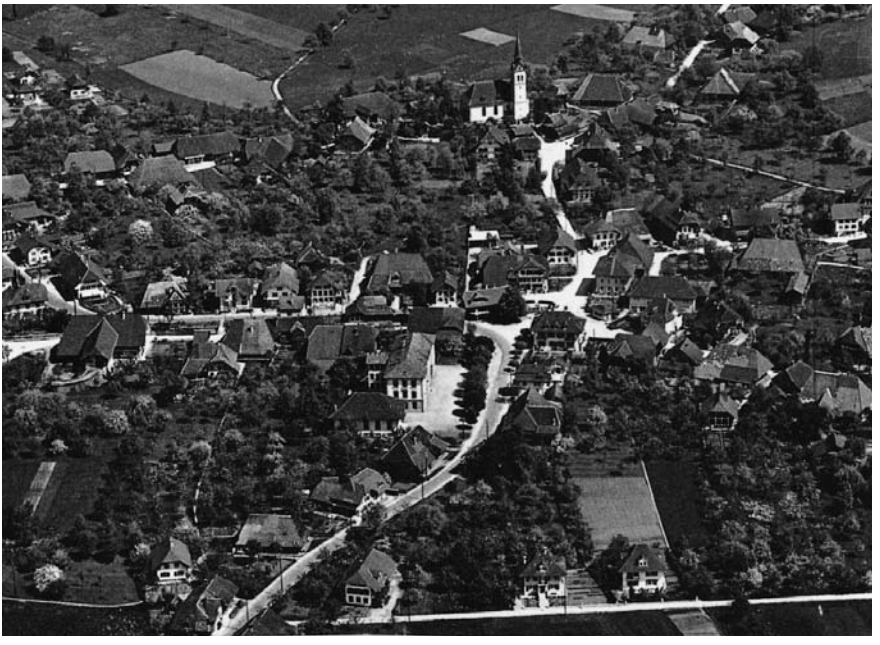


Bild 9: Das Dorfschulhaus im Ortsbild (Gemeindearchiv Madiswil)

Bedeutung des Bauwerks. Die OLK kam zum Schluss, dass das Gebäude unbedingt erhalten werden müsse, besonders weil auch eine Umnutzung ohne grossen Mehraufwand möglich sei.
Aufgrund der überzeugenden Argumente der Einsprecher, welche sich mit den eingeholten Gutachten weitgehend deckten, eröffnete der Regierungsstatthalter am 8. Juli 1991 den Gemeindebehörden den Entscheid: «Es handelt sich beim alten Dorfschulhaus um einen relativ gut erhaltenen Neurenaissance-Bau, der um die Jahrhunderwende entstand, und welcher eine starke Wahrzeichenwirkung entfaltet. Das alte Dorfschulhaus ist im Sinne der Baugesetzgebung ein kulturgeschichtlich wertvoller Bau.»[48] Gestützt auf die eindeutigen Gutachten der Denkmalpflege und der OLK durfte also das Schulhaus nicht abgerissen werden.
«Wir lassen uns von Auswärtigen nicht sagen, was erhaltenswert sei und was nicht – erst recht jetzt nicht!» – so wurde der Entscheid des Regierungsstatthalters in Madiswil in den Vereinen und an den runden Tischen der Gaststätten kommentiert. Die Stimmung beflügelte den Gemeinderat

zum Gang in die Offensive. Er beauftragte ein renommiertes Anwaltsbüro, im Namen der Einwohnergemeinde Madiswil bei der Baudirektion die Aufhebung des Entscheides des Regierungstatthalters zu erwirken. Einen Monat später wurde die ausführliche Beschwerde gegen den Entscheid der Oberbehörde eingereicht.[49] Der Gemeinderat selber wollte die Antwort nicht einfach untätig abwarten. Er bemühte sich weiter um die Meinungsbildung in der Bevölkerung und liess von einer ortsansässigen Architektengemeinschaft und von einer Ingenieurklasse der Ingenieurschule Burgdorf Studien ausarbeiten, die einerseits mögliche Varianten einer Integration des alten Dorfschulhauses in ein Dorfzentrum mit Mehrzweckhalle aufzeigen sollten, andererseits die Variante eines Neubaus. Bei diesen Studien fiel auf, dass die Kostenschätzungen für einen Umbau des Dorfschulhauses wesentlich höher ausfielen als die Kosten für einen Neubau.[50] Dies stützte zusätzlich die Abbruchbefürworter. Die Stimmung im Dorf war bekannt. Nur: Wie konnte sie der Gemeinderat gegen aussen sichtbar machen?

Eine Abstimmung über einen Abbruch war im laufenden Rechtsverfahren nicht möglich. Doch die Gemeindepolitiker fanden einen Ausweg: Sie traktandierten an einer ausserordentlichen Gemeindeversammlung vorsorglich das Kreditbegehren für den Abbruch des Schulhauses.[51] Der Gemeinderat erhoffte sich eine gewaltige Zustimmung zu einem solchen Abbruchkredit und damit gegenüber der Baudirektion eine Kundgebung der Bevölkerung für den Abbruch des Dorfschulhauses. «Der Volksentscheid, vor allem ein deutliches Verdikt, würde das Verhalten des Gemeinderates im Beschwerdeverfahren vor der Baudirektion massgeblich beeinflussen.»[52]

Die Gemeindeversammlung wurde auf den 4. März 1992 angesetzt. Die Hoffnung auf einen Grossaufmarsch der Bevölkerung erfüllte sich. Gegen 250 Gemeindebürgerinnen und Gemeindebürger füllten die alte Turnhalle. Eine Meinungsbildung anlässlich der Versammlung war allerdings nicht zu erwarten, da die Meinungen vorher gemacht worden waren.[53] So war der mit 168 zu 64 Stimmen gefällte Abbruchentscheid logisch. Damit hatte die Baudirektion einen deutlichen Fingerzeig , wie ihr Entscheid auszusehen habe. Aufgrund des klaren Votums der Gemeindeversammlung fügten sich die Madiswiler Einzel- und Kollektiveinsprecher dem Volksentscheid und zogen ihre Einsprachen zurück. Das hinderte die Baudirektion aber nicht, weitere Gutachten einzuholen.[54] Diese stützen

alle die Argumentation der Denkmalpflege und der OLK. Somit war auch die Baudirektion gezwungen, übergeordnete Interessen geltend zu machen, als sie am 28. Juni 1993 den Entscheid des Regierungsstatthalters stützte und auf den Druckversuch der Gemeinde mit dem Volksentscheid zum Abbruchkredit nicht eintrat.[55] Gerade diesen Volksentscheid aber benützte nun der Gemeinderat, um den Handel an das Verwaltungsgericht weiterzuziehen. In seinen Augen mussten die Verwaltungsrichter einen Volksentscheid höher gewichten als andere Argumente. Besonders nachdem ja die lokalen Einsprecher ihre Einsprachen für das neue Beschwerdeprozedere zurückgezogen hatten.[56]

Es folgten nun seitens des Gerichts weitere Abklärungen, die sich über Monate hinzogen. Die fünf Verwaltungsrichter eröffneten den Entscheid dem Gemeinderat von Madiswil kurz vor Weihnachten 1994.[57]

Bei der Beurteilung der Frage, ob das Gebäude schützenswert sei oder nicht, stützten sich die Richter auf die vorhandenen Gutachten. Diese waren alle so eindeutig, dass auch das Gericht zum Schluss kommen musste, dass es sich um einen markanten Bau im Dorfzentrum handle und er ein «zeitgeschichtliches Zeugnis der Aufbruchstimmung um die Jahrhundertwende» darstelle.[58] Weiter habe der Neurenaissance-Bau eine starke Wahrzeichenwirkung und zähle zu den wichtigsten Schulhäusern bernischer Landgemeinden.

Angesichts dieses kulturgeschichtlichen Befundes sei es nun entscheidend, ob für die Gemeinde eine Sanierung tragbar sei oder nicht. In dieser Beziehung kamen die Richter aufgrund des Gutachtens eines unabhängigen Zürcher Architekten zum Schluss, dass ein Umbau samt Renovation zu verantworten sei und nur unwesentlich teurer käme als das Abreissen des Schulhauses und das Erstellen eines Neubaus.[59] Zudem ermögliche ein Umbau der Gemeinde ein etappenweises Vorgehen, was sich besonders auch für das einheimische Gewerbe positiv auswirken dürfte.[60]

Die Gemeindebehörden zeigten sich von diesem Entscheid enttäuscht. Vor allem weil der 1992 geschickt veranlasste Volksentscheid zum Abbruchskredit bloss als «Akt der Willensäusserung» gewürdigt wurde. Die Enttäuschung im Dorf über diesen Entscheid ist verständlich, denn die Argumentation, dass ein Bau mit überregionaler Bedeutung kantonales Recht berührt und damit einen Eingriff in die Gemeindeautonomie rechtfertigt, leuchtet nur dem ein, der diesem Bau selber eine überregionale

kulturgeschichtliche Bedeutung zumisst. Und weil die Pflege von Kultur und Kulturgeschichte in der Regel für eine Dorfbevölkerung keinen direkten materiellen Nutzen bringt, bleiben diese Kreise in der Bevölkerung einer Landgemeinde wohl stets eine Minderheit.
Nach dem langen, vierjährigen Rechtsstreit hätte der auf den 1. Januar 1995 in eine neue Legislatur tretende Gemeinderat einen weiteren Schritt hinzufügen können: den Gang nach Lausanne an das Bundesgericht. Doch bereits am 9. Januar 1995 entschied er, darauf zu verzichten. Er wollte im Jahr, in dem sich die erste Nennung des Ortnamens zum 1200. Mal jährte, ein positives Zeichen setzen: Der Gemeinderat setzte eine Spezialkommission ein mit dem Auftrag, die Sanierung des Baus vorzubereiten. Nach dem Entscheid des Verwaltungsgerichtes war klar: das Schulhaus muss umgenutzt werden. Unter dieser Voraussetzung hatte die Spezialkommission ein Projekt vorzubereiten.
Bald sah sich die Kommission vor eine neue heikle Frage gestellt: Öffentlicher Wettbewerb oder direkter Projektauftrag an einheimische Architekten? Der Handwerker- und Gewerbeverein forderte in einer Eingabe, den zweiten Weg zu beschreiten.[61] Der Gemeinderat beschritt diesen Weg und beauftragte am 12. Juni – sozusagen als Geburtstagsgeschenk an das einheimische Gewerbe – eine Madiswiler Architektengemeinschaft, den Umbau des alten Dorfschulhauses mit der Angliederung einer Mehrzweckhalle im Kostenrahmen von 8 Millionen Franken zu planen.[62]
So entstand – diesmal in enger Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege – das Projekt, welchem die Gemeindebürger in einer Urnenabstimmung vom 21./22./23. November 1997 schliesslich deutlich zustimmten.[63] Sie bewilligten den dazu erforderlichen Kredit von Fr. 8 765 000.–. Endlich konnte nach einer 13jährigen Diskussion mit dem Bau begonnen werden.

Dorfdemokratie 1900–2000 – ein Vergleich

In den kulturhistorischen Fachgutachten zum alten Madiswiler Dorfschulhaus wird immer wieder die Weitsicht der Madiswiler vor 100 Jahren gerühmt. Ihre Aufbruchstimmung, ihr Streben nach neuen Bildungsidealen. Diese Hochschätzung der geistigen Weite der Madiswiler Gemeindeväter um die Jahrhundertwende wird relativiert, wenn wir die Geschichte

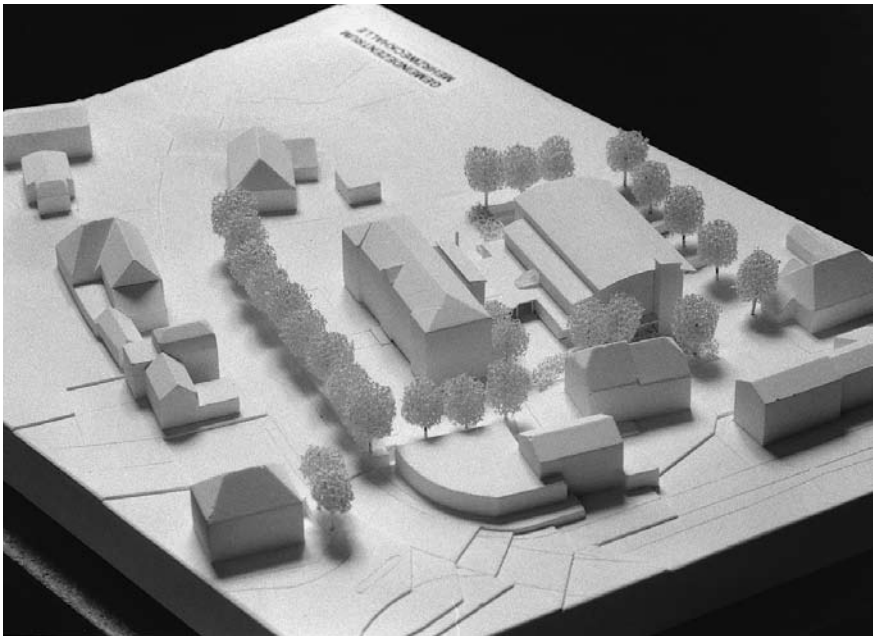


Bild 10: Projekt Umbau des alten Dorfschulhauses und Neubau des Mehrzweckgebäudes. Foto Gemeindeverwaltung Madiswil

der «Hüst und Hott»-Entscheidungen im Vorfeld des Baus des alten Dorfschulhauses in den Jahren 1893–1900 lesen. Der mächtige Neurenaissance-Bau war zunächst nicht die Frucht einer geistigen Aufbruchstimmung im Dorf. Eher die Frucht des geschickten Taktierens eines Mannes, der das Ziel hatte, in einem Bauerndorf eines der schönsten und bedeutendsten Landschulhäuser zu realisieren: Gemeinderatspräsident und Grossrat Jakob Ledermann. Er hatte als Gemeinde- und kantonaler Politiker ein weites Beziehungsnetz und war im Dorf um die Jahrhundertwende die Autorität. Ihm gelang es, die drei zusammenhängenden, verschiedenen Eigentümern gehörenden Grundstücke an der Obergasse zu vereinen und sie nicht ganz uneigennützig als idealen Standort für ein neues Schulhaus ins Gespräch zu bringen. Taktisch zum richtigen Zeitpunkt, nämlich als sich die Planung und Realisierung des Schulhauses auf andern Plätzen zerschlagen hatte. Geschickt wusste er eine «Bewegung» für einen neuen Platz in Gang zu setzen, und als «sein» Projekt auf diesem Platz

durchzufallen drohte, zog er aussenstehende Fachleute bei, die ihm mit eindeutigen Urteilen halfen, zu seinem Ziel zu kommen. So erreichte er das Ziel dank seinem Beziehungsnetz, seiner Voraussicht und seinem jeweiligen entscheidenden Informationsvorsprung, den er zu nutzen wusste. Wie er als langjähriger Gemeindepräsident damals mit seinen jeweiligen Gemeideratsmitgliedern im Hintergrund geschickt die Fäden zog und dadurch die Volksmeinung zu beeinflussen wusste, ist typisch für eine Dorfdemokratie, welche ihre Entscheidungen zwar an den Gemeindeversammlungen fällt, aber anderswo vorbereitet.

Der Entscheidungsprozess 100 Jahre später war nicht die Strategie eines einzelnen – aber auch er weist Spuren eines typischen demokratisch-dörflichen Entscheidungsprozesses auf. Es manifestierten sich die Interessen des einheimischen Gewerbes, die es durch seine politischen Repräsentanten durchsetzen wollte. Wesentlich genährt wurde der Druck in der Bevölkerung für das Abreissen des Schulhauses auch durch den Willen des «Dorfes», sich bei einem Entscheid nicht von «Auswärtigen»[64] bestimmen zu lassen.

Bereits als 1984 das neue Schulhaus in der Neumatt bezogen wurde, konnte man das eigentlich wissen, was 10 Jahre später denn auch eintreffen sollte: Wegen seiner kulturhistorischen und regionalgeschichtlichen Bedeutung kann das Bauwerk kaum abgerissen werden. Für ein Objekt, welches im – rechtlich zwar nicht bindenden – ISOS mit dem Erhaltungsziel A qualifiziert ist, werden bei einem entsprechenden Abrissgesuch nicht nur in Madiswil überregionale Interessen geltend gemacht; besonders wenn die Bausubstanz und die Statik des Gebäudes zur Erhaltung keine unverhältnismässigen Massnahmen erfordern. Deshalb wäre der vom Gemeinderat einzuschlagende Weg eigentlich vorgegeben gewesen. Hätte er ihn direkt genommen und entsprechend kommuniziert, dann wäre wohl auch das Volk der Exekutive gefolgt, und dem Dorf wäre möglicherweise ein langwieriger und teurer Prozessweg erspart geblieben. Dagegen entstand wie 1898 plötzlich «eine Bewegung im Dorf» – damals für einen neuen Bauplatz, jetzt für das Abreissen des Schulhauses und einen vollständigen Neubau. Eine Bewegung im Dorf entsteht, wenn Meinungsmacher ihre Ideen streuen, dort wo «man» zusammenkommt, in Vereinen, in Wirtshäusern, bei Festen. Besonders gut lassen sich dabei Meinungen bilden, wenn ein «Gegner» da ist, der sich neben seiner anderen Meinung auch noch anders charakterisieren lässt, z.B. als Auswär-

Bild 11: Front des restaurierten Schulhauses. Foto Daniel Schärer

tiger. Ihm traut man für Entscheidungen im Dorf nicht die gleiche Kompetenz zu wie den Einheimischen, den im Dorf fest Verwurzelten....[65]
Gemeinsam bei beiden Bewegungen ist ferner die Tatsache, dass aussenstehende Fachpersonen beim Entscheid eine Rolle zu spielen hatten.
1899 spielten sie aus der Sicht der Meinungsträger eine positive Rolle. Das Urteil der Fachleute diente dem Interesse des Gemeinderates. Die Kantonale Baudirektion und der Langenthaler Bauinspektor stützten damals das Projekt, welches der Gemeindepräsident wollte. Entsprechend empfahl dieser der Bevölkerung, auf die aussenstehenden Fachleute zu hören. Hundert Jahre später deckte sich die Meinung der aussenstehenden Fachleute nicht mit den Interessen der vom Gemeinderat angeführten Volksbewegung. Man setzte ihnen das populäre Argument entgegen: Wir, das Volk sagen, was erhaltenswert ist und was nicht! Und weil dieses Volk das Schulhaus als «Chlotz» empfand, setzte man alles daran, – auch mit Anwälten – die Urteile der Fachinstanzen (Denkmalpflege, OLK, ISOS) zu entkräften. Im Rechtsstreit, welcher von aussergemeindlichen Instanzen entschieden wurde, war aber das Urteil der Fachstellen, die unabhängig und emotionslos argumentierten, entscheidend.

Nach dem Entscheid des Verwaltungsgerichts musste sich der Gemeinderat im Jubiläumsjahr «1200 Jahre Madiswil» neu orientieren. Statt zu einer Fortführung des Rechtsstreites entschied er sich für das bereits vor Jahren sichtbare Ziel: Die Umnutzung des Schulhauses mit der Integration einer Mehrzweckhalle. Nun ist es erreicht. Behörden und Volk sind erfreut und stolz. Mit der Erhaltung des prächtigen Neurenaissance-Baus bleibt ein wichtiger Teil der Madiswiler Geschichte gegenwärtig.

Anmerkungen

1 Das Schulhaus von 1900 wie das neue Dorfzentrum von 1999 sind die aufwendigsten Projekte, welche die Gemeinde im 19. bzw. 20. Jahrhundert plante und realisierte.
2 Schulinspektor Wyss anlässlich der Einweihung vom 11. November 1900
3 Die Schulgesetze des 19. Jahrhunderts – vgl. v.a. die Schulordnung von 1856
4 Protokolle der Verhandlungen der Einwohnergemeinde Madiswil 1871–1924, S. 229 (= PVEGM) – Archiv Neues Schulhaus
5 PVEGM, ebd. Die einzelnen Voten an der Gemeindeversammlung werden sinngemäss und nicht wörtlich zitiert, um die Lesbarkeit zu erleichtern.
6 PVEGM, S. 243
7 PVEGM, S. 243
8 PVEGM, S. 247
9 Jakob Ledermann, Präsident des Gemeinderates von 1870–1907 – also 37 Jahre.
10 Daniel Albrecht Rytz, Pfarrer in Madiswil von 1887–1904
11 PVGEM, S. 247
12 Eduard Flückiger, Notar, Gemeindeschreiber von 1892–1928
13 ebd.
14 PVGEM, S. 248
15 PVGEM, S. 248, Versammlung vom 14. Juni 1896
16 PVGEM, S. 252, Versammlung vom 5. September 1896
17 Vgl. etwa die eindrücklichen Erinnerungen von Jakob Käser an das alte Dorfschulhaus in: S. Kuert, 1200 Jahre Madiswil, S. 352
18 PVGEM, 24. Dezember 1896
19 PVGEM, 7. Mai 1898
20 ebd.
21 Der Hauptteil, 14,78 Aren, Jakob Leu von Ochlenberg, vgl. Grundbuchblatt Madiswil, Nr. 24 S. 208
22 Grundbuchblatt, Madiswil, Nr. 24, S. 209. Den Hauptanteil Land kaufte Ledermann für Fr. 2400.–: 15 Aren = Fr. 1.60/m^2.

23 Gottlieb Hirsbrunner, Gründer der Bierbrauerei Hirsbrunner Madiswil, von 1885–1886 auch Grossrat
24 Das Stimmenverhältnis für das Aufheben des gefassten Beschlusses betrug 26:21. Vgl. PVGEM, S. 267. Architket Wolf aus Lotzwil hatte für die Schulhaushofstatt bereits ein Projekt ausgearbeitet und mit einem Preis von Fr. 94 000.– veranschlagt. Dieses Projekt war nun hinfällig geworden.
25 Grundbuchblatt, Madiswil, Nr. 24, S. 298
26 Fr. 6500.–: 27 Aren = Fr. 2.40/m2
27 PVGEM, 31. Dezember 1898, S. 270
28 PVGEM, 25. März 1899, S. 273
29 ebd.
30 ebd.
31 PVGEM, 1923–1939, S. 5/6 – An der Gemeindeversammlung vom 13. September 1924 wurde für den Turnhallenbau ein Kredit von Fr. 32 000.– beschlossen.
32 Das Schulhaus Mättenbach wurde 1989 zu einem Wohnheim für Behinderte umgebaut, das Schulhaus Wyssbach diente der Wyssbacher Bevölkerung für ihre Freizeitaktivitäten.
33 Wir dokumentieren diesen Weg aufgrund öffentlich zugänglicher Dokumente und aufgrund von Zeitungsberichten.
34 Schulhaus Dorf Madiswil. Bericht über den Zustand der Bausubstanz, 6. Juni 1985 (Bericht, Ziffer 8)
35 Bericht Ziffer 9
Zunächst gilt es die Raumbedürfnisse der Gemeinde genau zu erfassen (Gemeindeverwaltung, Post, Saal, Vereine, evtl. Wohnungen). Aufgrund der vorliegenden Bedürfnisse kann ein Raumprogramm erstellt werden. Darauf gilt es zu prüfen, ob sich dieses im bestehenden Gebäude umsetzen lässt oder ob es dazu einen Neubau braucht. Um das zu beurteilen, braucht es zwei Varianten – eine Variante Umbau und eine Variante Neubau. Liegen die beiden Varianten vor, muss nach festzulegenden Kriterien geprüft werden, welche der beiden Varianten mehr Vorteile aufweist. Anschliessend kann über einen Abbruch bzw. Neubau entschieden werden.
36 Sie stand unter dem Präsidium des späteren Gemeindepräsidenten.
37 Kantonale Denkmalpflege. Ordner ISOS, Madiswil; 1983 Eintrag, altes Schulhaus
38 14. Juni 1990
39 Aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes werden im Teil über die Umwandlung des Schulhauses bloss Funktionen, jedoch keine Namen genannt.
40 «Zukunftsaussichten zwischen Umbau und Abriss» – BZ, vom 15. Juni 1990
41 ebd.
42 Brief des Kulturgüterschutzbeauftragten an den Gemeinderat vom 13. Dezember 1990
43 Bericht BZ 17. November 1990, Dokumentation des Autors, Nr. 4
44 Ebd. Was heute mit der Umnutzung des alten Schulhauses und der Verbin-

dung mit der Linksmähderhalle als gelungenes, erfreuliches Resultat präsentiert wird, wurde noch vor 9 Jahren als unmöglich dargestellt.

45 Bericht BZ 17. November 1990, Dokumentation des Autors, Nr. 4

46 Auf die Einsprache des Madiswiler Kulturgüterschutzes konnte der Regierungsstatthalter nicht eintreten, da ein dem Gemeinderat unterstelltes Organ – und das ist der Kulturgüterschutz als Teil des Zivilschutzes – im Rahmen des Entscheidungsprozesses innerhalb der Gemeinde Einfluss nehmen kann. Ebenfalls nicht eingetreten wurde auf die Einsprache des Turnvereins. Dieser machte einen mit dem Abbruch von Turnhalle und Schulhaus zu befürchtenden Nutzungsverlust geltend. Ein Anliegen, das vom Baugesetz nicht geschützt werden kann.

47 Gemäss Artikel 29 Absatz 1 BewD

48 Bauentscheid des Regierungstatthalters von Aarwangen in Langenthal, vom 8. Juli 1991

49 Beschwerde vom 8. August 1991

50 Diese Feststellung machte später auch ein unabhängiger, vom Verwaltungsgericht als Gutachter beigezogener Zürcher Architekt (vgl. Bericht BZ vom 20. Dezember 1994).

51 Das war möglich im Blick darauf, dass die kantonale Baudirektion den Entscheid des Regierungsstatthaltes aufheben sollte.

52 Orientierungsblatt der Gemeinde Madiswil, Ausgabe Nr. 15; 2/92 S. 4

53 Vor allem die Vereine mobilisierten. Viele Vereinsmitglieder waren dahingehend orientiert worden, dass ein Erhalt des Dorfschulhauses die Realisierung der dringend erwarteten Mehrzweckhalle noch lange hinauszögern könnte. Da vor allem «Hinzugezügelte» gegen den Abbruch votierten, verstärkten diese Voten noch das «Wir-Gefühl» der echten Madiswiler.

54 Gutachten der Stelle für Bauern- und Dorfkultur der Landwirtschaftsdirektion des Kantons Bern vom 23. Dezember 1992

55 Entscheid der kantonalen Baudirektion vom 28. Juni 1993

56 Die lokalen Einsprecher akzeptierten den Mehrheitsentscheid der Dorfbevölkerung an der Gemeindeversammlung – glaubten allerdings weiter an die sachliche Richtigkeit der Argumente der Gutachter, besonders der kantonalen Denkmalpflege.

57 Verwaltungsgerichtsentscheid vom 19. Dezember 1994

58 Berner Zeitung vom 20. Dezember 1994

59 ebd.

60 Es fällt beim Entscheid der Verwaltungsrichter auf, dass sie keine neuen Argumente bringen. In ihrer Argumentation bezüglich «Schutzwürdigkeit», «kulturgeschichtliche Bedeutung» wie auch bezüglich «Verhältnismässigkeit» stützten sie sich auf Argumente, die ihre Wurzeln auch im Dorf Madiswil haben und auch in den in der Zwischenzeit zurückgezogenen Einsprachen von Madiswiler Bürgern und an der denkwürdigen Gemeindeversammlung vom 4. März 1992 geäussert worden sind.

61 Eingabe vom 3. April 1995. Die Argumentation des Verwaltungsgerichtes hatte offenbar den Gewerbeverein überzeugt, dass ein Umbau des alten Schulhauses und damit ein etappenweises Bauen sich auf das einheimische Gewerbe positiv auswirken könnte.
62 Gemeinderatsbeschluss vom 12. Juni 1995; BZ vom 13. September 1995
63 Gemeindeabstimmung vom 21./22./23. November 1997. Bei einer Stimmbeteiligung von 39,5% gab es 467 Ja, 110 Neinstimmen (81% zu 19%).
64 Mit Auswärtigen waren einerseits immer die auswärtigen Fachleute gemeint und vor allem die Einsprecherinnen und Einsprecher, die die Argumentation der auswärtigen Fachstellen teilten. Viele von ihnen galten nicht als echte Madiswiler, da sie nicht im Dorf mit dem Schulhaus aufgewachsen waren.
65 Dieses Phänomen ist oft nur schwer fassbar, in unserem Fall kam es in einem Artikel der FdP-Dorfzeitung deutlich zum Ausdruck. «Ds Vreneli meint....» – Nr. 2/92

Der Autor war von 1989 bis 2000 Kulturgüterschutzbeauftragter der Gemeinde Madiswil.

Lotzwil im Zweiten Weltkrieg

Daniel Haller
im Gespräch mit Werner Schneeberger und Ernst Herzig

1. Einführung

Zwei Lotzwiler, ein Maurer und ein Buchdrucker, erinnern sich an die Zeit zurück, die heute erneut national und international diskutiert wird. Sie waren während des Krieges einfache Soldaten und schon damals entschiedene Nazigegner, Antifaschisten. Beide sind im Dorf Lotzwil aufgewachsen, beide sind ihm treu geblieben, beide haben sich im Gemeinderat für ihre engere Heimat eingesetzt, Werner Schneeberger sogar als Gemeinderatspräsident. Er ist Sozialdemokrat, Ernst Herzig gehört zur SVP. Trotzdem pflegen sie einen offenen, freundschaftlichen Umgang miteinander.

Auch während des Zweiten Weltkriegs standen sich in Lotzwil zwei politische Lager gegenüber. Doch damals prägte Hass den Ton im Dorf. Beide Seiten verfügten über Listen – die einen auf Papier, die andern zumindest in den Köpfen – welche Persönlichkeiten der Gegenseite sie im Ernstfall, der Invasion Hitlers, beseitigen würden.

Herzig und Schneeberger erlebten diese Zeit im Aktivdienst, Herzig auch in der Ortswehr. Sie bezeugen hier, was sie damals erfahren haben. Solch persönliche Zeugnisse fördern nicht jene «objektive» historische Wahrheit zu Tage, denen Wissenschafter in den Archiven auf der Spur sind. Vielmehr liefern sie ein Bild der damaligen Lebenswelt, der Kriegszeit, aus der Graswurzelperspektive.

Die strikte Zensur liess Gespräche zwischen Hausfrauen, an der Ladentheke, in Soldatenunterkünften, am Familien- und Wirtshaustisch zur wichtigen Informationsquelle werden. Die Kriegs-Lebenswelt war geprägt vom Mündlichen. Entsprechend deckt sich die damals vom Volk erlebte Realität nicht immer mit der Wahrheit der Archive. Gerade deshalb ist es wichtig, die mündliche Überlieferung aus jener Zeit festzuhalten.

Nach erstem Zögern sprudeln bald die Erinnerungen, Namen fallen, Betriebe werden aufgezählt, doch immer wieder stockt der Fluss: «Diesen Namen darf man keinesfalls in der Zeitung nennen! Wir möchten darstellen, wie das hier gewesen ist im Dorf, wie wir den Aktivdienst erlebt haben. Aber wir wollen in keinem Fall die Nachkommen treffen, keine alten Wunden aufreissen», betont Herzig. Der gleiche Grund, der Schneeberger zweifeln lässt, ob er im Ernstfall wirklich auf die Lotzwiler Nazis geschossen hätte, lässt die beiden auch heute bei Namen lieber schweigen: Es geht um Menschen aus dem gleichen Dorf.
Die streng auf die eigene Umgebung eingeschränkte Perspektive führt dazu, dass Lotzwil als «Nazinest» im Vordergrund steht. Einige wenige Gespräche ergaben, dass auch in andern Oberaargauer Ortschaften überzeugte Nazis bekannt waren, dass man sich auch in andern Dörfern gegenseitig belauerte. Es geht hier nicht darum, das Dorf anzuprangern. Vielmehr glauben wir, mit der Wiedergabe der persönlichen Erinnerungen zweier Lotzwiler ein exemplarisches Schlaglicht auf die damalige Zeit zu werfen.
Mag sein, dass in Lotzwil Hitler-Anhänger offener aufgetreten sind als anderswo in der Region. Sicher aber ist, dass Lotzwil auch einen entschiedenen Antifaschisten wie Willi Richiger hervorgebracht hat, der in seinem Kampf gegen den aufziehenden Faschismus im Spanischen Bürgerkrieg gefallen ist.
Der Begriff «Nazinest» ist somit als Zitat des damaligen Sprachgebrauchs zu verstehen, nicht aber als nachträglich wertendes Urteil über ein ganzes Dorf, von dem Schneeberger und Herzig sagen: «Die Mehrheit der Leute war in keinem Falle Nazis.»

2. Der Graben verlief weiter rechts

«Es war im Sommer 1945, ein Sonntagmorgen. Die Musikgesellschaft Lotzwil wollte zum Musiktag nach Rumisberg fahren. Wir standen beim Löschgerätemagazin bereit, um in den Car einzusteigen, als die Familie B. kam – in Polizeibegleitung: Die für ihre Nazihaltung bekannten Deutschen wurden ausgewiesen. Als sie an uns vorbei zum Bahnhof gingen, klatschte die halbe Musik», berichtet Ernst Herzig und fügt hinzu: «Wissen Sie, solche Szenen vergisst man nicht.»

Bezeichnend war: Nur die halbe Musik klatschte. «Lotzwil war sozial fast ebenso gespalten wie die Stadt», erklärt Werner Schneeberger. «Alle Vereine – bis auf die Musikgesellschaft – wurden doppelt geführt: einmal bürgerlich, einmal Arbeiterverein. Einzig die Musik gab es nur einmal. Wer dies nicht ertragen konnte, spielte eben in der Arbeitermusik in Langenthal.»
Sozial und kulturell war Lotzwil in den Krisenjahren gespalten. Das bereitete den Nazisympathisanten den Boden. Aber es gab auch Widerstand: Als «Zangenbewegung des Antifaschismus» bezeichnet alt Gemeinderatspräsident Werner Schneeberger das damalige Bündnis zwischen bürgerlichen und sozialdemokratischen Nazigegnern.
«Lotzwil war ursprünglich ausschliesslich ein Bauerndorf», erzählt Schneeberger. «Mit der Industrialisierung änderte sich dies: Zeitweilig konnte man von den Hügeln ringsum mehrere Lotzwiler Hochkamine zählen – damals ein untrügliches Zeichen für Industrie.»
«Viele Arbeiter waren Selbstversorger. Wegen der niedrigen Löhne organisierten sie sich, es kam zu Versammlungen, es gab Lohnkämpfe. Die Auseinandersetzungen wurden hart geführt. Ich kann mich erinnern, dass einer meiner Onkel als Fabrikant erzählte, er habe bei so einer Lohnkampfversammlung einen Arbeiter geschlagen», berichtet Schneeberger. «Politische Meinungsunterschiede wurden also schon vor der Nazizeit scharf ausgetragen.»
«Dieser Unternehmer war übrigens später absolut kein Nazi. Aber meine Eltern stammten beide aus Gewerblerfamilien. Entsprechend war nie die ganze Verwandtschaft in der SP. Als 1933 Hitler in Deutschland an die Macht kam, war einzig mein Vater in der Partei. Aber wir haben natürlich in den Arbeitervereinen mitgemacht.»
«Auf der anderen Seite haben, nachdem Hitler kam, viele Lotzwiler Industrielle diese Entwicklung begrüsst. Warum? Überall wo Hitler an die Macht kam, hat er als erstes die Organisationen der Arbeiterbewegung ausgeschaltet, zu denen auch die Arbeitervereine auf sportlichem und kulturellem Gebiet zählten. Und das hat eben auch in Lotzwil gewissen Leuten gefallen. Deswegen waren sie Nazi-angehaucht.»
Herzig ist etwas jünger als Schneeberger. «Die Krise in den Dreissigern bekam ich nur als Kind mit, wenn der Mutter im Schuhladen die Preise zusammengefallen sind, und wenn der Vater als Schuhmacher für die Reparaturen ‹ganz schitter› bezahlt wurde. – Mein Vater hat die Nazis und jede Sympathie für sie extrem verurteilt. Und er konnte nicht schweigen:

Tuchfabrik und Knüpfteppich-Fabrik in Lotzwil. Hier arbeitete während des Krieges der deutsche Färbermeister B., der als Chef und Organisator der Lotzwiler Nazisympathisanten galt.

Überall hat er, wenn im Wirtshaus diskutiert wurde, seine Meinung offen gesagt. Und das hat ihm viel, sehr viel Schaden eingebracht. Er hat Kunden verloren.»
«Die bürgerliche Seite war nicht so einheitlich wie die Arbeiterschaft», erklärt dazu Schneeberger. «Einerseits gab es die bürgerliche Rechte, also die Lotzwiler Nazi-Befürworter. Andererseits gab es – so wie Herzigs Vater – auch auf der bürgerlichen Seite viele Nazigegner: Als ich das zweitletzte Jahr zur Schule ging, trug ein Kollege eine kleine Brosche mit drei schrägen Pfeilen auf der Brust: Ich fragte, was das bedeute. ‹Kennst Du das nicht?› fragte er. ‹Das heisst Antifaschist.› Das waren also – man darf ruhig so sagen – die linken Bürgerlichen, die sich organisiert und später sogar mit den Altbauern zusammengetan haben. Die Altbauern haben nämlich, als die ursprünglich eher fortschrittlichen Jungbauern Nazisympathien entwickelten, sich auf die linke Seite geschlagen. Auch die Altbauern konnte man eindeutig zu den Antifaschisten zählen.»
«Die politische Grenze im Dorf verschob sich also», fasst Schneeberger zusammen. «Bürgerliche Antifaschisten und Sozialdemokraten näherten sich gegenseitig an, der politische Graben verlief weiter rechts.»

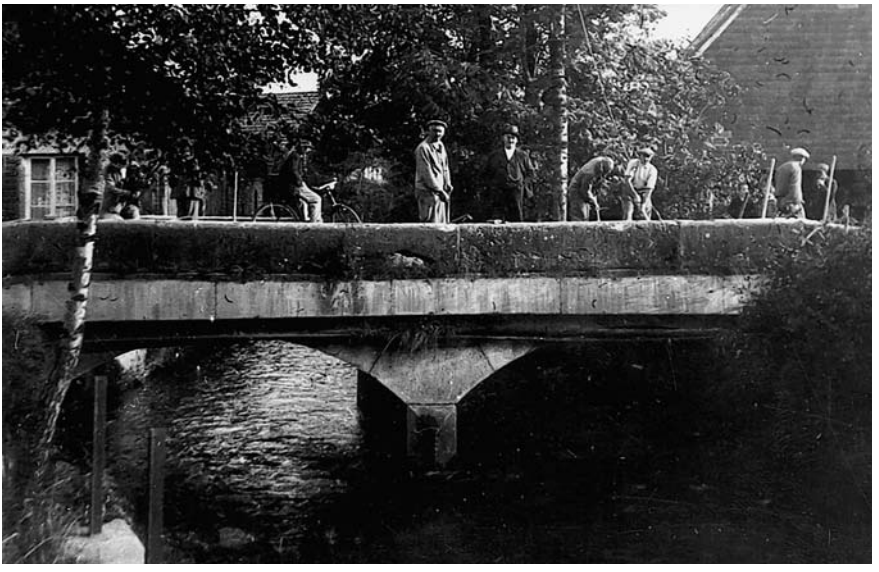
Die Musikgesellschaft Lotzwil anlässlich des Musikfests 1947. Einzig die Musikgesellschaft war in Lotzwil nicht in einen bürgerlichen und einen Arbeiterverein gespalten.

Die drei Pfeile hat Schneeberger nicht vergessen: «Während des Aktivdienstes habe ich sie oft gesehen, beispielsweise beim Schanzen. Wir bauten einen Stollen, und plötzlich fand ich an der Stollenwand das Zeichen mit den drei Pfeilen. Dann dachte ich jeweils: ‹Es sind noch andere da, die gleich denken wie ich.› Aber nicht jeder erkannte das Zeichen, und ich behielt es für mich. Das Wort ‹Antifaschist› hatte sich mir stark eingeprägt.»

«Trotz allem glaube ich nicht, dass hier in Lotzwil eine nationalsozialistische Parteiorganisation bestanden hat», fasst Schneeberger zusammen. «Ihre Taktik war anders: Sie arbeiteten sehr geschickt in den Ortsvereinen und versuchten, über die drei damaligen Ortsparteien – BGB, FDP und SP – in die Behörden hineinzukommen. Dort haben sie dann in ihrem Sinn gewirkt. Auch in den sozialdemokratischen Vereinen haben sie versucht, sich zu verankern. Das ist ihnen etwas schlechter gelungen, da waren sie eher schwach. Trotzdem: Sie waren taktisch sehr klug.»

«In den Vereinen, in den Ortsparteien, überall sassen sie in wichtigen Positionen», berichtet auch Herzig. Er weiss von einem Verein, dessen Vorstand zeitweilig fast ausschliesslich aus Nazisympathisanten bestan-

den habe. In der Rückschau ist er überzeugt: «Obschon man überall von Lotzwil als ‹dem grössten Nazinest im ganzen Oberaargau› sprach, so war doch die Mehrheit der Bevölkerung in keinem Fall Nazis. Allgemein war in unserem Dorf der Hass gegen den Nationalsozialismus sehr gross.»
«Als in Deutschland Hitler gewählt wurde, sprach man bei uns am Tisch viel darüber. Meine Brüder, mein Vater und ich diskutierten: Das sei der Untergang der Arbeiterschaft und das führe ausweglos zum Krieg», berichtet Werner Schneeberger. «In den Schulferien habe ich jeweils bei meinem Onkel auf dem Bauernhof gearbeitet. Auch dort sprach man darüber, und auch dort hatte man Angst vor dem Krieg – vor allem aufgrund dessen, was man über den Ersten Weltkrieg wusste. In der Satus-Jugendriege sprach man darüber, während der Lehre, auf dem Bauplatz sprach man darüber… Überall hatte man Angst vor Hitler.»
«Aber je länger, je mehr musste ich erkennen, dass es hier im Dorf auch viele Nazi-Anhänger gab. In der Industrie war es eine gewisse Oberschicht, die in dieses Horn blies. Aber die Hitler-Angehauchten kamen aus allen Bevölkerungskreisen und es gab sie in allen Dorfvereinen – also auch auf der Arbeiter-Seite. Das war eindeutig so.»
«Und wie sind Arbeiter dort hineingekommen?» fragt sich der alte Sozialdemokrat. «Hitler hat mit seiner Aufrüstung und Kriegsvorbereitung die Arbeitslosigkeit beseitigt. Damit konnte er auch Leute aus der Arbeiterschaft auf seine Seite ziehen – auch hier in der Schweiz: Die Dreissigerjahre waren Krisenjahre. In der Schweiz hatten wir hunderttausend Arbeitslose. Und das bewirkte, dass eben auch einige Arbeiter für Hitler Sympathien empfanden.»
«Sie haben sich auch erhofft, in eine gehobenere Stellung zu kommen, wenn Hitler die Schweiz eingenommen hätte», vermutet Ernst Herzig. «Bei diesen war die Angst um den Brotkorb im Spiel», pflichtet Schneeberger bei. «Es gab welche, die waren Vorarbeiter in einem Betrieb, der eine richtige Nazi-Hochburg war, wo der Chef die SS-Uniform zu Hause im Schrank hatte. Die werden sich gesagt haben: ‹Wenn ich mich zu denen zähle – und dieser Hitler gewinnt ja sowieso – dann erhalte ich eine bessere Stelle.› Das wusste man von den Nazis: In Deutschland haben sie alle wichtigen Posten mit eigenen Leuten besetzt.»
«Einer von diesen war sogar ein enger Freund meines entschieden antifaschistischen Vaters», erinnert sich Herzig. «Bei dem zu Hause ist der engere Kreis der Nazis zusammengekommen. Das war eigentlich sehr ge-



In den 1930er Jahren war Arbeit – wie hier beim Abbruch der alten Schmittenbrücke – auch in Lotzwil rar. Das förderte Nazisympathien.

fährlich. Man wusste nie, ob sie meinen Vater einfach nur aushorchen wollten, um etwas zu erfahren. Es war eine gefährliche Zeit, und mein Vater hat sich waghalsig geäussert. Sein taktisches Verhalten war vielleicht falsch, aber er hat es ehrlich gemeint.» «Einmal musste ich damals in einer Wohnung eines Arbeitgebers etwas erledigen», erinnert sich Schneeberger als ehemaliger Maurer. «Was mir sofort auffiel: Im Wohnzimmer-Teppich – wohl ein Lotzwiler Fabrikat – war ein Hakenkreuz eingewoben.» «Mit wenigen Ausnahmen», bestätigt auch Herzig, dass die Lotzwiler Industriellen-Schicht Nazi-Sympathien gehegt habe. «In den Holzschuh-Fabriken war Direktor L. ausdrücklich kein Nazi, auch wenn sie im Kader stark vertreten waren.» Und das bekam sein Vater zu spüren: «Einmal hat er sich im ‹Bad Gutenburg› über ‹das Nazizeug› geäussert. Am nächsten Morgen stand dann einer aus der Holzschuhfabrik vor der Tür und meinte drohend zu unserer Mutter: ‹Der Herzig Ernst sollte besser aufs Maul hocken und aufpassen, was er herumerzählt.›»
«Die Affäre zog nun Kreise», erinnert sich Herzig: «Der Konsumverein Basel drohte, dass er keine Holzschuhe mehr bestellen werde – und das

war ein Hauptabnehmer. Dafür hatte H. gesorgt, der Vize-Stationsvorstand, der in der SP war und in der Armen-Kommission sass, die mein Vater präsidierte. Er hat damals dem Konsumverein empfohlen: ‹Wenn in den Holzschuhfabriken so viele Nazisympathisanten sitzen, dann kauft denen nichts mehr ab.›»
«Mein Vater wehrte sich auch selbst und erhielt Schützenhilfe von Leuten, die im ‹Bad Gutenburg› dabei gewesen waren. Sie trafen sich bei Notar F. Dieser schrieb einen scharfen Brief an die Direktion der Holzschuhfabriken, denn – wie gesagt – Direktor L. war kein Nazi. Und da mussten fünf dieser Herren, die zuvor gegen meinen Vater gemotzt hatten, im Gänsemarsch antraben und sich auf Befehl L.'s bei ihm entschuldigen. Aber mein Vater hatte den Mut nicht, hinzustehen. Meine Mutter musste sagen, er sei nicht da.»

3. Ortswehr gegen «Fünfte Kolonne»

Die Lotzwiler Ortswehr legte Listen der dorfbekannten Nazi-Sympathisanten an und beobachtete sie auf Schritt und Tritt. Was in der Rückschau wie Pfadfinderspiele anmutet, entpuppte sich bei Kriegsende nach den Funden bei einer Hausdurchsuchung als notwendige Vorsicht.
«Ich weiss nicht einmal, ob sie die Möbel mitnehmen konnten», sinniert Werner Schneeberger über die Ausweisung des deutschen Färbermeisters und Naziagenten B. und seiner Familie. «Dass die Schweiz aber erst nach dem Krieg gewagt hat, ‹so einen› auszuweisen, begreife ich teilweise. Schliesslich spürte man vorher den Druck der Deutschen überall: Beispielsweise kam deswegen die ‹Tagwacht›, die mein Vater abonniert hatte, wegen der Zensur oft nicht heraus.»
«Ich kann mich erinnern, dass Frau B. noch während des Russlandfeldzugs, als man sah, dass Hitler militärisch einen Fehler gemacht hatte, immer darauf beharrte: ‹Wir werden siegen!› Die eingefleischten Nazis haben fast bis zur letzten Minute an den Endsieg geglaubt. Die konnten fast nicht verstehen, dass das Dritte Reich schliesslich zu Boden ging, weil Hitler ja zu Beginn ‹wahnsinnige› Erfolge gehabt hatte», erinnert sich Ernst Herzig. Und Schneeberger wertet: «Die B's. waren Deutsche, und die Nazis waren das offizielle Deutschland. Bei ihnen kann man bis zu einem gewissen Grad verstehen, dass sie zu ihrem Vaterland gestanden sind und hier

Am 29. Mai 1940 vereidigte Kreiskommandant Oberst Gygax in der Hofstatt von W. Ingold die Ortswehr Lotzwil. Links am Rand der Meldefahrer Ernst Herzig, rechts am Rand sein Gruppenkamerad Ruedi Althaus.

in Lotzwil die Nazis organisiert haben. B. hat sicher die Sache geführt, er hat sie aufgehetzt, sonst hätte er nach dem Krieg nicht gehen müssen. Aber die meisten der Fünften Kolonne, das waren Schweizer.»
«Die bekannten Nazis, die wir in Lotzwil hatten, die haben sich für den Fall, dass Hitler gekommen wäre, bereits als Gauleiter gesehen», berichtet Herzig. «Von einem wusste man sogar, dass er eine Nazi-Uniform hatte. Er hatte sich darin ablichten lassen und dieses Foto einem Lotzwiler Bürger gezeigt. Schade, dass dieser nicht versucht hat, das Bild zu bekommen – das wäre ein Dokument gewesen! Man erzählte sich auch, dass in jenem Haus ein Handwerker eine Reparatur erledigen musste und auf dem Buffet den Hausherrn in der SS-Uniform gesehen hat. Wenn das mir passiert wäre, hätte ich das Foto geklaut und hätte es dem Kommando der Ortswehr gegeben. Der wäre mit seiner Uniform verurteilt worden. Es sind ja in der Schweiz einige sogar erschossen worden, die Sabotage betrieben haben.»
In Lotzwil bildete die Ortswehr das Gegengewicht zur Fünften Kolonne. Herzig greift zum Dienstbüchlein und erzählt: «Da sind 14 Tage Ortswehr eingetragen – und zwar vor der Rekrutenschule. Während der RS habe ich mich deshalb fast ein bisschen geschämt. Die Kameraden haben mich

Die Kriegsfeuerwehr ergänzte die Ortsfeuerwehr: Links Jakob Jufer, Kommandant der ordentlichen, rechts Hans Lanz-Wächli, Kommandant der Kriegsfeuerwehr.

jeweils ausgelacht: ‹Wie war das, Aschi? Hattest du ein Gewehr? Und nun bist du Trompeter?› Und wenn es irgendwie ging, habe ich das Dienstbüchlein so gehalten, dass keiner hineinschauen konnte. Aber heute bin ich stolz auf diesen Eintrag: ‹Bewaffneter Hilfsdienst als Freiwilliger. Kreiskommando Langenthal›. Ich habe ihn meinen Kindern oft gezeigt und erzählt, wie wir das damals erlebt haben.»

«Die erste Orientierung fand am 5. Mai 1940 im Schulhauskeller statt. Der Jahrgang 21 war speziell aufgerufen worden, weil wir kurz vor der RS standen und den militärischen Vorunterricht und den Jungschützenkurs bereits absolviert hatten. Ich hatte zuwenig Brustumfang und wurde ein Jahr zurückgestellt. So habe ich ein Jahr länger als meine Jahrgangskollegen in der Ortswehr mitgemacht. Tagsüber war ich in der Lehre, die Einsätze erfolgten stundenweise. Es kam jeweils ein Aufgebot, und all diese Stunden ergaben am Schluss 14 Tage im Dienstbüchlein.»

«Mir ist, wie wenn das gestern passiert wäre: Da sassen wir bei der ersten Orientierung im Schulhauskeller und plötzlich gab es ein Gemurmel. Einer der alten Männer hat den Namen gleich ausgesprochen: ‹Also der da

Ortswehrkommandant
Walter Rutschmann
(in Feuerwehruniform)

kommt nicht in Frage›, und zeigte auf einen, der als Nazi-Anhänger bekannt war. Es gab einen Tumult, einen Höllenkrach. Dann hat der Ortskommandant ihn aufgefordert, er müsse gehen, er werde nicht ausgerüstet. Man hatte Angst, dass sich auch in die Ortswehr Nazisympathisanten einschleichen wollten, um als Fünfte Kolonne Sabotage zu treiben. Die Älteren wussten mehr als wir Jungen, sie kannten die Nazis genau und akzeptierten nicht, dass sie in der Ortswehr mitmachten.»

«Damals hatte man die Feuerwehren der Dörfer durch die Kriegsfeuerwehr ergänzt, weil die Feuerwehrmänner mehrheitlich im Aktivdienst waren. Paul Jufer war Fourier der Kriegsfeuerwehr. Und diese Funktion hat er dann auch in der Ortswehr übernommen. Walter Rutschmann wurde Ortswehr-Kommandant.»

«Einmal waren wir ein Wochenende im Einsatz», berichtet Herzig. «Als wir ins Schulhaus aufgeboten wurden, hielt Ortswehrkommandant Rutschmann eine Ansprache: ‹Männer, die Lage ist sehr ernst.› Und dann haben sie uns nochmals orientiert und jede Meldegruppe war zwei Tage im Einsatz.»

«Es war während der kritischen Zeit, als die Fünfte Kolonne derart aktiv war. Die alten Männer, die nicht Aktivdienst leisten konnten, haben an

Einkleiden der Kriegsfeuerwehr, Sommer 1939.
Rechts Gottlieb Steiner (Jahrgang 1887),
links Werner Schneeberger (1919).
Altersdifferenz 32 Jahre!

diesem Wochenende an den Dorfeingängen alle Fahrzeuge kontrolliert. Wir Meldefahrer mussten im Dorf zirkulieren und alles melden. Vermutlich war damals die Situation sehr spitz. Als junge Leute haben wir das nicht sehr stark empfunden, die Alten dagegen schon.»

«Sonst waren wir vor allem abends im Einsatz. Unsere Ausrüstung war das 89er Langgewehr, eine Armbinde und natürlich unser eigenes Velo. Als Meldefahrer hatten wir Anweisungen, welche Häuser wir nachts beobachten mussten. Dazu gehörte die Liegenschaft des Färbermeisters B. am Alleeweg. Jemand hatte nachts ‹Naziweg› auf die Fahrbahn des Alleewegs gemalt. Da er die Schrift mit Wasserglas fixiert hatte, konnte man sie nicht entfernen und musste diese Stelle später neu asphaltieren.»

«Dann ging es über den Mättelisteg an die Rütschelenstrasse: Dort waren zwei, auf die wir achten mussten. Der eine war jener mit der SS-Uniform: Dort wo heute das neue Gebäude der Firma Thomi steht, war damals eine Wiese. In diesem Gras haben wir jeweils gelegen – manchmal stundenlang – und schauten in Richtung der beiden Liegenschaften und dachten: ‹Jetzt passiert gleich etwas.› Wir waren immer zu dritt. Wenn jemand dort zum Haus fuhr oder sich etwas bewegte, musste dies sofort einer im

Schulhaus melden. Man dachte: ‹Sie kommen dort zusammen und die versuchen dann, hier im Dorf Sabotage zu treiben.› Man erwartete damals, dass die Deutschen eine Invasion planen.»
Die Lotzwiler Nazis sammelten Adressen und Namen der Antifaschisten im Dorf. Offenbar wollten sie diese nach einer deutschen Invasion beseitigen.
«In dem Moment, in dem die Deutschen gekommen wären, hätten die Leute der Fünften Kolonnen angefangen zu wirken. Die hätten genau gesagt: ‹Dort und dort müsst ihr aufräumen›», meint Ernst Herzig und fährt weiter: «Dem Ortswehr-Kommando war bekannt, in welchem Restaurant die Nazis ihren Treffpunkt hatten. Die B's. waren offenbar die Organisatoren, und diese Frau B. ging dort jeweils ihren Kaffee trinken und bekam neue Informationen zugesteckt.»
«Notar F. hat später einmal meinem Vater berichtet, dass von unserer ganzen Familie – mein Bruder war im Aktivdienst und hat als Konditor in St. Immer gearbeitet, meine Schwester war in Schaffhausen verheiratet, und die jüngere Schwester war in Basel – dass also von unserer Familie alle Adressen und Personen in den Akten der Nazis genau registriert waren. Solche Akten hat man am Kriegsende gefunden, als man B's. Haus durchsucht hat», berichtet Herzig. «Wir mussten daraus schliessen, dass – da mein Vater so offen gegen die Nazis wetterte – unsere Familie ausgelöscht worden wäre, wenn Hitler die Schweiz überfallen hätte.»
«Zudem hatten wir 1940 Juden beherbergt: Als man befürchtete, eine Invasion stehe unmittelbar bevor, flüchteten Schweizer Juden aus den Grenzgebieten ins Landesinnere. Meine Schwester war damals Büroangestellte bei Notar Herzfeld in Basel. Dieser fragte an, ob seine Frau und sein dreijähriger Sohn bei uns unterkommen könnten, und meine Mutter hat sie spontan bei uns aufgenommen. Sie hat damit einen sehr gefährlichen Entscheid getroffen.» – «Dass Schweizer Familien Juden aus Grenzgebieten aufgenommen haben, davon hat man nie etwas gelesen. Und das ärgert mich, weil wir selbst dieses Risiko eingegangen sind, aber heute schreibt man nur von den Juden, die an der Grenze abgewiesen wurden.»
«Die B's. haben also die Adressen gezielt gesammelt. Ich kann mich erinnern, dass Frau B., wenn meine Mutter in unserem Gärtchen gearbeitet hat, immer an den Gartenhag kam, um ihr wieder ‹d'Würm us der Nase z'zieh›. Das ist uns erst bewusst geworden, als man später vernommen hat, was die Haussuchungen an Adress-Sammlungen an den Tag gebracht haben.»

Dem pflichtet Schneeberger bei: «Wir wissen, dass sich die andere Seite regelmässig traf, und zwar auch in privaten Räumen. Und später ist durchgesickert, dass sie diese Listen hatten, dass sie sogar Aufzeichnungen hatten, wen von unserer Seite sie beseitigen würden.»[1]
Auch die Antifaschisten und die Ortswehr waren offenbar zu fast allem bereit: «Als wir damals im Gras lagen – wenn etwas passiert wäre, ich weiss nicht, wie ich reagiert hätte», berichtet Ernst Herzig. «So extrem war damals die Spannung: Wenn die Deutschen gekommen wären und nicht mehr weit vor Lotzwil gestanden hätten, und einer der bekannten Nazis wäre hier die Strasse heruntergekommen – ich glaube, der wäre wenige Meter vom Haus entfernt erschossen worden. Die Lage war zugespitzt und man wusste: Hier gibt es diese Nazifreunde … Also ich bin sicher, es hätte hinter irgendeiner Hausecke hervor geknallt.»
«Diese Drohungen gab es», pflichtet Werner Schneeberger bei. «Auch mein Vater hat sie ausgesprochen. Aber er hat nie einen Namen genannt. ‹Wenns dazu kommt, dann bin ich ausgerüstet›, hat er jeweils gesagt. Daraus kann man schliessen, dass es im schlimmsten Fall in Lotzwil vielleicht einen kleinen Bürgerkrieg gegeben hätte. Die Leute wären – sowohl auf unserer Seite als auch auf der äusseren Rechten – dazu in der Lage gewesen. In jedem Haus gab es ein Gewehr, in jedem Haus lag Munition.»
Doch in der Rückschau melden sich Zweifel: «Dass ich auf die Nazis schiessen würde, habe ich auch gesagt. Aber damit ist nicht sicher, ob ich es auch gekonnt hätte», meint Schneeberger. «Vielleicht hätte ich im Ernstfall auf sie gezielt, aber das mit dem Abdrücken … Vielleicht hätte ich es unbewusst dann doch nicht über mich gebracht. Schliesslich kannte man sie. Sie waren aus unserem Dorf.»

4. Der Aktivdienst und die Zeit danach

Erinnerungen an die Kriegszeit sind immer auch Erinnerungen an den Aktivdienst. Schon damals verglichen die Soldaten ihre eigenen Bedingungen mit jenen der Internierten zu Hause in Lotzwil. Und als der Krieg zu Ende war, musste das Dorf auch den inneren Frieden wieder finden.
Als sich kurz nach dem Krieg, wie schon erwähnt, die Polizisten mit dem deutschen Ehepaar B. zum Bahnhof begaben, um dessen Ausweisung zu überwachen, klatschte ein Teil der Musikgesellschaft, die sich zufällig am

Saure Aktivdienstjahre – oft fehlte gar das Stroh zum Schlafen – liessen auch Neid auf das «Herrenleben» der Internierten (hier Italiener in Lotzwil) aufkommen. Dazu Seiten aus den Dienstbüchlein von Ernst Herzig und Werner Schneeberger. Foto aus «Neujohrsbott» von Lotzwil, 1945/46

Weg befand. «Während des Kriegs hätten viele, die in diesem Moment klatschten, anders reagiert», meint rückblickend Werner Schneeberger. «Viele hätten gesagt: ‹Das ist eine Gemeinheit, dass sie den Färbermeister hinausjagen. Was soll die Tuchfabrik machen, wenn der Färbermeister fort ist – jetzt, wo er am nötigsten ist, jetzt, wo es wieder läuft …›. Und wirklich: Die Tuchfabrik hat sich während des Krieges richtiggehend saniert, als sie ‹Feldgrau› herstellen konnte.»

Ein wichtiger Teil der Erinnerungen ist auch für die beiden Lotzwiler Werner Schneeberger und Ernst Herzig feldgrau: Der Aktivdienst fand zwar nicht in Lotzwil statt, aber «wir waren nicht nur im Dienst, sondern auch ab und zu daheim. Man ist zusammengekommen und hat sich in den Vereinen ausgetauscht ‹Wie sieht es bei Euch aus?› So wusste man im Dorf, was läuft», erklärt Schneeberger.

«Als wir einrücken mussten, herrschte in unserer Kompanie und in un-

serem Bataillon eine sehr gute Stimmung», berichtet Schneeberger. «Wir mussten über ein Jahr am Stück im Aktivdienst bleiben, bevor wir Ende September 1940 erstmals für sechs Wochen nach Hause durften. Nach diesen sechs Wochen mussten wir dann wieder einrücken. Das war uns natürlich zuwider. Es hat uns nämlich durchaus gefallen, wieder etwas Geld zu verdienen, am Abend normal ausgehen und anschliessend in einem Bett schlafen zu können. Wir schliefen ja sonst immer im Stroh. Auch als unser Bataillon 38 das Bundeshaus bewachte, haben wir im Stroh geschlafen. Und wenn wir verlegt wurden, hatte man als Soldat manchmal nicht einmal Stroh.»

«Ich musste erst 1942 in die Rekrutenschule einrücken», erzählt Ernst Herzig. «Und damals war die Verpflegung in der RS hundsmiserabel schlecht: Am Morgen erhielten wir kein Brot, sondern Kartoffelbrot. Dieses war immer so pappig; man konnte es fast nicht als Brot bezeichnen. In einer bestimmten Phase gab es zum Frühstück nicht einmal mehr Milchkaffee, sondern Linsensuppe. Teilweise gab es dreimal am Tag Linsen. In der RS hatten wir 1 Fränkli Sold. Wenn man nicht aus dem Gamellendeckel essen wollte, musste man für den Teller in der Kantine alle Tage einen Batzen abziehen lassen.»

«Heute werden nun Vorwürfe gegen die Schweiz erhoben – die sind auch von Juden gekommen, und das hat mich gestört –, dass ihr Leben in den Schweizer Flüchtlingslagern wie in einem Konzentrationslager gewesen sei, weil sie im Stroh schlafen mussten», bemerkt Schneeberger. «Aber für uns, die wir das Land verteidigten, war dies eine Selbstverständlichkeit.»

Auch Herzig vergleicht: «Damals im Juli 1940 war die Schweiz voll mit Internierten. Wir hatten Polen, Franzosen und Nordafrikaner, die im Westen von den Deutschen vertrieben worden waren. Man sagte damals, eine ganze polnische Division sei ins Land gekommen, und das bedeutete, dass es für den Schweizer Soldat nicht mehr richtig gereicht hat. Dagegen hatten die Polen, die hier in Lotzwil interniert waren, ein Herrenleben – vor allem in Bezug auf die Verpflegung. Es gab allerdings viele, die sich darum bewarben, bei den Bauern arbeiten zu gehen, weil sie das Herumliegen satt hatten.»

«Ich kann mich erinnern, dass wir jungen ‹Giele› Auseinandersetzungen mit den Internierten hatten. Und bei den Polen war das so, dass sie in den Wirtschaften immer Kümmelschnaps mit ‹Bäzi› gesoffen haben – die be-

Lotzwil auf einer alten, undatierten Postkarte (handkoloriert). Blick von Südosten gegen Brandholz und Jura. Verlag H. Schürch-Jufer

stellten starke Sachen! Und dann sind einige recht aggressiv geworden.» Herzigs Erinnerungen sind nicht frei von Bitterkeit: «Mir sind durch den Aktivdienst die schönsten Jugendjahre gestohlen worden. Wegen des Aktivdienstes habe ich eine Stelle verloren und war nachher einige Zeit arbeitslos. Ich war bereits 24, und diesen Jahren traure ich noch heute nach.» Entsprechend atmeten viele auf, als das Dritte Reich kapitulierte.
«Als der Krieg zu Ende ging, war ich gerade auf dem Bau», erzählt Schneeberger. «Wir haben die Arbeit eingestellt. Der Betriebsleiter kam und hielt auf der Baustelle ein Referat: Man mache für heute frei, das Kriegsende sei dies wert. Und jeder solle nachdenken, wie es weitergehen solle. ‹In jedem Fall wollen wir bei diesem Wiederaufbau Europas auch etwas machen.› Er hat gesehen, welche Auswirkungen der Frieden haben wird. Und die Wirtschaft ging dann wirklich aufwärts: Das Geld war plötzlich vorhanden.»
In dieses neue Klima fiel auch die Hausdurchsuchung beim Färbermeister B.. «Wo sind die Dokumente, die man bei den B's. gefunden hat?» fragt sich Herzig. «Die Bevölkerung ist nie offiziell informiert worden, was ge-

funden wurde.» «Das ist beschlagnahmt und befindet sich nicht in Lotzwil», vermutet Schneeberger.
«Ich weiss noch, dass die B's. noch einmal hier bei einem Nazifreund übernachtet haben», erinnert sich Herzig. «Ans betreffende Haus hat dann jemand in der Nacht ein Hakenkreuz gemalt. Der Besitzer hat das natürlich sofort überstrichen. Viele Jahre später, als das Haus renoviert wurde und als sie mit Hochdruck die Fassade gewaschen haben, ist das Hakenkreuz wieder zum Vorschein gekommen. Das wurde zum Dorfgespräch und viele vernahmen erst damals, dass dieses Haus die B's. noch in deren letzter Lotzwiler Nacht beherbergt hat, als diese ihre Wohnung bereits verlassen mussten.»
«Das ist ein wesentlicher Punkt für Lotzwil: Dass hier einer gewohnt hat, der wegen Verrat ausgewiesen worden ist. Das erklärt auch, weswegen ich im Aktivdienst, den ich im Stadtberner Regiment 14 leistete, sogar in unserem Bataillonsspiel 28 angehauen wurde: «Du Aschi, stimmt das, dass Lotzwil ein derartiges Nazinest ist?» Auch mein Bruder, der in einer anderen Einheit eingeteilt war, kam jeweils nach Hause und meinte: ‹Das ist unglaublich, wie ich wegen der Lotzwiler Nazis immer wieder angegriffen werde.› Lotzwil stand einfach ganz extrem da.»
Nach dem Krieg versöhnte man sich: «Wenn man aber bedenkt, wie sich beide Seiten belauert und gehasst haben, muss man sagen: Es ist mit der Wieder-Eingliederung gut gegangen. Sie haben schliesslich nach dem Krieg klein beigegeben und der Situation Rechnung getragen.» Entsprechend wertet Schneeberger auch die Szene am Bahnhof bei der Ausweisung B's.: «Viele hatten sich während des Kriegs den scheinbar Mächtigeren angepasst. Entsprechend war es ein Erfolg, dass wenigstens die Hälfte geklatscht hat, als die B's. gehen mussten. Aber man muss klar sehen: Auch das war schon wieder Anpassung an die neue Situation.»
In den Dörfern liefen die Erzählungen aus dem Aktivdienst zusammen, im Dienst berichteten sich die Soldaten gegenseitig, was sie im Zivilleben erfahren hatten. Das ergab, auch bezüglich der Schweizer Zusammenarbeit mit Nazideutschland, trotz Zensur ein Bild der Lage.
«Als wir das erste Mal nach sechs Wochen Urlaub wieder einrückten, war die Stimmung nicht mehr so gut wie zu Beginn des Aktivdienstes», berichtet Werner Schneeberger. «Sicher, als Feind haben wir immer die Deutschen gesehen. Das wurde in Manövern und den Orientierungen durch die Offiziere deutlich. Aber dann wurde das System der Ablösungs-

dienste eingeführt: Wir wurden jeweils nach rund zwei Monaten abgelöst und erhielten immer längeren Urlaub. In der Einheit hielten dann jene die Stellung, die zu Hause keinen Job in Aussicht hatten.»
«Wir hatten ein ungutes Gefühl: Wir konnten nach Hause, konnten arbeiten – aber warum? Man vermutete, dass es ein Abkommen mit Hitler-Deutschland gebe. Ich arbeitete zwar auf dem Bau, aber Kollegen haben Kriegsmunition gemacht, andere haben Flugzeug- oder U-Boot-Motoren gebaut. Das liess sich nicht unter dem Deckel halten. Offiziell ist dies zwar nie bestätigt worden. Aber man weiss einfach im Nachhinein, dass da etwas gelaufen ist. Vor allem jetzt, wo man uns das aus dem Ausland vorhält.»
«Es ist nicht alles rechtmässig gelaufen, aber man muss sich auch in die Zeit von damals hineindenken: Die Schweiz hat wohl gegenüber den Deutschen argumentiert: ‹Wenn wir liefern sollen, müssen wir Soldaten nach Hause an die Arbeit schicken und brauchen die Sicherheit, dass wir nicht angegriffen werden.› Klar, das wurde abgestritten. Schon vom Unteroffizier an aufwärts wurde das bestritten, und von den Offizieren sowieso. Aber es hat einfach durchgedrückt: ‹Wir liefern Waffen. Verlängern wir damit nicht den Krieg?›»
«Aber ich sage ganz klar: Ich habe davon profitiert – eindeutig! Ich konnte arbeiten, Geld verdienen gehen. Mein Vater war damals krank, lag mit TBC im Spital, und da konnte ich Mutter Geld nach Hause bringen. Daneben hatte ich ein freieres Leben, bis ich wieder einrücken musste. Das ist etwas Ungutes, was die Schweiz damals gemacht hat, und das hat auf die Stimmung gedrückt. Auch die Disziplin hatte nachgelassen.»
«Es gingen damals Transporte durch die Schweiz: Deutschland – Italien», steuert Ernst Herzig bei. «Man sprach in Lotzwil über die Huttwilbahn: Da seien nachts Transporte durchgekommen, von denen man vermutete, dass sie Kriegsmaterial enthielten. Uns sagte man immer, es sei Kohle. Aber da ist vermutlich Kriegsmaterial verschoben worden. H., der Vize-Stationsvorstand, war überzeugt, einmal in einem der Wagen Stimmen gehört zu haben. Er vermutete, dass da heimlich Wehrmachts-Truppen nach Italien transportiert worden seien.»
Wie lebte ein Dorf, in dem der Graben so tief war, nach dem Krieg weiter? Ernst Herzig berichtet von Anpassung: «Schon während des Kriegs, als man sah, dass der Hitler auf die Nüsse kriegt und als der Amerikaner sich unserem Land immer mehr näherte, da haben viele Nazis zunehmend geschwiegen.»

«Wir können froh sein, dass der Krieg dieses Ende genommen hat und dass aus unserer Sicht die Richtigen gewonnen haben», bilanziert Schneeberger und meint: «In unserer Gemeinde Lotzwil ist der Übergang dann eigentlich recht glatt verlaufen. Ich habe ja bereits während des Krieges in den Ablösungsdiensten im Dorf gearbeitet und nach dem Krieg dann auch. Und da hatte ich mit denen von der anderen Seite direkt zu tun. Ich wurde Polier, musste oft den Arbeitgeber vertreten und wusste, dass einige der Kunden während des Kriegs ganz anders als ich gedacht hatten.»
«Nach dem Krieg hat man angefangen, sich wieder zu verstehen», berichtet Schneeberger. «Man hat vergessen und das Beste daraus gemacht. Der Krieg hatte alles verändert und als er vorbei war, ist auch wieder alles anders geworden. Das Leben ging weiter – auf beiden Seiten. Jene, die verloren hatten, haben sich eher still gehalten – bis auf wenige Ausnahmen, die noch heute sagen: ‹Es wäre gut, wenn wieder einmal ein Hitler käme, um Ordnung zu machen.›» – «Der ganze Zweite Weltkrieg sollte eine Warnung sein: Man muss darauf hin arbeiten, dass so etwas nicht mehr passiert», erklärt Schneeberger. «Man muss immer an die Millionen Opfer denken. Trotzdem gibt es in Deutschland heute wieder eine Hitler-Verehrung – und leider auch in der Schweiz.»

5. Fritz Dähler erzählt

Die dem vorangehenden Aufsatz zugrunde liegenden Zeitungsartikel lösten naturgemäss Reaktionen aus. Reagiert hat unter anderem der langjährige Lotzwiler Lehrer Fritz Dähler:
Mit grossem Interesse verfolgte ich im «Langenthaler Tagblatt» den Bericht über die Kriegszeit im Dorf Lotzwil, das damals als Nazinest bezeichnet wurde. Ich möchte kurz über ein anderes Nazinest, nämlich Biberist, berichten. In der dortigen Papierfabrik, der grössten der Schweiz mit einer Belegschaft von 800 bis 900 Personen, arbeitete mein Schwiegervater P. seit 20 Jahren als Oberwerkführer. Die Situation beim grössten Arbeitgeber des Dorfes war so: Der Generaldirektor E., ein ehemaliger Deutscher, hatte sich in der Schweiz eingekauft und es im Militär bis zum Obersten geschafft. Sein Schwager R., ein deutscher Nazi, hatte in der Fabrik das Urlaubswesen unter sich. Bei ihm musste

jeder Einrückende Marschbefehl und Dienstbüchlein vorweisen und sich auch wieder zurückmelden. Die entsprechenden Daten der Diensttuenden wurden anschliessend mit Schwarzsender nach Deutschland gefunkt.

Der direkte Vorgesetzte von P. war der technische Direktor F., ebenfalls ein deutscher Nazi. Wenn P. von der Fabrik nach Hause kam, sagte er oft verärgert: «Der Weizsäckerli isch wieder do, was hecken ächt die Kresse wieder uus?» (Ernst Freiherr von Weizsäcker, 1882–1951, 1938 Staatssekretär im Auswärtigen Amt, später Botschafter in Bern, dann im Vatikan, wurde im Nürnberger Prozess als Nazi zu Gefängnis verurteilt. Der Sohn, Richard von Weizsäcker, in Bern zur Schule gegangen, wurde 1984 Bundespräsident der BRD.)

Es verwunderte in dieser Fabrikatmosphäre nicht, dass in der Belegschaft auch Nazisympathisanten ihr Unwesen trieben und z.T. auch ihr Nazigwändli im Schrank bereit hielten. P. war ein senkrechter Schweizer, wie in Lotzwil der Schuhmacher Herzig, die beide Mühe hatten, diesem landesverräterischen Treiben untätig zusehen zu müssen. Im November 1942 hatte P. einen heftigen Disput mit einem Naziarbeiter; darauf geschah das Unglück: P. kam total verstört gegen Abend von der Arbeit heim mit den Worten: «Sie hei mi usegheit!» Tage später kam der schriftliche Befehl, eine wahre Ungeheuerlichkeit, dass er das Gemeindegebiet von Biberist zu verlassen habe. Dann folgte noch ein Trostpflaster: Er erhalte den vollen Lohn bis zum 65. Altersjahr. (P. war damals 53-jährig.)

Auf der Strasse und in den Läden wurden meine Schwiegermutter und meine jetzige Frau nicht mehr gegrüsst, bzw. nur unwillig bedient. Nach einigen Tagen erhielt P. einen Brief von Direktor S. vom Cellulosewerk Attisholz mit der guten Nachricht, dass er eine Stelle für ihn gefunden habe in der Papierfabrik Cham. Der baldige Umzug dorthin war daher ein wahres Geschenk. In Cham war alles anders: Das Arbeitsklima war angenehm und man schätzte den versierten Mann über alles. Der versprochene volle Lohn von Biberist traf pünktlich ein und der Zugersee wurde ein wahres Paradies für den passionierten Fischer.

Kurze Zeit später verschwand in Biberist der Nazischnüffler R. mit Familie bei Nacht und Nebel nach Deutschland, der technische Direktor F. nahm sich das Leben, Frau und Söhne wurden nach Kriegsende des Landes verwiesen. Im Nachhinein vernahm man, wie viele rechtschaffene Bürger von Biberist eigentliche Landesverräter gewesen waren.

Gottlob ist der Schrecken von damals vorbei; aber vergessen und verdrängen ist allemal gefährlich.

Der vorliegende Aufsatz erschien in dreiteiliger Folge im «Langenthaler Tagblatt» (28.10., 29.10. und 31.10. 1998), die Reaktion von Fritz Dähler im Lotzwiler Mitteilungsblatt «Lotzbu Löi» Nr. 257 vom Februar 1999. Der leicht überarbeitete Abdruck im Jahrbuch erfolgt mit Erlaubnis von Daniel Haller, Werner Schneeberger, Ernst Herzig und Fritz Dähler.

Anmerkung

1 Gemäss Auskunft des Bundesarchivs sind im Dossier B. die von Herzig und Schneeberger erwähnten Listen nicht vorhanden. Im Einvernahme-Protokoll vom 8. Mai 1945 wehrt sich B.: «Ich behaupte, dass ich nie eine verbotene Tätigkeit gegen die Schweiz ausgeübt habe.»

Die Lenkwaffenstellung auf dem «Hellchöpfli»

Hans Roth und Peter Hänni

Planung und Bau 1962–1969

Zwischen 1969 und 2000 betrieb die Schweizer Armee auf dem Hellchöpfli bei Rumisberg eine von sechs Stellungen für die Boden-Luft-Lenkwaffe «Bloodhound». Die Planung der Anlage begann im Jahr 1962. Damals orientierte das Eidgenössische Militärdepartement (EMD) die Regierungsräte der Kantone Solothurn und Bern über die geplante militärische Anlage. Die Abteilung für Militärflugplätze (AMF) ihrerseits setzte die Gemeinden Matzendorf, Laupersdorf, Wolfisberg und Rumisberg ins Bild. Weil ein Wanderweg verlegt werden musste, wurde das Vorhaben auch den Berner Wanderwegen sowie dem Natur- und Heimatschutz von Bern und Solothurn vorgestellt.

Aus Aktennotizen geht hervor, dass die Erschliessung der Anlage Hellchöpfli zuerst von Süden her via Rumisberg und Schoren geplant worden war. In den ersten Plänen waren auch zwei Reservoire in Schoren und eines auf dem Jurakamm beim Hellchöpfli vorgesehen. Diese Wasserreservoire sollten das Truppenbarackenlager in unmittelbarer Nähe der Alpwirtschaft Hinteregg und die Anlagen auf dem Hellchöpfli mit Trinkwasser und Löschwasser versorgen.

1963 wurden die Landerwerbsverhandlungen mit den Gemeinden aufgenommen und die Entschädigungsangebote für den Wald erarbeitet. Die Gemeinden Matzendorf und Rumisberg wehrten sich vehement gegen das Projekt. Sie wollten keinen Wald abtreten und forderten die Wahl eines neuen Standortes, die Erhaltung des Hellchöpfli als Bürgergut, Schutzwald und Aussichtspunkt sowie die Erhaltung des Wanderweges. Zusätzlich verlangte Rumisberg den Verzicht auf eine Zufahrt sowie eine elektrische Zuleitung von Süden her. Schliesslich sollte kein Schiesslärm entstehen. Somit musste ein Schätzungsverfahren gegen die Burger-

Die Radarstellung auf dem Aussichtspunkt Hellchöpfli, Blick Richtung Westen: Links Betriebsgebäude und Truppenunterkunft, rechts Küche, Theorie- und Speisesaal sowie Fahrzeugeinstellhallen. Hinten rechts der Kollimationsturm zum Abstimmen der Radaranlage.

gemeinden Rumisberg und Matzendorf als Landbesitzerinnen eingeleitet werden. Der Bundesrat lehnte die Einsprache der beiden Gemeinden noch 1963 ab.

Den Wünschen der Gemeinden wie auch des Natur- und Heimatschutzes und der Berner Wanderwege konnte mit verbindlichen Zusagen entsprochen werden. So blieb das Hellchöpfli durch das Erstellen eines Plateaus als Aussichtspunkt erhalten. Auf das Landschaftsbild wurde mit Wiederaufforstungen Rücksicht genommen. Der Wanderweg konnte im Bereich der militärischen Anlagen zweckmässig verlegt werden.

Dem Widerstand der Gemeinde Rumisberg gegen die Erschliessung von Süden her kam die Projektleitung nach, indem diese von Norden her via Laupersdorf erfolgte. Weiter wurde entschieden, das Trinkwasser und Löschwasser für den Betrieb der Anlagen mit einer Regenwasseraufbereitungsanlage im Areal selbst sicherzustellen. Schliesslich wurde auch zugesagt, dass Schiesslärm vermieden werden sollte.

1966 konnte der Vergleich vor der Eidgenössischen Schätzungskommission abgeschlossen werden. Insgesamt mussten für die Anlage 99 269 m² Land abgetreten werden. Davon entfielen 41 422 m² auf die Gemeinde Rumisberg, 52 432 m² auf Matzendorf, 4886 m² auf Wolfisberg und 529 m² auf Laupersdorf. Die Landerwerbskosten bezifferten sich auf 320 000 Franken. Die gesamte Rodungsfläche betrug 500 Aren, die Wiederaufforstung und die Ersatzaufforstung schliesslich 567 Aren. Der Bund leistete für die Ersatzaufforstung an die Gemeinden den Betrag von total 55 000 Franken. Bestandteil der Enteignung war auch die elektrische Zuleitung ab Rumisberg Hinteregg bis Hellchöpfli. Der Wanderweg wurde zu Lasten des Bundes verlegt.
Die Bauarbeiten konnten am 1. Oktober 1966 begonnen werden und dauerten bis 31. März 1969. Von den Baukosten von 7,5 Mio. Franken entfielen 4,1 Mio. Franken auf Tiefbauarbeiten, 2,1 Mio. Franken auf Hochbauarbeiten und 1,2 Mio. Franken auf die Zufahrtsstrasse. 3,7 Mio. Franken konnten an Unternehmen im Kanton Solothurn vergeben werden, 3,1 Mio. Franken an solche im Kanton Bern, der Rest in der übrigen Schweiz.

Betrieb der Lenkwaffenstellung 1969–2000

Die sechs Standorte dieser für die Schweizer Armee neuen Waffe und deren Belegung mit Feuereinheiten war aufgrund eingehender Studien nach taktischen und technischen Gesichtspunkten bestimmt worden. Jede Flab-Lenkwaffen-Stellung umfasste ein Grundstück von einer entsprechenden Grösse, innerhalb welchem eine Kommandoorganisation, Einsatz- und Radareinrichtungen, eine Anzahl Werfer (Startrampen), mehrere Magazine für die Lenkwaffen sowie eine Reihe weiterer Bauten und Einrichtungen, die für den Betrieb einer solchen Anlage im Frieden und Krieg nötig waren, gebaut und dann unterhalten wurden.
Die Truppe, welche die Stellung bediente, benötigte Arbeits-, Instruktions- und Verpflegungsräume sowie Unterkünfte. Die recht schweren und langen Lenkwaffen mussten über gut ausgebaute Strassen und Plätze verschoben werden können. Für jede Stellung musste eine Anzahl Spezialfahrzeuge angeschafft werden, für welche Einstellräume und Unterhaltseinrichtungen nötig waren. Die Anlagen waren auch in Friedenszeiten von ausgebildetem Wachtpersonal mit Hunden bewacht, was

Die Radaranlage: Unten der splittergeschützte Kommando- und Geräteraum, oben die drehbaren Haupt- und Nebenantennen.

ebenfalls spezielle Bauten und Installationen erforderte. Bedingung für den autonomen Einsatz der Stellung war auch eine eigene Stromversorgungsanlage. Schliesslich waren die Wasserversorgungen und Kanalisationen mit Kläranlagen den Bedürfnissen entsprechend angelegt.
Bauten für Unterhalt und Lagerung wurden damals wie folgt begründet: Das umfangreiche und technisch hoch entwickelte Lenkwaffenmaterial erfordert einen entsprechenden Unterhaltsdienst. Vom sorgfältigen Unterhalt dieses Materials hängt die Einsatzbereitschaft ab. So musste ausserhalb der Truppenbelegung die Funktionsbereitschaft sichergestellt und in kurzen zeitlichen Abständen überprüft werden. Unter der Leitung des Stellungschefs Meinrad Schaad und Fachspezialisten des Bundesamtes für Militärflugplätze (BAMF) wurde die Anlage 31 Jahre lang einsatzbereit gehalten.
Für die Anschaffung des gesamten Lenkwaffensystems hatte die Bundesversammlung 1961 300 Mio. Franken gesprochen. Die Wahl war auf den britischen «Bloodhound» gefallen, weil er sich nach Reichweite und Treffererwartung für die ihm im Rahmen der Landesverteidigung zugedachten Aufgaben den anderen damals angebotenen Systemen als über-

Die Truppenunterkunft mit Küche, Theorie- und Speisesaal.

Die gepanzerten und klimatisierten Lenkwaffenmagazine.

legen erwies. Besonders eignete er sich für die Bekämpfung von hoch und rasch fliegenden Luftzielen. Die Schweiz verfügte über mehrere Einheiten dieses Waffensystems, die in sechs stationären, über das ganze Land verteilten Stellungen eingerichtet waren. Beim Aufbau des Systems beschränkte man sich nicht wie üblich auf «Versuchsbatterien», sondern rüstete sofort zwei Abteilungen mit dieser bereits erprobten Waffe aus. Jede Abteilung bestand aus je drei Batterien (Bttr), wobei eine Batterie

Lenkwaffenabschuss in England. Im Feuerstrahl sichtbar die Abschussrampe. Die Lenkwaffe mit den Startraketen samt Stabilisatoren, die später abgeworfen werden. Weiter vorne die Steuerflügel, die die Lenkwaffe ins Ziel steuern.

einer Kompanie entsprach. Zudem wurden die beiden Abteilungen 71 und 72 zum Fliegerabwehr Lenkwaffen Regiment 7 (Flab Lwf Rgt 7) zusammengefasst.
Die Flab-Lwf-Stellung Hellchöpfli wurde von der Flab Lwf Bttr II/72 betrieben, einer militärischen Einheit, die ausnahmslos aus Spezialisten mit einer abgeschlossenen technischen Berufslehre oder einem Studium bestand. Drei Wochen im Jahr wurde die Stellung kriegsmässig betrieben. Während der übrigen Zeit war das Bundesamt für Militärflugplätze (BAMF) für die Betriebsbereitschaft zuständig.
Die «Bloodhound» war keine Rakete, sondern ein Flugkörper, der durch zwei Strahltriebwerke angetrieben wurde, die denen der damals verfügbaren «Vampire»-Militärflugzeuge ähnlich waren. Zuerst wurde der Flugkörper mit Hilfe von vier Startraketen abgeschossen und auf eine

Die Radarstellung mit Blick Richtung Nordosten. Vorne die Zufahrt zum Hauptplatz, rechts das Betriebsgebäude, in der Mitte die Truppenunterkunft mit Einstellhallen, ganz links die Zufahrt zur Werferanlage.

gewisse Höhe und Geschwindigkeit gebracht. Dann fielen die ausgebrannten Raketenhüllen zu Boden, und der Flugkörper setzte mit den zwei Strahltriebwerken den Flug fort. Mit seinen beweglichen Tragflächen lenkte er sich selber und erreichte mehr als zweifache Schallgeschwindigkeit.

Es gab verschiedene Zielsuchverfahren, die während eines Fluges zur Anwendung kommen konnten. Normalerweise wurde das zu bekämpfende Ziel vom Boden aus durch impulsförmige Radarstrahlen angestrahlt. Die vom Ziel reflektierten und wieder empfangenen Impulse wurden ausgewertet und dem Flugkörper zum Auffinden, Verfolgen und Treffen des Zieles übermittelt. Gegenüber der Flugwaffe hatte die «Bloodhound»-Lenkwaffe den grossen Vorteil, dass sie ununterbrochen einsatzbereit war, also auch bei Nacht oder bei schlechten Wetterverhältnissen. Weitere

Stärken des «Bloodhound»-Systems waren die sehr hohe Treffergenauigkeit und die grosse Unempfindlichkeit gegenüber elektronischen Störmassnahmen.
Da es in Friedenszeiten in der Schweiz aus räumlichen und sicherheitstechnischen Gründen nicht möglich war, «Bloodhound»-Flugkörper abzuschiessen, erfolgte die Ausbildung für den Einsatz vor allem an Simulatoren, mit denen alle Funktionen eines tatsächlichen Abschusses vorgegeben, durchgeführt, geprüft und ausgewertet werden konnten. Ausserdem haben die Schiessversuche in Grossbritannien die hohe Treffersicherheit des «Bloodhound»-64-Lenkwaffensystems auch unter Bedingungen der elektronischen Kriegsführung laufend bewiesen.

Nutzung seit 2000

Mit der Ausserbetriebsetzung der «Bloodhound»-Flablenkwaffen wurde auch die bis dahin als geheim klassifizierte Stellung auf dem Hellchöpfli aufgehoben. Der Rückbau des Rüstungssystems wurde am 30. Juni 2000 abgeschlossen. Die Gebäudeinfrastruktur wurde aber für die Grundausbildung und für die Fortbildung von Armeeangehörigen belassen.
Damit der Objektschutz und Objektdurchsuchungen einsatzorientiert und realistisch ausgebildet werden können, sind die Radarstation und die Einsatzzentrale weitgehend unverändert belassen worden. Das Areal eignet sich hervorragend für die Grundausbildung und Funktionsausbildung bis Stufe Einheit. Die alten «Bloodhound»-Stellungsräume werden heute optimal als Gruppen- oder Zugsarbeitsplätze genutzt. In den Gebäuden können 120 Angehörige der Armee wohnen.
Seit dem 1. Juli 2000 wird die Anlage durch den Eidgenössischen Zeughaus- und Waffenplatzbetrieb Wangen a. A. verwaltet und betrieben. Der heute verantwortliche Hausmeister, Alex Kissling, war während 31 Jahren, seit der Inbetriebnahme im Jahr 1969, im Auftrag des Bundesamtes Betriebe der Luftwaffe auf der Flablenkwaffenstellung tätig. Seit zwei Jahren untersteht er nun dem Bundesamt für Betriebe des Heeres.
Der Nachteil der acht Kilometer langen Zufahrtsstrasse von Laupersdorf her wird auf dem 1234 m.ü.M. gelegenen «Hellchöpfli» durch die oft hervorragende Rundumfernsicht mehr als kompensiert. Auch wird das in

dieser Höhe während der Übergangszeit im Frühjahr und Herbst oft nebelfreie Wetter durch die Benutzer sehr geschätzt.
Im Jahr 2000 war die Anlage während 24 Wochen durch Truppen belegt, 2001 während 28 Wochen, 2002 werden es bis Ende Jahr 30 Wochen sein. Damit scheint das Angebot der Ausbildungsanlage «Hellchöpfli» den Bedürfnissen der Truppe zu entsprechen.
Ob mit der neuen Armee XXI dieses Areal in Zukunft weiterhin militärisch benötigt wird, kann zurzeit noch nicht beurteilt werden. Die besondere Lage wird aber in Zukunft bei Übermittlungsformationen und EKF-Einheiten auf grosses Interesse stossen.
Während auf dem «Hellchöpfli» die Gebäude ohne die Waffensysteme erhalten geblieben sind, hat der Kanton Zug auf dem Gubel bei Menzingen eine voll ausgerüstete Stellung als «wichtigsten monumentalen Zeugen des Kalten Krieges in der Schweiz» im September 2000 unter Denkmalschutz gestellt. Seit Juni 2002 ist sie für geführte Gruppen zugänglich.

Grundlagen

Liegenschaftsakten «Hellchöpfli» aus dem Bundesamt der Betriebe des Heeres
Chronik der Flab Lwf Bttr II/72
Korrespondenzen, Aktennotizen aus dem Archiv der Luftwaffe in Dübendorf

Glas Trösch, Bützberg

Heinz Trösch

Am 15. Dezember 1994 ruft mich mein Sohn Erich aus Hombourg, Elsass, an. Er berichtet mir, dass vor einigen Tagen mit dem Aufheizen des 1600 Tonnen fassenden Glasofens begonnen worden sei. Einen Monat später, am 17. Januar 1995, bin ich mit einer kleinen Gruppe von Mitarbeitern und Führungskräften dabei, als das erste klare Floatglas vom Band gezogen wird. Damit hat für unser Unternehmen eine neue Epoche begonnen. Der Beginn der eigenen Glasproduktion setzt einen Schlusspunkt hinter die fast hundertjährige Entwicklung unserer Firma, welche von drei Generationen geprägt wurde. Die eigene Glasproduktion soll aber auch der Ausgangspunkt sein für eine erfolgreiche Gestaltung der Zukunft durch die vierte Generation. Das Unternehmen hat sich Schritt um Schritt von einem kleinen Fabrikations- und Handelsbetrieb zu einem Unternehmen von beachtlicher Grösse mit gegen 2800 Mitarbeitern und Fabrikationsbetrieben in der Schweiz, Deutschland und Frankreich entwickelt.

Die Voraussetzungen für die Errichtung einer eigenen Glasfabrik, eine Investition von 150 Millionen Schweizer Franken, wurden durch die dritte Generation mit meinem Bruder Erwin Trösch und mir geschaffen. Realisiert und in Betrieb gesetzt wurde das neue Floatwerk bereits unter der Leitung von Erich Trösch, der vierten Generation, unterstützt natürlich durch viele tüchtige Führungskräfte, Ingenieure und Mitarbeiter auf allen Stufen.

An diesem Januartag, an dem das erste Floatglas das Band verlässt und wo die nächsten 10 bis 12 Jahre kontinuierlich Tag und Nacht – 365 Tage im Jahr – Glas produziert werden soll, bewegen mich verschiedene Erinnerungen. Ich denke zurück an die Ursprünge unseres Unternehmens, an die vielen Erfolge und Misserfolge auf dem Weg bis hierher, an die vielen rationalen und emotionalen Entscheidungen, die das Unternehmen bis heute begleitet haben. Ich denke aber auch zurück an die vielen tüchtigen

Erstes Geschäftshaus im Eggen, Bützberg, jetzt Schlossstrasse 14.

und loyalen Mitarbeiter, die uns auf dem Weg bis hierher unterstützt haben. Als ich 1951 und mein Bruder 1958 in den Betrieb eintraten, beschäftigten wir um die 25 Mitarbeiter, die wir natürlich alle persönlich bestens kannten, was bei der heutigen Grösse leider nicht mehr möglich ist.

Der Gründer

Der Grundstein für das Unternehmen wurde von unserem Grossvater, Johann Friedrich Trösch (1874–1954), gelegt. Nach einer kaufmännischen Lehre bei Alexander Lehmann in Langenthal und Wanderjahren, die ihn nach Burgdorf und nach Le Locle im Neuenburger Jura führten, übernahm er eine Stelle als Buchhalter bei seiner Lehrlingsfirma in Langenthal. Doch seine Interessen gingen weit über die buchhalterische Tätigkeit hinaus. Der Wunschberuf unseres Grossvaters war Chemiker, und er soll immer mit Chemikalien herumhantiert und gepröbelt haben. Seine Schwiegermutter soll gesagt haben, entweder werde er ein reicher Mann oder ein Habenichts. Sein Ziel war es, selbstständig zu werden.

Johann Friedrich Trösch
(1874–1954)

Durch Zufall begann er, sich mit der aufkommenden Fotografie zu befassen. Mit einem grossen Holzkasten mit Objektiv, einem damals modernen Fotoapparat, war er unterwegs und machte Fotos für seine Arbeitgeber, die dann als Postkarten gedruckt und verkauft wurden. Belichtet wurden mit Silber beschichtete Glasplatten. Das Fotografieren faszinierte ihn, und so versuchte er sich in der Herstellung von Porträtmedaillons. Fotografierte Personen wurden in Schwarz-Weiss oder in Farbe auf Porzellanmedaillons übertragen, manchmal auch auf Porzellanteller. Auch Landschaften oder Dorfansichten wurden fotografiert und in Farbe auf Teller und Platten kopiert. Meine Cousine, Käthi Pitteloud-Jutzeler in Thun, hat noch Unikate aus dieser Zeit in ihrem Besitz.
Die übertragenen Fotos mussten eingebrannt werden. Deshalb wurde im Keller des ehemaligen Bauernhauses im Eggen in Bützberg – heute Schlossstrasse – ein Brennofen eingerichtet. Er befindet sich immer noch dort. Grössere Stücke wurden auch in der damals entstandenen Porzellanfabrik Langenthal eingebrannt. Mein Grossvater soll auch beim ersten Brand dieses neuen Betriebes dabei gewesen sein.

In die Selbstständigkeit

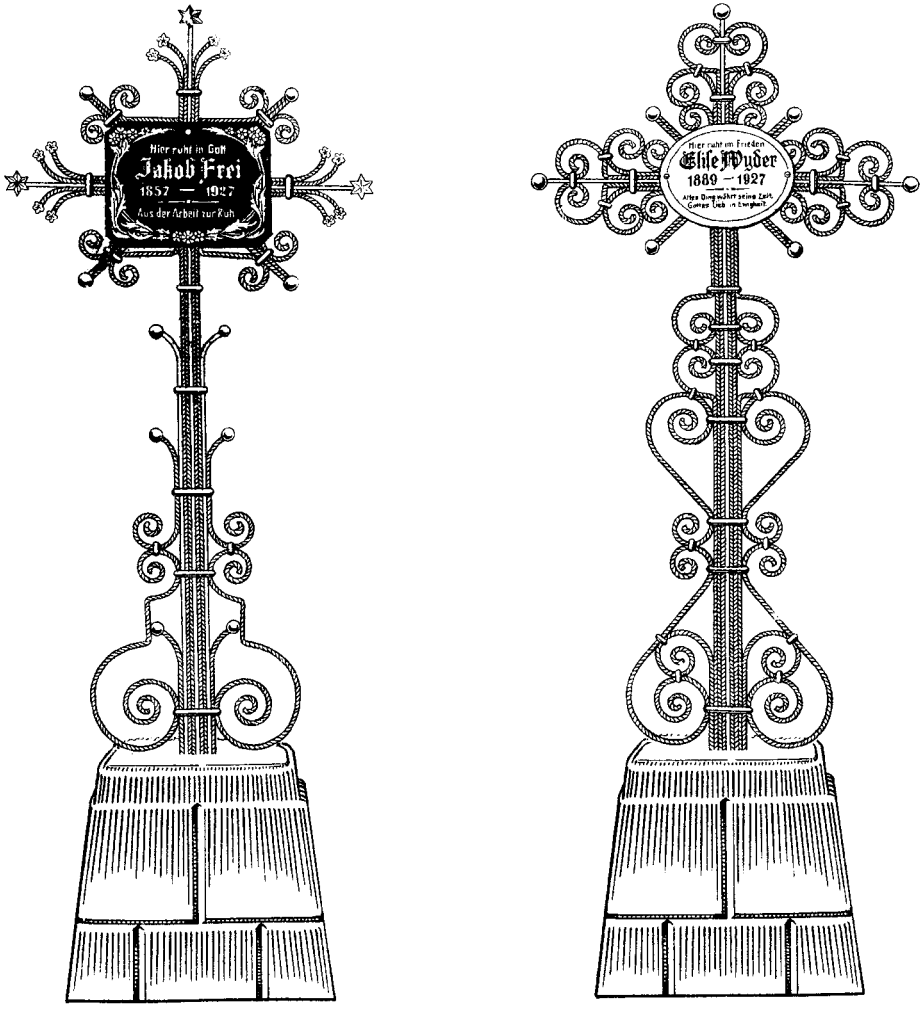
Um die Jahrhundertwende, das heisst zirka 1900, machte sich Johann Friedrich Trösch dann tatsächlich selbstständig. Nach vielen Versuchen gelang es ihm endlich, auch Farbfotos in einwandfreier Qualität auf Porzellan zu übertragen. Er glaubte, damit eine Grundlage für eine selbstständige Tätigkeit gefunden zu haben. Offenbar schätzte er den Markt aber nicht ganz richtig ein. Zwar funktionierte die Herstellung der verschiedenen Produkte, aber es bestand keine Nachfrage. So muss er, wohl um das Geschäft anzukurbeln, auch mit dem Verkauf von Büroutensilien begonnen haben. Wir fanden später im Estrich des alten Hauses unserer Familie in Bützberg noch Kisten voll von Messingtintenfässern, Briefwaagen, Brieftrocknern, Federhaltern und anderen Gegenständen, die damals für die Ausstaffierung der Steh- und der ersten Sitzpulte benötigt wurden. An diesen Gegenständen findet man auch bereits die ersten Glasartikel. Der Deckel des Tintenfasses ist aus geschliffenem Schwarzglas, ebenso der Boden eines Briefhalters. Damit sind die ersten Verbindungen zur späteren Haupttätigkeit, der Glasverarbeitung, hergestellt.

Um das Jahr 1905 gründete Johann Friedrich Trösch zusammen mit einem Partner, Herrn Abächerli aus Sarnen, die Firma Abächerli & Trösch, Photokeramische Anstalt in Bützberg. Zweck der Firma war der Druck und die Herstellung von Affichen und Aushängeschildern. Abächerli brachte die nötigen Druckkenntnisse mit für das Drucken der Schriften auf verschiedene Materialien wie Glas, Kupfer, Messingblech. Mein Grossvater brachte die kaufmännischen Kenntnisse ein sowie die Erfahrungen aus der erfolglosen Medaillonproduktion. Basierend auf dessen Versuchen begann die Firma, der damaligen Sitte entsprechend, die Portraits von verstorbenen Personen auf ovale Porzellanplatten zu kopieren und mit gedruckten Schriften zu versehen. Das Bedrucken der Platten bedeutete – gegenüber der früher üblichen Handbeschriftung – einen technischen Fortschritt. Die Schriften wurden jetzt mit einer neu angeschafften Handdruckmaschine aufgebracht.

Unser Grossvater entwickelte nun ein Verfahren, mit dessen Hilfe gedruckte Schriften und Fotografien auf einfache Art und Weise auf Porzellan und später auf Glas übertragen werden konnten. Wie mir mein Vater erzählte, muss es sich um ein Gelatineverfahren gehandelt haben, dessen Funktionieren mir heute nicht mehr bekannt ist. Es wurden vermehrt

Grabplatte (1906), Porzellan mit gedruckter Schrift.

Grabplatten aus Porzellan hergestellt. Als Ergänzung dazu – heute würde man sagen Diversifikation – wurde der Handel mit gusseisernen Grabkreuzen aufgenommen. Auch davon hat es immer noch eine ganze Wagenladung im Keller des alten Hauses. Der Aufdruck der Schriften auf Porzellan wurde nun ersetzt durch das haltbarere Sandstrahlverfahren. Die Porzellanplatte wurde mit einer Klebefolie abgedeckt, die Schrift ausgeschnitten, mit Sandstrahl vertieft und anschliessend vergoldet.
In dieser Zeit trennte sich unser Grossvater von seinem Compagnon Abächerli und übernahm allein die Produktion und den Vertrieb von Grabkreuzen und Schrifttafeln. Das durch ihn entwickelte Gelatinekopierverfahren verkaufte er mit Erfolg quer durch Europa. Er fand Abnehmer in Deutschland, Holland, Spanien und auf dem Balkan. Er besuchte auch die erste Weltausstellung in Paris. Ich erinnere mich noch, dass mein Grossvater ein interessantes Beziehungsnetz unterhielt. Der Teppichhändler Karagösian aus Armenien ist mir namentlich noch in Erinnerung sowie ein Hypnotiseur, von dessen Fähigkeiten er mir erzählte. Manchmal durfte ich ihn mit der Bahn nach Bern begleiten, wo er im Bahnhofbuffet und in anderen Berner Wirtschaften seine Geschäftsfreunde traf.
Neben dem Handel mit Gusskreuzen, welche zugekauft werden mussten, begann Johann Friedrich Trösch selber mit der Herstellung von Kreuzen



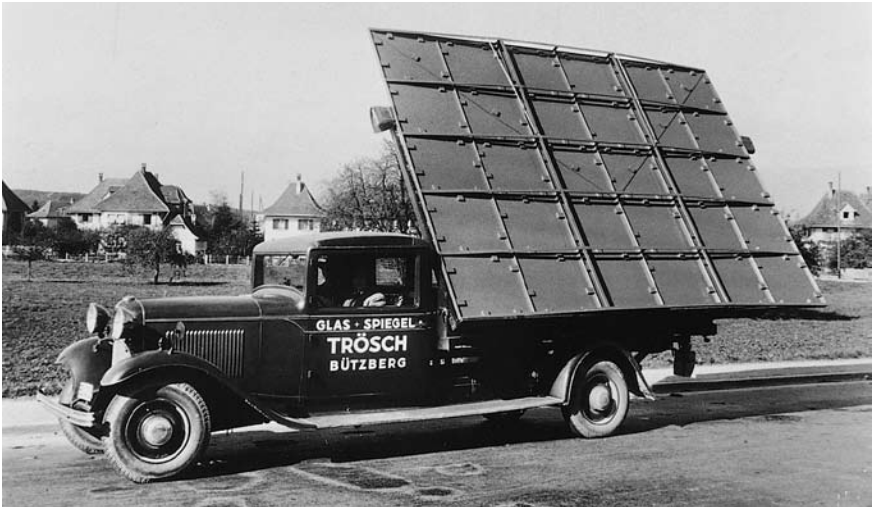
Grabkreuze aus Draht mit Schwarzglas- und Porzellan-Tafel mit vergoldeten Kugeln und Sternen verziert.

aus gedrehtem Draht. Diese Drahtgrabkreuze, an deren Herstellung ich mich noch sehr gut erinnern kann, wurden an ihren Enden mit vergoldeten Porzellankugeln und Sternen verziert. In der Mitte des Kreuzes wurden die speziell hergestellten ovalen Porzellan- oder Glasplatten angebracht. Der Erste Weltkrieg von 1914–1918 verunmöglichte Auslandreisen und führte auch zu einer wirtschaftlichen Stagnation in der

Schweiz. Nach Kriegsende grassierte auch in der Schweiz eine schlimme Grippeepidemie mit vielen Toten. Es setzte eine grosse Nachfrage nach preisgünstigen Grabkreuzen ein. Mit seinen Drahtgrabkreuzen, welche wesentlich billiger waren als gegossene Eisenkreuze, lag mein Grossvater genau richtig im Markt.
Die Porzellanplatte wurde nun definitiv durch eine ovale Schwarzglasplatte ersetzt. Das Schwarzglas war 6 mm dick und wurde damals in der Tschechoslowakei hergestellt. Die Tschechoslowakei war nach dem Ersten Weltkrieg die führende Nation in der Glasherstellung. Am Anfang wurden die Schwarzglasplatten fertig geschliffen von zwei Firmen in Zürich bezogen. Eine davon war die Firma Grambach & Co. AG in Seebach-Zürich, welche wir 1984 – allerdings nicht wegen der Schwarzglasplatten – übernehmen konnten. Die Beschaffung dieser Schwarzglasplatten war umständlich und teuer. Teilweise waren sie unexakt geschnitten, passten nicht auf den vorgesehenen Platz und mussten immer wieder zur Nachbesserung an den Lieferanten nach Zürich zurückgesandt werden.

Die eigentliche Glasgeschichte beginnt

Deshalb entschloss sich mein Grossvater, die Schwarzglasplatten selber herzustellen. Es wurden zwei Glasschleifmaschinen angeschafft. Das eine war eine einfache horizontale Eisenscheibe von zirka 1 m Durchmesser, auf der unter Hinzugabe von nassem feinem Quarzsand Glas geschliffen werden konnte. Die zweite war eine gleich grosse Steinscheibe für den Feinschliff. Angetrieben wurden die Maschinen durch einen Elektromotor, und die Kraft wurde mit Transmissionsriemen übertragen. Die ovalen und rechteckigen Glasplatten wurden jetzt aus grösseren Tafeln, welche man direkt aus der Tschechoslowakei importierte, geschnitten und geschliffen.
Damit begann die eigentliche Glasgeschichte unseres Familienunternehmens. Die Firma wurde jetzt unter dem Namen Johann Friedrich Trösch, Glasschleiferei und Schilderfabrik, weitergeführt. Ein erster Glasschleifer wurde angestellt. Es hatte sich herumgesprochen, dass in Bützberg Glas geschliffen werden konnte. Ein neuer Bedarf zeichnete sich im Bereich der Autowindschutzscheiben ab. Die ersten Carrossiers fuhren mit ihren offenen Autos vor, um Windschutzscheiben passend schleifen zu lassen. Es gab auch zerbrochene Windschutzscheiben, die ersetzt werden mussten.



Umgebauter Ford, Lieferwagen mit selbstkonstruiertem Schaufenstergestell, ca. 1930.

Zur damaligen Zeit bestanden die Windschutzscheiben aus einfachem, geschliffenem Spiegelglas, später aus so genanntem Verbundsicherheitsglas. Verbundsicherheitsglas besteht aus zwei dünnen Glasscheiben von 2 bis 3 mm Dicke mit einer dazwischen liegenden zähen Sicherheitsfolie. Diese Kunststofffolie von damals in einer Stärke von 1 mm vergilbte sehr rasch. Wer erinnert sich noch an die ganz alten Autos mit den leicht gelblichen, vergilbten Sicherheitsglasfrontscheiben?
Unser Grossvater kaufte das erste Verbundsicherheitsglas in Tafeln von zirka 1,5 x 1,8 m ein und begann dieses zuzuschneiden und zu schleifen. Beschäftigt waren mein Vater, zuständig für Zuschnitt und Einsatz der Windschutzscheiben, sowie der Glasschleifer Alfred Kaser. 1923 wurde die erste Kiste grösseres Spiegelglas eingekauft. Damit produzierte man nicht nur Windschutzscheiben, sondern auch die ersten Glasplatten für Nachttische und Nachtkommoden. Mit den Windschutzscheiben belieferte man viele noch heute existierende Carrosserien wie zum Beispiel Gygax in Biel, Hess in Solothurn, Grogg in Langenthal.
Nach vielen Jahren Unterbruch haben wir 1979 durch den Aufbau einer Handelsabteilung für Autoersatzscheiben diesen Firmenzweig wieder aufgenommen. 1983 begannen wir in Ursenbach mit der Produktion von

Windschutzscheiben. Heute beliefern wir von Ursenbach und von unserem Verteilzentrum Oensingen aus Garagen und Carrossiers in der ganzen Schweiz damit.
Meine frühsten Erinnerungen an meinen Grossvater reichen so ungefähr in die Zeit um 1940 zurück. Ich war damals sechsjährig. Ich sah dem alten Mitarbeiter und Glasschleifer Alfred Kaser noch zu, wie er auf der 1933 angeschafften grossen böhmischen Steinwalze von 1,5 m Durchmesser und 3 m Länge Glaskanten schliff. Im Verlaufe seines Schleiferlebens hat er die Walze um zirka 30 cm heruntergeschliffen. Zu dieser Zeit waren auch ein weiterer Glasschleifer namens Otremba sowie ein Spezialist aus Deutschland namens von Appen in der Firma tätig. Ich sah zu, wie Kaser am Nachmittag in der Werkstatt seine Drahtgrabkreuze drehte, und ich beobachtete von Appen, wie er die ovalen Schwarzglasplatten mit Folie beklebte, die Schriften ausschnitt, sandstrahlte und dann mit Blattgold vergoldete. Ich war noch dabei, als die porzellanenen Kugeln und Sterne vergoldet, im Kellerofen gebrannt und die Grabkreuze damit verziert wurden. Ausnahmsweise war ich auch dabei, wenn mein Grossvater in seinem Büro einen Kunden empfing. Nach getätigtem Geschäftsabschluss, zum Beispiel mit dem Schlosser Girardet aus Langenthal – später Schlosserei Hans Geiser – wurde auf dem Bürokorpus im kleinen Büro im alten Gebäude ein weisses Tischtuch aufgedeckt, aus dem Keller eine Karaffe Wein geholt und in einem kleinen Pfännchen die Neuenburger Saucissons aufgekocht. Manchmal fiel auch für mich ein Rädchen von der Wurst ab, was meine Sympathie zu diesem Beruf schon in frühen Jahren weckte. Ich war ob solcher Geschäftstätigkeit ungemein beeindruckt und liebe Saucissons noch heute!

Exkurs: Ein Vorfahre im 18. Jahrhundert

Bei einer Ahnenforschung entdeckte mein Sohn Erich, dass es bereits 1762 einen Glasschleifer und Glaser Jakob Trösch in Forst bei Thunstetten gegeben haben muss. Im Historischen Museum in Bern gibt es eine ovale, zirka 20 cm grosse Wappenscheibe, die im Forst zu Thunstetten von Jakob Trösch hergestellt worden war. Der Glaser Jakob Trösch arbeitete damals noch mit mundgeblasenem Glas, das er entweder selber herstellte oder von den Glasmachern im waldreichen Napfgebiet zukaufte. Er muss

auf jeden Fall des Schneidens und des Schleifens kundig gewesen sein. Auf Grund von originalgetreuen Fotos, die uns vom Historischen Museum zur Verfügung gestellt worden sind, konnten wir diese Wappenscheibe von der Deutschen Glasfachschule in Hadamar durch Fachleute, welche die Technik des 18. Jahrhunderts in der Glasbearbeitung noch beherrschen, kopieren lassen. Vielleicht könnten wir bei gründlichen Nachforschungen unseren Glaserstammbaum bis zurück ins 18. Jahrhundert verfolgen.

Die zweite Generation

Damit beginnt die Geschichte der zweiten Generation unserer Firma. Mein Vater, Rudolf Friedrich Trösch (1907–1992), musste schon sehr früh als Oberklässler in seiner Freizeit im Betrieb mithelfen. Er lernte Schriften zu setzen, zu drucken, zu retouchieren, zu vergolden sowie Glasplatten und Grabkreuze fachgerecht zu verpacken und zu spedieren. Im März 1922 verliess er die Schule und verbrachte ein Welschlandjahr in Bière, wo er die höhere Oberschule besuchte. Ein Jahr später, das heisst im März 1923, trat er in den elterlichen Betrieb ein, absolvierte eine 3-jährige kaufmännische Lehre und besuchte von 1923 bis 1926 die Kaufmännische Schule in Langenthal. Da er neben den Glasschleifern, dem Spiegelbeleger und dem Grabplattenspezialisten der einzige Angestellte blieb, war er das Mädchen für alles und hauptsächlich mit praktischen Arbeiten im Betrieb beschäftigt. Meine Mutter erinnert sich noch, ihn gesehen zu haben, wie er als junger Mann mit einem hölzernen Handkarren Pakete und kleine Kisten auf der Dorfstrasse an den Bahnhof Bützberg zum Versand brachte.

Am laufenden Band wurden Windschutzscheiben repariert und in die Autos eingesetzt. Eine neue Schleifmaschine zum rationelleren Schleifen der Windschutzscheiben und der übrigen Glasplatten wurde angeschafft. Während seiner Lehre wurde aber auch das erste so genannte Kristallglas eingekauft, das für die Herstellung von Spiegeln benötigt wurde. 1926 wurden die ersten Versuche mit der Spiegelherstellung gestartet. Damals war diese noch eine halbe Geheimwissenschaft, hervorgegangen aus der Alchemie. Jeder Spiegelbeleger hatte sein eigenes Geheimrezept. Man musste also einen versierten Spiegelmacher anstellen, der dann das ent-

Rudolf Friedrich Trösch
(1907–1992)
Foto Felber, Langenthal

sprechende Know-how in die Firma einbrachte. Dass diese «geheime Tätigkeit» gut bezahlt werden musste, versteht sich von selbst. Der erste Spiegelbeleger hiess Pinkes. Er kam aus Deutschland. Er brachte ein zweiteiliges Belegeverfahren mit gekochter Salpetersäure mit. Es würde vermutlich den heutigen Umweltvorschriften nicht mehr entsprechen!
Mein Vater absolvierte von 1926 bis 1928 die Rekrutenschule. Nachher liess er sich 1928 in einem führenden Glasbetrieb in Mühlhausen im Elsass zum Glasfachmann ausbilden. Er lernte bei der Firma Gerrer alle praktischen Arbeiten, die im Umgang mit Glas nötig waren. Dazu gehörten Glas schneiden, Glas schleifen, Facetten schleifen, die Spiegelherstellung, das Einsetzen von Schaufenstern, das Ersetzen von Autoscheiben usw. Auch ich hatte als junger Mann noch Kontakt zur Firma Gerrer und vor allem zu einem Herrn Muth, dem Glasspezialisten, der uns später bei der Spiegelherstellung und bei anderen Problemen immer wieder mit Rat und Tat zur Seite stand. Die Firma Gerrer gibt es inzwischen nicht mehr. Aber für unsere Firma hat sich nach fast 70 Jahren der Kreis wieder geschlossen. 1993 haben wir im Elsass in der Nähe von Mühlhausen zuerst eine

Isolierglasfabrik, 1994 zwei grosse Beschichtungswerke und 1995 unsere erste Floatglasfabrik errichtet. Die zweite Floatfabrik bauten wir 1997 in Haldensleben bei Magdeburg, Ostdeutschland.
Nach der Rückkehr von Rudolf Friedrich Trösch aus dem Elsass wurde das Produktionsprogramm der Firma erweitert. Es wurden Glasschiebetüren, Tablare für die Möbelfabriken und die Schreinereien hergestellt. Mein Vater begann Möbelfabriken zu besuchen, um diesen Spiegel und geschliffene Gläser zu verkaufen. Die Reisetätigkeit wurde zuerst mit der Bahn und mit den zugemieteten Velos, später mit dem Auto – einem alten Fiat – ausgeführt. In der Tschechoslowakei wurde inzwischen das erste maschinell hergestellte Fensterglas gezogen. Erster Abnehmer für dieses neue Glas war die Möbelfabrik Fraubrunnen, die dann für lange Zeit zu einem der besten Kunden wurde. Ab 1929 begann die seriemässige Fabrikation von Kristallspiegeln für Schreiner und Möbelfabriken. Die Spiegel mit Breitfacette kamen in Mode. 1933 wurde eine mehrere Tonnen schwere, grosse Steinwalze aus Böhmen zum Feinschleifen von Glaskanten angeschafft. Damit konnte man auch eine wunderbare Hohlfacette herstellen, die bei den Kunden gut ankam.
Es wurden jetzt zwei Schleifer, Otremba und Kaser, beschäftigt. Mein Vater half ebenfalls kräftig im Betrieb mit. Am Morgen fabrizierte er Spiegel, half beim Glasschleifen und Einpacken und leitete die Firma. Am Nachmittag lieferte er die Ware selber mit einem umgebauten Lieferwagen der Marke Ford. Hie und da durfte ich meinen Vater begleiten, und ich erinnere mich noch gut an einzelne Kunden, an den Geruch des Lederpolsters des Lieferwagens und manchmal auch an die lange Warterei während der Kundenpflege. Diese Kundenpflege wurde am späten Nachmittag auch gern in den Gasthof des Ortes verlegt und endete nicht selten bei einem gemütlichen Jass und einem Glas Wein.
1932 trat der Schwager meines Vaters, Otto Jutzeler, als Glaszuschneider und Schleifer in den Betrieb ein. Ende 1942 wechselte er zur Firma Müller in Biel. Am 1. Mai 1952 zog er nach Thun um, wo er 1953 zusammen mit zwei Partnern die Firma Marti & Co., Glaserei und Glashandel, gründete. Nach der Pensionierung der Gründer und dem Austritt eines Partners übernahm Hans Fankhauser die Firma und baute sie im Verlaufe der Jahre zu der bedeutenden Glasverarbeitungs- und Handelsfirma Faglas aus. Inzwischen gehört diese auch wieder zu unserer Firmengruppe.

Alte Glasschleiferei

Doch zurück nach Bützberg. Es ging damals sicher etwas weniger hektisch zu als heute, obschon die Zeiten sehr hart waren und viele Betriebe um ihr Überleben kämpften. Da die Facettenspiegel in Mode waren, wurde ein moderner Facettenautomat in Betrieb genommen. Damaliger Anschaffungswert 20 000 Franken, was heute einer Summe von ungefähr 500 000 Franken entsprechen würde. Nach 1937 kamen die Facettenspiegel plötzlich aus der Mode. Gerade und einfach geschliffene Kanten waren gefragt. In der Architektur und Innenarchitektur setzten sich kubische, gerade, strenge Formen durch, was Auswirkung auch auf die Glasbranche hatte.
In diese Zeit fiel auch die Aufnahme der Produktion von so genanntem Eisblumenglas. Eisblumenglas wird hergestellt durch das Auftragen eines heissen Leims auf die flache Glasscheibe. Dann wird der Leim in einem Ofen getrocknet und anschliessend so erhitzt, dass er sich zusammenzieht

und vom Glas abspringt. Bei diesem Absprengprozess werden Glaspartikel von der Oberfläche mitgerissen, sodass wunderschöne Eisblumenmuster entstehen. Ich erinnere mich noch sehr gut an den Geruch des kochenden Leimtopfes, an das Auftragen des heissen Leimes auf das bereits zugeschnittene Glas und an das knisternde Geräusch, hervorgerufen durch das Absplittern des Leimes im Trockenofen. Diese Eisblumengläser wurden den Küchenmöbelfabrikanten geliefert. Einer unserer besten Kunden für dieses Produkt war die Firma Rohr in Madiswil. Als KV-Stift – damals vor allem mit praktischen Arbeiten im elterlichen Betrieb beschäftigt – habe ich mit unserem kleinen Lastwagen öfters die Firma Rohr in Madiswil angesteuert und mitgeholfen, Eisblumenglas abzuladen.

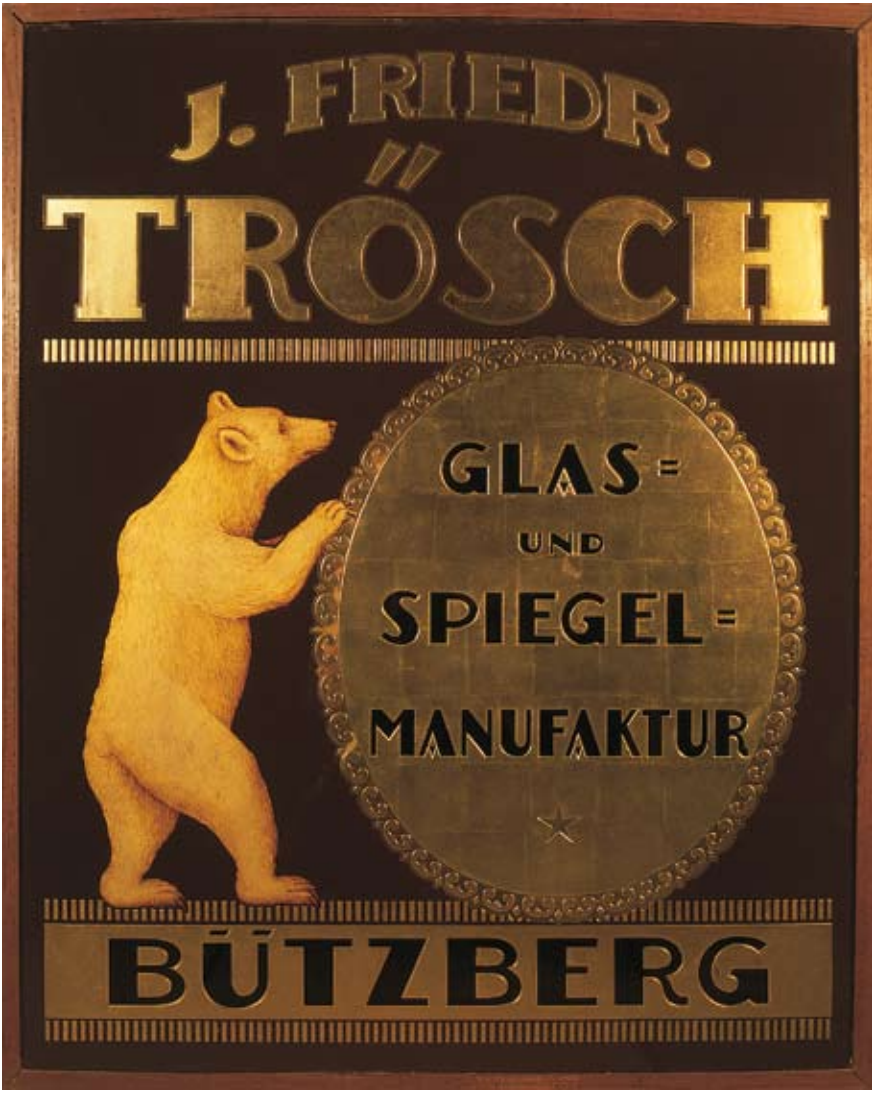
Von der Kommandit- zur Aktiengesellschaft

1938, kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, erfolgte die Umwandlung der Kommanditgesellschaft in eine Aktiengesellschaft. Die Firma R. F. Trösch AG wurde mit einem Aktienkapital von 100 000 Franken gegründet. Hauptaktionär und damit Inhaber wurde bis zum Jahre 1945 Rudolf Friedrich Trösch. Die erste Fabrikordnung vom 27. September 1941 ist noch von meinem Grossvater unterschrieben sowie von den Vertretern der Arbeiterschaft, Jakob Rickli, Spiegelbeleger, Welschland, und Otto Jutzeler, dessen Geschichte ich bereits erwähnt habe.
In der Kriegszeit von 1939 bis 1945 konnte der Betrieb nur mit Mühe aufrechterhalten werden. Die Glasbeschaffung gab grosse Probleme auf. Ab 1941 kamen keine Glaslieferungen mehr aus dem Ausland. Das Deutsche Reich führte für Glas sowie auch für andere Rohmaterialien in ganz Europa eine Planwirtschaft ein. Unser Land war von den Achsenmächten eingeschlossen. Es hing von Deutschland ab, ob aus den damals traditionellen Glasproduktionsländern Tschechoslowakei und Belgien noch Glas in die Schweiz eingeführt werden konnte oder nicht. Auf Umwegen gelang es immer wieder, das wichtige Kristallspiegelglas, aber auch das gezogene Fensterglas zu beschaffen. Als das Kristallspiegelglas ausfiel, mussten Spiegel aus gezogenem Fensterglas oder so genanntem Dickglas hergestellt werden. Dickglas ist nichts anderes als dickes Fensterglas. Es ist wellig und weist Verzerrungen auf und ist deshalb qualitativ für die Spiegelherstellung nicht so gut geeignet.

In den Jahren 1942 und 1943 war Kristallglas nicht mehr erhältlich. Auch in der Schweiz war die Glasversorgung inzwischen planwirtschaftlich geregelt. In Zusammenarbeit mit dem Bundesamt für Kriegsvorsorge entstand ein Glaskartell, genannt «Vertglas». In den Jahren 1942 und 1943 erhielt die Firma Trösch pro Jahr 10 Tonnen Glas zur Weiterverarbeitung zugewiesen. Als Vergleich dazu verarbeiten wir in unseren Betrieben heute pro Jahr über 150 000 Tonnen Flachglas. In unseren beiden Floatwerken im Elsass und bei Magdeburg im früheren Ostdeutschland produzieren wir täglich 1000 Tonnen Glas. In der Schweiz gab es damals zwei Glasfabriken, die eine in Moutier, die andere in Romont. Grund für die Standorte waren Sandvorkommen, vor allem aber günstige Energiequellen. Die beiden Werke waren die ersten in der Welt mit elektrisch betriebenen Glasschmelzöfen. Die Öfen wurden von einem Schweizer, einem Herrn Borel aus La Chaux-de-Fonds, entwickelt. Beide Fabriken stellten so genanntes Fenster- und Dickglas nach dem Forcault-Verfahren her. Das Glasband wurde aus dem Ofen vertikal zwischen Rollen geführt, mehrere Meter in die Höhe nach oben gezogen, durch einen Kühlofen geführt und im Anschluss daran abgeschnitten. Auffallendes Merkmal der damaligen Glasfabriken war also ein hoher Turm, da das Glas senkrecht nach oben gezogen wurde. Neben dem Kristallglas aus dem Ausland, einem Glas, bei dem die Oberfläche beidseitig mit riesigen flachen Schleifmaschinen plangeschliffen wurde, konnten wir also Fensterglas und Dickglas in der Schweiz besorgen.
Auch kurz nach dem Krieg blieb Flachglas Mangelware. Die Glasbarone jener Zeit konnten nur verteilen, die Kunden standen Schlange. Eine Situation, von der wir im heutigen harten Verdrängungswettbewerb nur träumen können! Diese Verteilungsmentalität, basierend auf einem sehr wirkungsvoll organisierten Kartell, hat sich in der Branche sehr lange – bis vor wenigen Jahren – halten können. Unsere Firma war zu Beginn nicht Mitglied des Kartells. Wir waren also gezwungen, unser Glas den wenigen Kartellmitgliedern abzukaufen.

Aufschwung in der Nachkriegszeit

In den Nachkriegsjahren begann sich die Lage in der Schweiz und dank dem Marshallplan auch im kriegsversehrten Europa wieder zu normalisie-



Firmen-Affiche (Firmentafel), ca. 1930

ren. Ein Aufschwung setzte ein, und eine zunehmende Bautätigkeit wirkte sich natürlich günstig auf das Unternehmen Glas Trösch aus. Es wurde eine Handelsabteilung für Fenster- und Gussglas angegliedert. Die alten Gebäude erfuhren Erweiterungen. Der Einbau des ersten handbetätigten Kranes in einer hohen Halle war ein Ereignis. Am Bahnhof Bützberg wurde eigens für Glas Trösch ein Eisengestell montiert, mit dem man mit einem einfachen Handkran die schweren Glaskisten in der Grösse von 2,5 auf 4,0 m von den Bahnwagons auf die Transportwagen umladen konnte. Die Firma verfügte über keine eigenen schweren Lastwagen. So behalf man sich am Anfang mit einem Pferdefuhrwerk des nachbarlichen Bauern Ernst Jenzer.

Als Bub war ich noch dabei, als Glaskisten mit dem Pferdetransport in die neue Lagerhalle überführt wurden. Davon existiert noch ein Film, aufgenommen von meinem Vater. Unser Nachbar, Walter Spichiger, zurückgekehrt aus den USA, kaufte einen schweren Saurer-Lastwagen und löste damit nach einigen Jahren die Pferdetransporte ab. Er übernahm jetzt die Glastransporte, sei es ab Bahnhof, manchmal auch ab dem Rheinhafen Basel, manchmal holte er das Glas direkt bei den Glashütten in Romont oder Moutier für uns ab.

Die Tschechoslowakei trat unter dem Joch des Kommunismus als Glaslieferant nicht mehr in Erscheinung und wurde abgelöst durch Belgien, später durch Deutschland.

Die zunehmende Geschäftstätigkeit und die steigenden Umsätze unserer Firma führten zu Problemen mit dem Kartell. Das Ziel meines Vaters war es, Kartellmitglied zu werden und damit von dessen günstigen Einkaufspreisen zu profitieren. Das Kartell basierte auf einem System von Exklusivlieferverträgen mit sämtlichen Glasherstellern in Europa. Das heisst, die Lieferanten verpflichteten sich, ausschliesslich an das Kartell zu liefern. Daneben existierte ein festes Preisbindungssystem der so genannten ersten und zweiten Hand, das heisst die Absatzstruktur und die Preise waren bis zum Endabnehmer festgelegt. Zuoberst gab es die Kategorie der exklusiven Vertglasmitglieder, die 100 Prozent des Schweizer Glasmarktes kontrollierten. Darunter bestand eine ganze Verteilhierarchie mit zum Beispiel den Glasverarbeitern, zu denen wir zählten; dann den Glashändlern; Glasereien; Eisenhändlern wie zum Beispiel Rudolf Geiser in Langenthal oder der Firma Waldmeier in Herzogenbuchsee, die Glas vertrieben; dann den Endabnehmern: Fensterfabrikanten; Schlossern; Möbelfabriken;

Schreinereien. Für alle Kategorien waren die Verkaufspreise fest vorgeschrieben. Durch die Aufnahme der Isolierglasproduktion stieg unser Glasbedarf von Jahr zu Jahr, und wir waren immer gezwungen, für teures Geld Glaskontingente von den stagnierenden, alten Vertglasmitgliedern zuzukaufen.

Der Einstieg der dritten Generation

Wie bereits erwähnt, arbeitete ich ab 1951 in der Firma meines Vaters. Eigentlich wäre vorgesehen gewesen, dass ich eine kaufmännische Lehre absolviere. In der Praxis allerdings arbeitete ich zwei Jahre ausschliesslich im Betrieb und lernte und verrichtete alle vorkommenden Arbeiten. Im Rückblick gesehen bin ich für diese zweijährige Praxis sehr dankbar! Das dritte und letzte Lehrjahr absolvierte ich 1953 bei der Firma Blaser & Co. AG in deren Glasabteilung an der Schneidergasse in Basel, wo ich auch die kaufmännische Abschlussprüfung ablegte. Die Firma Blaser war Vertglasmitglied, als solche ein grosser Lieferant für uns, da wir damals dem Kartell noch nicht angeschlossen waren.
1955 war es nach jahrelangem Seilziehen und vielen Kämpfen so weit, dass das Kartell uns – wenn auch ungern – als Mitglied aufnehmen musste. Da die alten Vertglasmitglieder, bei denen wir ja unser Glas beziehen mussten, kein Interesse hatten, uns als Kunde zu verlieren, wurde unser Aufnahmeverfahren mit allen Schikanen während Jahren verzögert. Als neues Mitglied wurde man nur zugelassen, wenn man einen bestimmten Glasbedarf nachweisen konnte. Wollte man aber den Umsatz ausdehnen, war es unumgänglich, den Kunden Preiszugeständnisse zu machen, die nach den Kartellvereinbarungen unzulässig waren. Diesen Kampf um die Mitgliedschaft habe ich als junger Mann miterlebt. Es waren meine ersten Erfahrungen mit der Glaswelt, und diese haben mein Verhältnis zu Verbänden und insbesondere zu Kartellen entscheidend geprägt. Ich gestehe ganz offen, dass ich noch heute von Verbänden sehr wenig und von Kartellen noch weniger halte!
In Basel sah ich übrigens auch das erste Isolierglas. Die amerikanische Firma Libbey Owens Ford Glass hatte ein Verfahren entwickelt, um ein Bleiband auf einen metallisierten Glasrand aufzulöten. Dieses Produkt – genannt «Thermopane» – lizenzierte das US-Unternehmen nach dem

Oben und rechte Seite: Bilder aus den Glasfabriken Trösch von Martin Ziegelmüller, Acryl auf Papier, entstanden in den Jahren 1996 bis 1999.

Krieg nach Belgien. Das erste Isolierglas in Europa war deshalb «Thermopane», ursprünglich also ein amerikanisches Produkt. Interessanterweise setzte es sich damals in den USA nicht durch, umso mehr aber in Europa. Inzwischen ist Thermopane – weil technisch überholt – schon längst vom Markt verschwunden. 1956 stellten wir das erste Isolierglas der Marke Heglas her. 1958 erlaubte mir mein Vater, zusammen mit ihm eine eigene Gesellschaft für die Herstellung von Isolierglas zu gründen, die Firma Heglas AG.

1958 trat auch mein Bruder in die elterliche Firma ein. Von 1955 bis 1957 hatte er eine Banklehre bei der Kantonalbank in Langenthal absolviert, im Anschluss daran ein Glaspraktikum bei der Firma Schweikert in Heilbronn. Von diesem Zeitpunkt an entwickelten wir gemeinsam die Firma schrittweise zu ihrer heutigen Grösse. Unterstützt wurden wir in den 60er- und 70er-Jahren durch eine ausgezeichnete Baukonjunktur, hervorgerufen durch den baulichen Nachholbedarf nach dem Zweiten Weltkrieg. Aber auch in diesen, im Rückblick guten Jahren, hatten wir einige Rezessionen durchzustehen! Im Grossen und Ganzen haben wir auch immer die richtigen Entscheidungen getroffen, um die Firma voranzubringen. Dabei wurden wir unterstützt durch viele wertvolle Mitarbeiter auf allen Stufen. Einige davon sind bereits ausgeschieden, andere Führungskräfte, die uns begleitet haben, gehen langsam ihrer Pensionierung entgegen.

Unsere Firmengruppe umfasst heute 25 Produktionsgesellschaften in der Schweiz, Deutschland und Frankreich. In der Schweiz sind wir Marktführer mit einem Marktanteil von zirka 30 Prozent. Wir stellen alle Produkte her, die man aus flachem Floatglas herstellen kann: Isolierglas, Wärmeschutzglas, Sonnenschutzglas, gehärtetes Sicherheitsglas, Verbundsicherheitsglas, Glasmöbel, Autoscheiben, Lokomotivscheiben, Scheiben für Eisenbahnwagen, Brandschutzglas, einbruchhemmendes Glas, schallschützendes Glas usw. In Europa sind wir der grösste unabhängige, mittelständische Betrieb in der Flachglas verarbeitenden Industrie und haben es als einzige geschafft, erfolgreich mit zwei grossen Werken in die Flachglasproduktion vorzudringen. In der Schweiz sind in den letzten Jahren die meisten mittelständischen Betriebe entweder von den Glaskonzernen, die weltweit das Glasgeschäft beherrschen, oder dann von uns aufgekauft worden.

Auch auf der Seite unserer Abnehmer hat sich ein sehr grosser Wandel vollzogen. Vor 40 Jahren gab es noch hunderte von kleineren und grös-

Teilansicht der Isolierglasproduktion 1960. Foto Wüthrich, Langenthal

Produktion von Windschutzscheiben aus Verbundsicherheitsglas in Ursenbach

seren Schreinereien, welche Fenster und Möbel herstellten, sowie Schlossereien und Metallbaufirmen, welche alle unsere Kunden waren. In unserem näheren Einzugsgebiet zwischen Aarau, Bern, Jura und Emmental sind in den letzten Jahren dutzende von mittelständischen Betrieben verschwunden. Es gibt also auch auf unserer Kundenseite einen zunehmenden Konzentrationsprozess zu beachten, dem wir Rechnung tragen müssen.

Natürlich gäbe es einiges zu erzählen aus der Zeit zwischen 1956 und heute. Aber das wird wohl einmal Bestandteil einer anderen Geschichte sein. Zurzeit bereiten mein Bruder Erwin und ich den Übergang an die vierte Generation vor. Auch wenn diese auf ein gutes Fundament aufbauen kann, wird es nicht an Herausforderungen fehlen, die es in der Zukunft zu meistern gilt. Im Grunde genommen haben mein Bruder und ich eine Gründerzeit erlebt, wo noch fast alles möglich war. Die Glasindustrie war wenig entwickelt, und vor allem die dazugehörende Maschinenindustrie für Isolierglasmaschinen und Glaszuschneidemaschinen war praktisch inexistent. Mit der Gründung der Firma Bystronic im Jahre 1964 mit dem Ziel der Herstellung von Glasverarbeitungsmaschinen haben wir mit einigem Erfolg versucht, auch diese Chance wahrzunehmen.

Früher war der Grat, auf dem man als Unternehmer wanderte, noch wesentlich breiter, als er heute ist. Das heisst, früher durfte man noch Fehler machen, ohne gleich wirtschaftlich bestraft zu werden. Für die uns nachfolgende Generation ist dieser Grat wesentlich schmäler geworden. Fehlentscheidungen können in der heutigen Zeit Unternehmen sehr rasch in Schwierigkeiten bringen. Wir sind aber sehr zuversichtlich, dass die jüngere Generation die Herausforderungen und Chancen ebenso wahrnehmen wird wie wir es taten! Insofern sind wir glücklich, dass wir die Verantwortung bald in neue, junge Hände übergeben können im Bewusstsein, dass jüngere Leute den Herausforderungen der neuen Zeit besser gewachsen sind. Ganz nach dem Motto von Napoleon: Kriege gewinnt man mit jungen Generälen und alten Hauptleuten!

Die neue Bahnstrecke wächst – trotz Rückschlägen

Im Oberaargau wird die Bahn 2000 gebaut (Teil 2)

Herbert Rentsch

Die Neubaustrecke der Bahn 2000 im Oberaargau nimmt konkrete Form an. Im Sommer 2002 sind grosse Teile des Rohbaus beendet. Die Arbeiten laufen trotzdem auf Hochtouren. Denn verschiedene wichtige Bauten sind noch am Entstehen. An einigen Stellen jedoch arbeiten schon die Bahntechniker: Sie errichten Gleise, Fahrleitungen, Kabelkanäle usw.
Am 12. Dezember 2004 soll die neue Bahnlinie fahrplanmässig in Betrieb genommen werden. Doch die Strecke muss etliche Zeit früher beendet sein, denn umfangreiche Probefahrten sind unumgänglich. Trotz grossem Baufortschritt läuft nicht immer alles reibungslos. Ab Dezember 2001 haben die Bahnbauer im Oberaargau mit Problemen zu kämpfen. So steht die Bohrmaschine im Önzbergtunnel wegen einer Störung längere Zeit still. Und beim bereits gebohrten Tunnel Wolfacher Nord – ebenfalls im Önzberg – kommt es zu einem spektakulären Zwischenfall, der zu baulichen Verzögerungen führt.

Ein Tunnel bricht ein

Es trifft die Bahnbauer plötzlich und unerwartet. Der Nachmittag des 28. Februar 2002 ist ruhig, das Wetter schön. Die Bauarbeiten der Bahn 2000 im Abschnitt Önzberg verlaufen ohne Probleme. Die Männer im Tunnel Wolfacher Nord – er ist seit rund einem halben Jahr durchbrochen – arbeiten wie gewohnt, als sie plötzlich ein Knacken hören. Gespannt halten sie inne. Das Geräusch kommt von der Tunneldecke, die mit Spritzbeton ausgekleidet ist. Als die knackenden Töne nicht aufhören, sondern intensiver werden, wissen die Arbeiter instinktiv: höchste Gefahr. Sie lassen ihre Maschinen und Werkzeuge stehen und eilen dem Tunnelportal zu. Kaum sind die Männer draussen, geschieht es auch schon: Der Beton der Tunnelauskleidung reisst, das Gewölbe kracht in sich zusammen.

Tonnen von Erde – gegen 400 Kubikmeter – sacken in die Tiefe, der Tunnel stürzt auf einer Länge von rund 100 Metern ein.
Draussen herrscht Bestürzung. Sind alle Arbeiter im Freien oder wurden Leute verschüttet? Die Verantwortlichen auf der Baustelle schlagen Alarm. Sofort wird das Spital Langenthal orientiert. Dort wird vorsichtshalber Katastrophenalarm ausgelöst. Würde der letzte Februartag als schwarzer Tag in die Baugeschichte der neuen Eisenbahnlinie eingehen? Bald stellt sich heraus: Die schlimmen Befürchtungen sind unbegründet. Alle Arbeiter haben sich retten können, bevor die Erde eingebrochen ist. Man ist noch einmal mit dem Schrecken davongekommen.
Spektakulär ist die Situation trotzdem. Das nördliche Portal des Tunnels Wolfacher Nord befindet sich nur wenige Meter unterhalb der neuen Wisistrasse, die zur Umleitung des Verkehrs eigens für den Bahnbau angelegt wurde. Von dieser Strasse bis in den Önzbergwald hinein klafft ein rund 100 Meter langer Krater. Etwa 20 Meter breit ist der Waldboden in den Tunnel versunken, schräg ragen mitgerissene Bäume am Rand der Einbruchzone in die Luft. Unter den Erdmassen begraben liegen die Maschinen, mit denen die Arbeiter noch kurz zuvor den Tunnelquerschnitt vergrössert haben.
Sofort wird die Stelle weiträumig abgesperrt. Zur Sicherung des Kraterrandes sägen angeseilte Arbeiter die Bäume um, welche wegen des instabilen Untergrundes auch umstürzen könnten. Ein böses Erwachen erleben die Bauleute am nächsten Tag: der Tunnel ist nochmals um rund 50 Meter eingebrochen. Die Verantwortlichen der Neubaustrecke sind ratlos. Ein derartiger Einbruch ist in der Geschichte des Tunnelbaus bisher nicht bekannt. Zwar lag die Decke des Wolfachertunnels an der Einsturzstelle nur wenige Meter unter dem Waldboden. Doch normalerweise verteilt die Tunnelröhre den Druck der Erdmassen gleichmässig und verhindert einen Einsturz. Immerhin muss man wissen: Die beiden Wolfachertunnel im Önzberg – die einspurigen Abzweigertunnels von und nach Solothurn also – wurden nicht mit einer grossen Bohrmaschine gebohrt, sondern mit kleineren Geräten herausgebrochen. Im doppelspurigen Önzbergtunnel dagegen wird die vom Bohrkopf kreisrund herausgebrochene Tunnelröhre nach wenigen Metern mit Betonringen, den so genannten Tübbingen, ausgekleidet. Damit erhält ein solcher Tunnel sofort Festigkeit. Dies war beim Tunnel Wolfacher Nord nicht so. Die ausgebrochene Röhre wurde nur mit Ankereisen und Spritzbeton stabilisiert.

Eingebrochenes Tunnelstück am Önzberg. Fotos Verfasser

Abrisskante der Einsturzstelle

Für die Bauleute stellt sich nun die Frage, wie es mit dem eingebrochenen Tunnelstück weitergehen soll. Eine Strategie ist rasch gefunden:

1. Sicherung des Einsturzgebietes, insbesondere der Abbruchzonen.
2. Das abgesackte Erdreich wird weiter aufgefüllt und mit Baumaschinen verfestigt.
3. An Stelle der früheren Tunnelwände werden Löcher senkrecht in den Boden gebohrt, mit Eisengittern und Beton entstehen Pfähle.
4. Auf die Pfahlwände wird eine Betondecke erstellt.
5. Die eingebrochene Erde wird wieder herausgebaggert.

Die Arbeiten werden unverzüglich aufgenommen. Nur kurze Zeit später sind zwei so genannte Pfählmaschinen auf dem Platz. Sie treiben Eisenrohre in den Boden, in denen die Pfähle betoniert werden können. Bis Ende 2002 soll die Betondecke auf den Pfählen liegen, und die eingestürzten Erdmassen sollen ausgebaggert sein. Im Juli ist ein Teilziel erreicht: Alle 260 Pfähle sind betoniert.

Der Einbruch des Wolfachers Nord hat Konsequenzen für den Bau des Tunnels Wolfacher Süd. Dieser verläuft vom Önztäli her über den Önzbergtunnel hinweg und mündet schliesslich parallel zum Tunnel Wolfacher Nord kurz vor Inkwil. Auch dieser zweite Abzweigertunnel liegt zum Teil nur wenige Meter unter dem Önzbergwald. Die Projektleitung beschliesst, die Tunnelwände sicherheitshalber zusätzlich mit Eisengittern zu stabilisieren. Zudem werden längere Ankereisen in den Berg getrieben und die Spritzbetonschicht wird dicker als im Wolfacher Nord. Im Mai beginnt der Bau des Tunnels Wolfacher Süd. Die Bohrmaschine, die eigentlich vor Ort wäre, kann jedoch nicht eingesetzt werden, denn sie steht noch von den eingestürzten Erdmassen begraben im Tunnel Wolfacher Nord. So muss eine andere Maschine herbeigeführt werden.

Ein Koloss wird demontiert

Zu mehreren Monaten Verzögerung kommt es auch an anderer Stelle im Önzberg. Im doppelgleisigen Haupttunnel sind die Bohrarbeiten mit der grossen Maschine seit dem 19. September 2001 im Gang. Die Inbetriebnahme der Bohrmaschine erfolgte damals übrigens am gleichen Tag, an dem der Tunnel Wolfacher Nord durchstochen wurde. Bis im Dezember 2001 sind knapp 800 Meter des Önzbergtunnels gebohrt – noch fehlen

Aeschi, Tunnelröhe des Önzbergtunnels (Teil Tagbau)

Die Geleise der verlegten Stammlinie bei Bützberg

rund zwei Kilometer. Vor Weihnachten soll die Bohrmaschine wegen der Festtagsferien abgestellt werden. Doch es kommt anders. Bereits einige Tage früher steht die Maschine still. Grund: Metallteile im Hydrauliköl. Den Verantwortlichen ist die Situation zu riskant, weshalb ein Baustopp verordnet wird.

Die Frage ist: Woher stammen die Metallteile und warum sind sie abgerieben worden? Die Befürchtungen der Techniker: Es ist Abrieb, der im Hauptlager der Maschine entstanden ist. Das Lager befindet sich unmittelbar hinter dem Bohrkopf. Und dieses radähnliche Ungetüm mit einem Durchmesser von 12 Metern und einem Gewicht von 200 Tonnen steht 800 Meter tief im Önzberg drin. Das Lager selbst ist 160 Tonnen schwer und hat einen Durchmesser von 4 Metern. Muss es demontiert werden? Und wo könnte allenfalls eine Reparatur vorgenommen werden? Denn eines ist klar: Rückwärts kann die Bohrmaschine nicht gefahren werden, denn dafür ist sie nicht konstruiert. Und im gebohrten Tunnel ist der Platz eng, vielleicht zu eng für einen Transport des demontierten Lagers. Könnte es nicht im Tunnel repariert werden, gäbe es eine andere Variante: Vom Waldboden des Önzbergs müsste ein Loch senkrecht hinunter auf den Bohrkopf gegraben werden, damit das Lager auf diese Weise ins Freie gebracht werden könnte. Doch dies wäre vom Aufwand her und zeitlich gesehen ein Schreckensszenario: die Bohrmaschine steht nämlich rund 30 Meter unter dem Erdboden.

Über die Festtage analysieren Techniker die beschädigte Maschine. Sie bohren in den Kern des Hauptlagers. Und es zeigt sich: Die millimetergrossen Metallteile stammen tatsächlich von dort. Weil die Schäden anscheinend nicht allzu gross sind, beginnen die Tunnelbauer am 7. Januar 2002 wieder mit der Arbeit. Einen Tag später haben sich die Hoffnungen zerschlagen, es könne weitergebohrt werden. Die Maschine muss wieder abgestellt werden. Und jetzt ist klar: Es führt kein Weg am Ausbau des Hauptlagers vorbei. Zum Glück kann die Reparatur im Tunnel durchgeführt werden. Trotzdem ist dies nicht ganz leicht, denn das Lager muss für die Demontage vom Bohrkopf getrennt und dieser am nachfolgenden Teil der Maschine angeschweisst werden. Nötig sind auch Arbeiten am Tunnelboden. Dieser muss so hergerichtet sein, dass der abgetrennte Teil hinter dem Lager zurückversetzt werden kann. Nur so ist es möglich, das Lager mit einem Kran herauszuheben und für die Reparatur um 90 Grad nach vorn zu kippen.

Arbeit am Tunnel Gishübel, Wanzwil

Tunnel Gishübel, Wanzwil, Aussenansicht der Baustelle

Am Ort des Geschehens zeigt sich ein faszinierendes Bild – die Eingeweide einer Bohrmaschine sozusagen. Das Lager, ein Hohlzylinder von vier Metern Durchmesser, steht knapp hinter dem Bohrkopf im Tunnel, gekippt und an grossen Eisenketten fixiert. Der Blick in die geöffnete Maschine – ein Gewirr von Schläuchen, Kabeln, Zylindern und Rohren. Hoch oben auf dem Lager stehen Arbeiter und reparieren die beschädigten Stellen. Einer der Stahlringe, aus denen das Lager gebaut ist, muss ersetzt werden.
Nach dreimonatigem Unterbruch ist die Reparatur beendet. Am Osterdienstag, 2. März 2002, beginnt sich der Bohrkopf wieder zu drehen. Probleme treten nun nicht mehr auf. Das vorgegebene Ziel, pro Tag 23 Meter zu bohren, wird gar übertroffen: Die Tunnelarbeiter schaffen 29 Meter pro Tag. Im Sommer wird die Bohrmaschine umgerüstet. Nach dem Einsatz im Sandgestein muss nun im Lockergestein gebohrt werden. Dies erfolgt im so genannten Nassvortrieb, bei dem das erbohrte Gestein mit Wasser abtransportiert wird. Bis Ende 2002 soll der Önzbergtunnel durchbrochen sein. Beinahe beendet ist im Sommer 2002 derjenige Teil des Önzbergtunnels, der bei Aeschi SO im Tagbau erstellt wird.

Tunnels, Brücken, Gleise

Abgesehen von den drei Tunnels im Önzberg sind im Sommer 2002 die meisten Kunstbauten im Oberaargau beendet. Von den Tagbautunnels sieht man zumeist nur noch die Portale. Erde überdeckt die Röhren, und teils ist der Boden bereits wieder mit Vegetation bewachsen. Im Rohbau ausgeführt sind die Tunnels Aegerten (Wynau), Langenthal, Thunstetten (zwei Röhren), Gishübel (Herzogenbuchsee) und Hersiwil SO. Die Murgbrücke ist längst fertig, auch die Strassenüberführungen sind gebaut. Zum grössten Teil rollt der Verkehr schon seit einiger Zeit darüber. Teils beendet, teils noch im Bau ist das Trassee der neuen Strecke. Am weitesten gediehen: der Teil zwischen Langenthal und Herzogenbuchsee. Das hat seinen Grund: Dort bereitet man die Verlegung der alten Stammlinie Bern–Olten parallel neben die Neubaustrecke vor, es würden also vier Geleise nebeneinander laufen. Die SBB wollen die alte Stammlinie bereits im Herbst 2002 (ein Gleis Ende September, das andere im Oktober) aufheben und die Züge über das neue Trassee fahren lassen. Dies ist auch

auf der Strecke zwischen der Kaltenherberge und Wynau (Brunnmatten) vorgesehen. Auch dort soll die Stammlinie neben die Neubaustrecke verlegt werden. Zwischen Langenthal und Herzogenbuchsee wird ab April der Schotter aufgeschüttet, später legen die Arbeiter die Geleise. Auch die Masten für die Stromleitung und die Signale stehen seit dem Frühsommer an der Strecke.

Eine Mauer erhitzt die Gemüter

Die Stammlinie in den Brunnmatten soll bis im November 2002 aufs Trassee der Neubaustrecke verlegt sein. Doch dort droht sich dieser Termin auf den Frühling 2003 zu verschieben. Es stellt sich nämlich heraus, dass eine noch nicht fertig gebaute Stützmauer entlang des Gugelmann-Areals bei Roggwil am falschen Ort steht: etwa drei Meter zu weit südöstlich und damit auf dem Grundstück der Gugelmann AG. Die Projektleitung der SBB gibt den Fehler zu. Als Begründung für den Irrtum wird der entlang des Trassees verlaufende Wartungs- und Hilfeleistungsweg angegeben. Entlang des Gugelmann-Areals hatte dieser bei der Planauflage im Jahr 1993 gefehlt. Später sei der Weg trotzdem in die Ausführungspläne eingezeichnet worden, womit die Mauer aufs Gugelmann-Grundstück gebaut worden sei, erklären die SBB. Arealbesitzer Adrian Gasser macht eine Eingabe beim Kreisgericht Aarwangen-Wangen und verlangt den Abbruch der Mauer. Inzwischen geht der Bau jedoch weiter. Anfang Juli droht die Sache zu eskalieren. Adrian Gasser lässt einen Bagger auffahren, mit dem mehrmals Armierungseisen abgerissen werden. Der Gugelmann-Besitzer droht gar, die Mauer einreissen zu lassen. Ein nicht ungefährliches Unterfangen, denn in der Aufschüttung hinter der Mauer verläuft eine Röhre, durch die der Brunnbach fliesst – ein Provisorium, bis die alte Stammlinie aufgehoben werden kann. Würde die Mauer abgerissen, so könnte die Aufschüttung abrutschen und die Bachröhre mitreissen.
Am 3. Juli geht der Bagger abermals gegen die Mauer vor. Die Arbeiter der Baufirma König AG stellen sich jedoch auf die Mauer, um weitere Beschädigungen zu verunmöglichen. Nach Verhandlungen zwischen Adrian Gasser und der König AG räumen die Leute von der Baufirma ihr Material ab; der Bagger greift nicht mehr ein. Am nächsten Tag fällt der

Entscheid des Gerichts über Gassers Eingabe. Gerichtspräsident Adrian Jaisli ordnet an, dass die Mauer bis Ende Juli abgebrochen werden muss. Doch die SBB verhandeln nochmals mit Adrian Gasser. Zehn Tage nach dem Gerichtsentscheid einigen sich die Parteien. Die Mauer kann stehen bleiben. Im Gegenzug bezahlen die SBB an Adrian Gasser eine Abfindung. Über die Höhe des Betrags schweigen sich die Parteien aus. Immerhin: Der Abbruch der Mauer und der Wiederaufbau hätten die SBB eine schöne Stange Geld gekostet. Fachleute schätzen einen Betrag von mehreren 100 000 bis gegen eine Million Franken. Und Adrian Gasser hätte kaum erreicht, dass die ganze Stützmauer entfernt worden wäre. Denn da wäre nationales Interesse geltend gemacht worden, und der Bund hätte das überbaute Land der Gugelmann AG enteignen können.

Tribut an die Natur

Während der ganzen Bauzeit der neuen Bahnlinie muss die Bevölkerung im Oberaargau starke Beeinträchtigungen hinnehmen: Besonders die Menschen in den Dörfern nahe bei den Baustellen leiden jahrelang unter Lastwagenverkehr, Lärm und Staub. Es gibt zeitweise Verkehrsbehinderungen. Zudem verändert sich die gewohnte Landschaft in einem kaum gekannten Ausmass. Umso erstaunlicher, dass es nicht zu grösseren Protesten kommt. Einerseits scheint es, dass sich die Oberaargauer mit dem Bahnbau abgefunden haben. Und andererseits liegt es an der Projektleitung der SBB in Langenthal. Dort werden die Probleme der Menschen ernst genommen. Alle Reklamationen werden beantwortet, und wenn möglich wird eine Lösung gesucht. Viel tun die SBB auch fürs Image im Infozentrum in Langenthal und bei Bauführungen. Immer wieder gibt es zudem aufwändig organisierte Tage der offenen Baustellen, zu denen die Interessierten jeweils zu Hunderten strömen.
Mit dem Bahnbau sind im Oberaargau ganze Landschaften umgestaltet, Wälder durchschnitten und Naturschutzgebiete beeinträchtigt worden. Bei der Plangenehmigung des Bundes von 1997 waren deshalb – mit Blick auf diese Veränderungen – Auflagen gemacht worden, dank denen der Natur etwas zurückgegeben werden sollte: die ökologischen Ausgleichsmassnahmen, welche die SBB bezahlen müssen. In der Bauphase der neuen Strecke nehmen auch diese Projekte nach und nach Gestalt an. Im

Ökologische Ausgleichsmassnahmen: Der Stellibach wurde bei Herzogenbuchsee ans Tageslicht geholt

Brunnmatten, Roggwil, Trassee und ökologische Ausgleichsfläche

Zuge der Landumlegungen werden zahlreiche Bäche renaturiert, das heisst, sie erhalten naturnahe Wasserläufe und Ufer. Zwei gut sichtbare Beispiele dafür sind die wieder offen gelegten Bäche nordöstlich von Herzogenbuchsee, der Seemattgraben sowie der Stellibach in der Nähe des Badwaldes.
Die Brunnmatten bei Roggwil, ein Landschaftsschutzgebiet von nationaler Bedeutung, waren bis weit in die Neunzigerjahre eines der am stärksten umstrittenen Teilstücke der Neubaustrecke gewesen. Dort müssen die SBB deshalb ein besonderes Augenmerk auf die Landschaft richten. Die Teile, auf welche später das Trassee zu liegen kommt, werden deshalb abschnittweise und zeitlich versetzt überbaut. So sollen Fauna und Flora Zeit erhalten, sich auf dem benachbarten Gelände anzusiedeln. Der Lärmschutzdamm, der in den Brunnmatten errichtet wird, ist auf der Trasseeseite statt als Betonmauer mit grossen Steinen gebaut worden – einerseits zur besseren Lärmdämmung, andererseits aber auch als Lebensraum für Pflanzen und Tiere. Unter dem Trassee werden Durchlässe für Kleintiere gebaut. Der Brunnbach wird umgeleitet, erhält naturnahe Ufer und wird in einem Durchlass unter der neuen Bahnlinie hindurchgeführt. Dieser Durchlass wird speziell breit gebaut, damit ihn auch grössere Tiere benutzen können. Zudem werden die Ufer von Mattenbach und Bergbach möglichst naturnah gestaltet und bepflanzt.
Höchst umstritten war in der Planungsphase auch das Gebiet Hard nordöstlich von Langenthal – wegen der dortigen Grundwasservorkommen. Beim Bau des Tunnels Langenthal (Tagbau) und der davor liegenden Einschnitte mit den Grundwasserwannen treffen die SBB deshalb besondere Vorsichtsmassnahmen. Insbesondere werden 65 Kontrollbrunnen gebohrt und betrieben, welche die Qualität des Grundwassers ständig prüfen. Nur ein einziges Mal wird Alarm ausgelöst: Ein Bohrer, der ein Loch für einen seitlichen Betonanker gebohrt hat, ist per Zufall auf einen der Kontrollbrunnen gestossen, wobei das Wasser leicht verschmutzt worden ist. Der Bau des Tunnels Langenthal mit den Grundwasserwannen geht ohne Probleme über die Bühne, sodass im Sommer 2002 der Rohbau beendet ist.

Teil 1 dieses Beitrages ist im Jahrbuch 2001 erschienen.
Quellen: Archiv Berner Zeitung (BZ)

Neuerscheinungen

Vom Dorf zur Stadt. Langenthal im 20. Jahrhundert. Herausgegeben von der Stiftung zur Förderung wissenschaftlich-heimatkundlicher Forschung über Stadt und Gemeinde Langenthal. Redaktion: Simon Kuert. Langenthaler Heimatblätter 2001. 248 Seiten.

Nach den zwei Sonderheften über Emma Seiler-Diruf und die Pflegeausbildung (vgl. Besprechungen im Jahrbuch 2001) ist Ende 2001 der erste «reguläre» Band im Rahmen des neuen Konzeptes für die «Langenthaler Heimatblätter» herausgekommen. Die Monografie ist – im ersten Jahr des neuen Jahrtausends – «Langenthal im 20. Jahrhundert» gewidmet. Neun Autoren zeichnen unter der Schriftleitung von «Stadtchronist» Simon Kuert die Entwicklung «vom Dorf zur Stadt» nach.

Behandelt werden die politische Entwicklung (Autor: Samuel Hermann), die Siedlungsentwicklung (Samuel Hermann und Matthias Kuert), Kultur (Willy Schwarz, Christine A. Jossen), Kirchen (Willy Schwarz), Schulen (Max Jufer), Landschaftsforschung (Valentin Binggeli), Wirtschaft (Alfred Kuert) und Sport (Marcel Hammel und Hans Mathys).

So vielfältig wie die Themen sind auch die Zugänge dazu: Geraffte Übersichtsdarstellungen stehen neben vertieften Aspekten – zum Beispiel zur Einführung des Gemeindeparlamentes im Jahr 1919, mit der sich der Wandel zur Stadt eigentlich bereits recht früh abzeichnete, obschon diese Bezeichnung erst mit der Gemeindeordnung von 1996 offiziell übernommen wurde.

Ausschnitte aus den Lebenserinnerungen von Arthur Geiser (1908–1994) setzen auf den ersten Seiten einen lebensnahen Akzent. Ein eigenes Kapitel ist den Langeten-Hochwassern und dem «Abschied vom Kleinvenedig» gewidmet (Simon Kuert). Den Abschluss bildet der Ausblick von Stadtpräsident Hans-Jürg Käser ins 21. Jahrhundert. Jürg Rettenmund

Die Burgergemeinde Rütschelen. Herausgegeben vom Dorfverein Rütschelen in Zusammenarbeit mit dem Burgerrat von Rütschelen. Redaktion, Gestaltung und Realisierung: Walter Schneeberger. Eigenverlag, Rütschelen, 2002. 127 Seiten.

In Rütschelen werden durch die Dorfhistoriker Hans Leuenberger, Hans Kurth-Hofstetter und Walter Schneeberger regelmässig Ausstellungen zu geschichtlichen Themen durchgeführt: «Rütschelen vor Jahr und Tag». Diese begleiten jeweils eigens erarbeitete Broschüren. Die Ausstellung 2002 war der Burgergemeinde Rütschelen gewidmet.
Die Autoren haben das Archiv der Rütscheler Burgergemeinde durchforstet und geben nun mit Dokumenten, Chroniken und Berichten einen Einblick in das bedeutende Oberaargauer Gemeinwesen.
Ein Ausschnitt aus den Inhalten: Die Ausscheidungsverträge aus dem Jahre 1867. Burgernutzen – Privileg des Burgers? Durch Rütscheler Feld und Wald – ein Paradies für Spaziergänge. Burgerhütte auf dem Gütsch – ein Ort zum Verweilen. Der Bau der Antenne auf dem Dornegggütsch 1988/89.
Die Burgergemeinden als öffentlich-rechtliche Körperschaften sind im Laufe des Gemeindebildungsprozesses des 19. Jahrhunderts entstanden und wussten sich vor allem durch den Einsatz der Oberaargauer im Vorfeld des Gemeindegesetzes von 1876 zu behaupten. Ihre Existenz wurde im Laufe des 20. Jahrhunderts zwar immer wieder in Frage gestellt, doch seitdem sich die Burgergemeinden und burgerlichen Korporationen in einem Verband zusammengeschlossen haben und sie sich vermehrt im kulturellen und ökologischen Bereich engagieren, ist die Existenzfrage in den Hintergrund getreten. Offenbar gelingt das, was im Nachwort zur Zukunft der Burgergemeinden zu lesen ist: «Die Institution der Burgergemeinde lässt sich zwar aus der Vergangenheit heraus verstehen, rechtfertigen dagegen muss sie sich immer wieder neu durch ihr Verhalten in der Gegenwart.»

Simon Kuert

Rudolf Baumann, Kurt Dürig, Otto Neuenschwander: Vorwärts … Marsch! Rund um die Blasmusik. Verlag Merkur Druck AG, Langenthal, 2001. 95 Seiten.

Im Herbst 2001 gestaltete der Langenthaler Zahnarzt Rudolf Baumann in seinem «Trummlehus» an der Aarwangenstrasse erneut eine Ausstellung.

Nach dem gelungenen Erstling «Die goldenen 50er-Jahre» folgte nun eine Ausstellung rund um die Blasmusik. Zu dieser erschien auch das hier anzuzeigende Buch.
Die Verfasser stellen ein Kapitel über die Geschichte der Blasmusik im Oberaargau («Blasmusik zwischen Jura und Napf») ins Zentrum. (S. 26–52). Darin zeigen sie die Entwicklung auf, die zur Gründung des Oberaargauischen Musikverbandes führte. Auch wird in diesem Kapitel das breite Spektrum der in unserer Gegend erklingenden Blasmusik aufgezeigt.
Kurt Dürig, welcher während 36 Jahren erfolgreich die Musikgesellschaft Roggwil dirigiert hatte, zeigt in seiner musikalischen Biographie «Vom Klavierlehrerinnenschreck zum Blasmusikdirigenten» auf, wie die Blasmusik eine Lebensgeschichte erfüllen kann.
Das erste Kapitel des Buches ist der Militärmusik in der Schweiz gewidmet. Illustriert durch viele Bilder, wird der Weg vom Harsthorn zum symphonischen Blasorchester (S. 7–24) beschrieben. Verbunden mit der Militärmusik ist die Musik zu Pferd. «Spielleute zu Pferd» heisst denn auch ein weiteres Kapitel mit der Reproduktion von Bildern aus dem 14.–20. Jahrhundert. Eine kurze Geschichte der Holzblasinstrumente und der Blechblasinstrumente beschliesst das wertvolle Buch.
Jeder, der sich künftig mit der Geschichte der Blasmusik im Oberaargau beschäftigt oder der im Zusammenhang mit einem Blasmusikanlass Informationen benötigt, wird dankbar auf dieses Werk zurückgreifen; auch jeder Vereinschronist, welcher die Geschichte des eigenen Musikvereins in einen grösseren Zusammenhang stellen möchte. Simon Kuert

Simon Kuert (Texte), Peter Graber (Zeichnungen):
Kirchen im Oberaargau.
Herausgeber: Ökonomisch Gemeinnütziger Verein
des Oberaargaus. 2001. 164 Seiten.

Zeichnungen von Peter Graber aus Wolfisberg standen am Anfang dieses Buchprojektes des Ökonomisch Gemeinnützigen Vereins Oberaargau: Dieser hatte sich vorgenommen, alle Kirchen des Landesteils mit seinem Bleistift festzuhalten. Sie bilden nun das Gerüst des Buches. Ergänzt werden sie durch historische Erläuterungen, für die Simon Kuert verantwortlich zeichnet.

In einem ersten Teil geht der Textautor auf die Entwicklung der regionalen kirchlichen Organisation ein. Eine gekürzte Version davon wurde im Jahrbuch 2001 als Ergänzung zum Beitrag über die politische Entwicklung des Landesteils abgedruckt.
Auf die regionale Übersicht folgen die einzelnen Kirchgemeinden mit ihren Kirchen in alphabetischer Reihenfolge. Den Erläuterungen zur Lage und zur Geschichte der Bauten ist jeweils eine Liste mit den wichtigsten bekannten Lebensdaten der Pfarrer beigegeben. Diese Listen sind von der Reformation bis zum Zeitpunkt der Drucklegung nachgeführt. Das Buch wird damit zu einem wertvollen Nachschlagewerk für alle, die sich mit der regionalen und lokalen Geschichte befassen.
Ein eigenes Kapitel ist schliesslich der Entwicklung der katholischen Kirche im Oberaargau im 20. Jahrhundert gewidmet. Auch hier werden die einzelnen Pfarrkirchen und Pfarreien der Katholischen Kirchgemeinde Langenthal einzeln vorgestellt, allerdings – mit Ausnahme des Seelsorgebezirkes Langenthal – ohne Pfarrerlisten. Jürg Rettenmund

Evelyne Lang Jakob:
Der Architekt Hector Egger, 1880–1956. Verlag Stämpfli, Bern, 2001.
ISBN 3-7272-1084-2. 72 Seiten.

Mit Hector Egger (1880–1956) besitzt Langenthal einen Architekten von nationalem Rang. Durch sein Schwimmbad von 1931–1933 wurde er im In- und Ausland berühmt. In der Monografie von Evelyne Lang Jakob erfahren er und sein Werk nun die dieser Bedeutung gemässe Würdigung. Der Architektin und Publizistin stand dafür das Archiv des Architekturbüros Hector Egger zur Verfügung, und sie hat dieses Material durch Interviews und Besichtigungen ergänzt.
In einer kurzen Einführung bettet die Autorin Hector Egger in sein Umfeld – die vom Grossvater gegründete Baufirma, sein Architekturbüro und die Entwicklung der Region – ein. Ein Ausschnitt aus einer Ansprache, die Hector Egger anlässlich einer Veteranenehrung 1946 gehalten hat, lässt neben Angaben zur Biografie und zur Unternehmensgeschichte auch den Menschen lebendig werden.
Der Schwerpunkt der Monografie liegt jedoch beim Werk Hector Eggers. Dabei wird augenfällig, dass die bekannten öffentlichen Gebäude und

Industriebauten nur einen Teil davon ausmachen. Ebenso zahlreich sind die von ihm erstellten Villen sowie die Arbeitersiedlungen, die von seinem sozialen Engagement zeugen. Die mit erstmals veröffentlichten Originalzeichnungen und Fotos grosszügig illustrierte Übersicht wird durch eine Würdigung und ein vollständiges Werkverzeichnis abgeschlossen. Sie macht deutlich, wie stark Hector Egger zu seiner Zeit die Bautätigkeit im Oberaargau geprägt hat. Jürg Rettenmund

Vreni Siegenthaler:
Jugend-Erinnerige. Eigenverlag Vreni Siegenthaler, Oschwand, 2001.
ISBN 3-9522380-0-7. 85 Seiten.

Vreni Siegenthaler aus Oschwand hat im Eigenverlag die Erinnerungen an ihre Jugendzeit in Oberbipp herausgegeben. Die kurzen Mundartgeschichten erzählen Episoden aus der Zeit vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg. Es sind vor allem die kleinen Episoden des Alltags, die die Autorin festhält. Sie spielen im Bauernhaus «zmitts im Dorf, und doch echli elei», zu dem das Atelier der beiden Tanten ebenso gehört wie der Hühnerhof, der Garten und der Stall.
Immer wieder schimmern dabei die Zeitumstände durch: Es muss zwar niemand direkt Not leiden, doch muss zum Geld Sorge getragen werden, um durchzukommen. Da ist der Stolz der Tochter gross, wenn sie mit ein paar neu angelegten Gartenbeeten, in denen sie Setzlinge zum Verkauf zieht, das erste eigene Geld verdienen und damit eine schöne Schürze machen lassen kann. Handkehrum muss sie mit den ersten Lederschuhen bis zur Konfirmation zuwarten, denn der Vater ist der entschiedenen Meinung: «Solang die arme Buebe im Buebeheim nume Holzschue hei, loufe ou üser Ching i Holzschue ume!»
Die Geschichten aus der Jugendzeit werden abgeschlossen mit Konfirmation und Welschlandjahr («Frömds Brot ässe»). Ihnen folgen einige eher beliebig angefügte spätere Geschichten. Eine gewisse Beliebigkeit haftet auch dem ganzen Büchlein an: Die einzelnen Episoden sind vielfach bloss lose an- und ineinandergefügt, ein Faden, der den Leser, die Leserin durch die Geschichten zieht, entsteht kaum. Dazu ist die Mundart allzu oft im Satzbau wie in der Wortwahl stark an die Schriftsprache angelehnt, die Schreibweise zudem nicht immer einheitlich. Man wünscht der Autorin

für das im Geleitwort bereits angekündigte zweite Bändchen ein Lektorat, das sie bei der Drucklegung wohlwollend-kritisch begleitet.

Jürg Rettenmund

Pro Natura Oberaargau 2001

Käthy Schneeberger-Fahrni

Ein fleissiger Leser des Oberaargauer Jahrbuchs sagte mir, er finde es interessant, dass wir unsere Vereinsaktivitäten immer unter ein Jahresmotto stellten. Selbstverständlich kann man auch ohne Leitspruch arbeiten. Ende Jahr überlege ich mir aber jeweils, was gelungen, was missraten ist. Je nach Stimmung wähle ich dann einen Spruch, der mich tröstet, aufmuntert und durchs neue Jahr begleitet. Für 2001 lautete er:

gehen euch
die Augen auf
geht euch eine
Welt auf
die untergeht
wenn nicht allen
die Augen und
die Herzen aufgehen *Otto Höschle*

Wir durften als Gäste unsere Hauptversammlung am 18. Mai 2001 im Betriebsgebäude der Kies- und Betonwerke Iff AG in Niederbipp abhalten. Können einem Augen und Herz aufgehen an einem Ort, den wir als «Wunde in der Landschaft» wahrnehmen? Das Thema des Abends lautete «Neues Leben auf steinigem Boden dank der Dynamik in Kiesgruben».
Nach dem geschäftlichen Teil stellte uns Jürg Wyss den Betrieb der Iff AG vor. Er zeigte auf, wie Kies und Sand, die wenigen Rohstoffe der Schweiz, in computergesteuerten Mischwerken aufbereitet werden, damit sie auf Baustellen oder in der Betonherstellung verarbeitet werden können. Bei der Kiesveredelung und Betonherstellung gehe es um technisch komplexe Prozesse, um das sorgfältige Abwägen zwischen Rohstoffvorkommen, Marktlage und Landschaftsschutz, um strenge Qualitätskontrollen und

um eine weitsichtige Zukunftssicherung. Die Vorstellung, man trage einfach eine Landschaft ab, stimme nicht. Zwar sei jeder Abbau ein Eingriff in die Landschaft. Bei sorgfältiger Planung werde der Lebensraum aber nicht nur zerstört, sondern es würden auch neue Lebensräume geschaffen. Über Jahrzehnte habe sich die Kiesgrube Iff zu einem wertvollen Naturschutzreservat entwickelt.
Auf dem anschliessenden Rundgang mit dem Biologen Yves Bocherens und dem Ökologen Ernst Grütter konnte die grosse Schar der Teilnehmenden Einblick nehmen in den zwei Hektaren grossen Reservatsteil mit Schotter- und Sandflächen, Steilwänden, Grundwassersee und Teichen.
Die Vielfalt der Lebensräume und ihr Reichtum an zum Teil seltenen Tieren und Pflanzen sind beeindruckend. Die Abbaustellen sind bedeutende Ersatzlebensräume für die verloren gegangene Dynamik unserer Flusslandschaften – also doch Anlass genug, dass uns Augen und Herzen aufgehen.
Nach dem Rundgang gab es bei Speis und Trank, offeriert von der Iff AG, viel zu diskutieren. Herzlichen Dank dem Geschäftsführer, Jürg Wyss, und seinem Team!

Bauberatungen

Bauberatungen stehen regelmässig auf der Traktandenliste unserer Vorstandssitzungen. Gerne beraten wir Private, Firmen oder Behörden in Umweltfragen, wenn es sich um Angelegenheiten handelt, die unsere Möglichkeiten als freiwillig Tätige nicht übersteigen. Bei Anfragen von Behörden wird es für uns oft zur Gratwanderung, ob wir uns ausserhalb eines ordentlichen Verfahrens bereits zu einer Sache äussern und festlegen sollen. In manchen Fällen kann dies zweckmässig sein, damit wichtige Umweltanliegen rechtzeitig angemeldet und diskutiert werden. Selbstverständlich behalten wir uns jeweils das Recht vor, wenn nötig zu versuchen, nicht berücksichtigte Forderungen auf dem Rechtsweg durchzubringen.
Weiter studieren und diskutieren wir publizierte Baugesuche, die Landwirtschafts- oder Landschaftsschutzgebiete tangieren.
Hier einige Beispiele:
Im Bauverfahren zum Neubau des Flusskraftwerkes Wynau forderte der Kanton als ökologische Ausgleichs- und Ersatzmassnahme ein Stillgewässer im Bereich der alten Maschinenhalle. Das Stillgewässer wurde zwar

Vom Aussterben bedrohte Helm-Azurjungfer auf dem Gelände der ZALA Aarwangen. Foto Ernst Grütter, Roggwil

realisiert, das alte Gebäude aber – entgegen den Auflagen bei der Plangenehmigung – nicht abgebrochen; vielmehr überdeckt es nun einen grossen Teil dieses Stillgewässers. Die Kraftwerksleitung argumentiert, sie habe inzwischen gemerkt, dass die über 100-jährige Halle gute Dienste als Logistikraum leiste. Müsste sie abgerissen werden, wäre irgendwo in der näheren Umgebung ein Neubau nötig. Bliebe der Altbau bestehen, würde dies für uns aus naturschützerischer Sicht eine wesentliche Projektänderung bedeuten, die durch geeignete anderweitige Ersatzmassnahmen zu kompensieren wäre. Dessen ist sich die Firmenleitung nun auch bewusst geworden. Allerdings ist es gar nicht so einfach, dafür in der näheren Umgebung einen entsprechenden Ort zu finden und sich über das Ausmass eines finanziellen Beitrags zu einigen.

ZALA Aarwangen: Da die bestehenden Abwasserreinigungsanlagen im Langetental und in Langenthal den anfallenden Mengen und den heutigen Anforderungen nicht mehr genügen, soll in Aarwangen eine gemeinsame Einrichtung entstehen. Dies erachten wir zwar als sinnvoll, doch kommt der Gebäudekomplex in ein heikles Gebiet mit wertvollen Lebensräumen für seltene Tiere, wie die in der Schweiz vom Aussterben bedrohte Libelle Helm-Azurjungfer, zu stehen. Mit unserer Einsprache wollen wir auf denkbare Gefährdungen hinweisen und erreichen, dass die Umwelt mit geeigneten Vorsichtsmassnahmen möglichst wenig beeinträchtigt wird. Wo dies nicht zu vermeiden ist, sollen ökologische Ausgleichsmassnahmen den Schaden minimieren.
Unsere Forderungen werden nun berücksichtigt. Eine Baubegleitung durch ein Ökobüro soll dies sicherstellen.
Eine Gemeinde lädt uns ein, zur geplanten Erweiterung einer grossen Gewächshausanlage Stellung zu nehmen. Wir erreichen, dass der Landwirt als Ersatz für den Landschaftsverlust eine Hecke mit einheimischen Sträuchern pflanzen muss sowie eine Extensivwiese mit Bäumen und Buntbrachen anzulegen hat. Bei dieser Gelegenheit machen wir die Behörden darauf aufmerksam, es gehe nicht an, die Vergrösserung des Betriebes wie bisher etappenweise als innere Aufstockung zu genehmigen. Bei einer allfälligen künftigen Erweiterung der Anlage sei aus raumplanerischen Gründen zwingend eine Änderung der baurechtlichen Grundordnung in eine Zone für Intensivlandwirtschaft zu veranlassen.
Im Anzeiger lesen wir eine Baupublikation der Gemeinde Roggwil, die unverdächtig, ja unterstützungswürdig tönt. Sie lautet: «Umbau der Wehrschwelle in eine Blockrampe bei der Wasserableitung in den Stampfibach, Umbau der bestehenden Naturschwelle zur Vernetzung der Rot». Eine Naturschutzorganisation müsste dies doch befürworten, sollte man meinen. Da wir das Gebiet gut kennen, können wir dem vorliegenden Baugesuch nicht zustimmen. Unsere Einwände: Das Wehr und die Ableitung in den Stampfibach sind Teil einer jahrhundertealten Bewässerungsanlage der Mönche von St. Urban. Es gibt also einerseits kulturhistorische Gründe dagegen. Die geologische Situation in der Süsswasser-Molasse ist andererseits so, dass ein Fischaufstieg bei dieser Naturschwelle wohl seit jeher unmöglich war. Die geplante 40 Meter lange Blockrampe mit ortsfremden Steinblöcken würde in der Landschaft als Fremdkörper auffallen und einen massiven Eingriff in die Gewässermorphologie bedeuten, abgesehen davon, dass die Wasser-

amsel ihren Brutplatz unter dem Wasserfall verlöre. Wir sind überzeugt, dass die vom kantonalen Fischereiinspektorat geforderte Rampe als Fischaufstieg untauglich ist. Unsere Einsprache gibt den kantonalen Behörden Gelegenheit, das Projekt zu überdenken. Ein Entscheid steht noch aus.

Exkursionen und Veranstaltungen

Gemeinsam mit der Volkshochschule Langenthal organisierten wir den Kurs vom 23. August zum Thema: «Neue Arten in der Schweiz: Gefahren – Chancen». Es war schade, dass nur wenige Interessierte den spannenden Diavortrag und den Rundgang mit dem Biologielehrer Yves Bocherens besuchten. Seit eh und je werden Samen oder Pflanzenteile durch Wind, Wasser, Tiere und Menschen verfrachtet und die Arten dadurch verbreitet. Als einheimisch bezeichnen wir Arten, die bis Ende des 15. Jahrhunderts den Weg nach Europa fanden. Die Einwanderung neuer Arten ist ein jahrtausendealter Prozess und nicht unbedingt «unnatürlich». In der heutigen mobilen Gesellschaft werden Pflanzen und Tiere jedoch in noch nie da gewesenem Ausmass über die Erde verschleppt und verbreitet. Viele dieser so genannten «Neophyten» profitieren davon, dass sie hier kaum natürliche Feinde vorfinden. Manche Gartenpflanzen haben sich inzwischen selbstständig gemacht und werden so auf naturnahen Flächen zum Problem, weil sie die einheimische vielfältige Flora verdrängen. Beispiele: Riesenkerbel, Japan-Knöterich oder Kanadische Goldrute. Mit Exoten, zum Beispiel Cotoneaster, sind Krankheiten wie der Feuerbrand eingeschleppt worden, welchem nun ganze Obstbaumanlagen zum Opfer fallen.

Weitere Aktivitäten und Arbeiten von Vorstandsmitgliedern

– Leitung von Exkursionen
– Zusammenarbeit mit verwandten Organisationen
– Mitarbeit in folgenden Verbänden und Institutionen: Vorstand Pro Natura Bern; Delegiertenrat Pro Natura Schweiz; Vorstand Region Oberaargau; Stiftungsrat Wässermattenstiftung; Vorstand Arbeitsgemeinschaft zum Schutz der Aare (ASA); als freiwillige kantonale Naturschutzaufseher usw.

Am Schluss meines ersten Jahresberichtes als Vereinspräsidentin 1991 fragte ich mich, was 50 Jahre freiwillige Naturschutzarbeit im Oberaargau

bewirkt haben, und ob sich das Engagement vieler Menschen lohnte, da die Landschaft seit dem Zweiten Weltkrieg doch zu einem grossen Teil überbaut, ausgeräumt und verarmt sei. Die gleiche Frage habe ich mir in den vergangenen elf Jahren immer wieder gestellt. Die vielen negativen Zeitungsschlagzeilen und -berichte im Jahre 2001 stimmen mich auch heute nicht zuversichtlich.

So lese ich etwa: «Den Forellen gehts an die Nieren. Ursache unbekannt»: Die Ökologen schliessen nicht aus, dass der Mensch eines Tages von der schleichenden Vergiftung der Gewässer auch betroffen sein könnte.

«Klimaveränderung – die Risiken nehmen zu»: Innerhalb Europas wird die Schweiz besonders hart getroffen. Es drohen Erdrutsche, Schlammlawinen, Überschwemmungen, Waldbrände. Es ist fraglich, ob die zu erwartenden Unwetterschäden langfristig überhaupt noch bezahlbar sein werden.

«Druck auf die unverbaute Landschaft»: Jede Sekunde wird in der Schweiz ein Quadratmeter Land verbaut. Seit 1945 haben wir mehr Land verbaut als alle Generationen vor uns seit dem Beginn unserer Zeitrechnung. Den haushälterischen Umgang mit dem Boden zu fördern, wie es in den Richtplänen steht, tönt zwar gut, auf eine Verwirklichung und auf eine konsequente Anwendung des Raumplanungsgesetzes warten wir aber vergebens. Angriffe auf das Beschwerderecht der Natur- und Umweltorganisationen konnten bisher knapp verhindert werden. Es gibt aber weiterhin solche Bestrebungen, unter anderem auch, das Bundesamt für Umwelt, Wald und Landschaft als eigenständig organisierte Einheit zu zerschlagen oder gar abzuschaffen.

Obwohl all das am Ende meiner Präsidialzeit eher negativ tönt, bereue ich die Zeit nicht, die ich zusammen mit meinen Kolleginnen und Kollegen im Vorstand von Pro Natura Oberaargau eingesetzt habe. Ich habe viele interessante Menschen kennen und schätzen gelernt und Dinge erfahren, die mir sonst fremd geblieben wären. Mit Lust, Beharrlichkeit und vielleicht auch einer Portion Sturheit habe ich Anliegen zu Gunsten einer farbigeren Mitwelt vertreten, manchmal sogar mit Erfolg. Gefreut habe ich mich immer wieder, Leute zu finden, die mit mir am gleichen Strick zogen und mich ermutigt haben, weiterzukämpfen und auf dem eingeschlagenen Weg weiterzugehen.

Ich hoffe, dass vielen die Augen und die Herzen aufgehen, damit uns allen eine Welt auf- und nicht untergeht.

Herzlichen Dank allen!